

Vorgängerinnen

Der Weg von Frauen in das geistliche Amt

Festschrift zum Jubiläum
45 Jahre Gleichstellung
von Frauen und Männern
im Pfarramt in
der Evangelischen Kirche
Berlin-Brandenburg-
schlesische Oberlausitz

Herausgegeben von
Rajah Scheepers

Vorgängerinnen

Der steinige Weg von Frauen ins Pfarramt

Es fing an mit einem Traum ...

Vor 500 Jahren träumte das erste Mal ein Mensch nachweislich von einer Frau auf der Kanzel: die Reformatorin und Lieddichterin Elisabeth Cruciger, deren Lied „Herr Christ, der einig Gotts Sohn“ in unserem Gesangbuch steht. Tatsächlich sollte es noch über 400 Jahre dauern, ehe ihr Traum Wirklichkeit wurde: 1908 Zulassung von Frauen zum Studium, 1920 erstes theologisches Examen einer Frau, 1943 erste Ordination einer Frau und schließlich 1974 die Änderung der Grundordnung unserer Kirche, die Frauen und Männer im Pfarramt gleichstellen sollte.

Frauen im geistlichen Amt – immer noch eine Seltenheit

Inzwischen stehen Mädchen und Frauen nahezu alle Türen offen. Unsere Landeskirche hat ein Mentoringprogramm für Pfarrerrinnen beschlossen und blickt man sich in deutschen, evangelischen Pfarrämtern um, könnte man denken: Pfarrerrinnen, wohin man schaut. Doch tatsächlich ist es erst seit kurzem berufssoziologisch so, dass das evangelische Pfarramt kein männlich dominierter Beruf mehr ist und weltweit sind die Kirchen deutlich in der Überzahl, die Frauen den Zugang zum geistlichen Amt verwehren. Und dies betrifft nicht nur katholische oder orthodoxe Kirchen, sondern auch lutherische Kirchen. In Lettland zum Beispiel wurde vor kurzem die Möglichkeit der Ordination von Frauen wieder abgeschafft, in Polen werden Frauen von der lutherischen Kirche überhaupt nicht ordiniert und in Deutschland galt bis vor 45 Jahren für Pfarrerrinnen die „Zölibatsklausel“. Das heißt, eine Pfarrerrin, die heiratete, erhielt mit ihrer Heiratsurkunde zugleich ihre Entlassungsurkunde aus dem Dienst, war also plötzlich nicht mehr in der Lage, ihren erlernten Beruf auszuüben und erhielt keine Bezüge mehr. Bis zu einer Scheidung oder bis zum Tod des Ehemannes.

Dies ist umso überraschender als der Reformator Martin Luther selber vor 500 Jahren schrieb: „Denn was aus der Taufe gekrochen ist, das kann sich rühmen, dass es schon zum Priester, Bischof und Papst geweiht sei, obwohl es nicht einem jeglichen ziemt, solch Amt auszuüben.“ Und so gab es auch zahlreiche Frauen, die in

der Reformationszeit predigten, Flugschriften und theologische Abhandlungen verfassten, geistliche Lieder dichteten, mithin als Theologinnen tätig waren. Doch das Amt einer Pfarrerrin sollte Frauen noch über 400 Jahre lang verwehrt bleiben.

Die Theologinnenfrage

Erst die Zulassung von Frauen zum Studium in Preußen im Jahr 1908 brachte die Frage auf die Tagesordnung, wie denn mit den Studentinnen der Theologie zu verfahren sei. Kirchliche Examina wie ihre männlichen Kommilitonen abzulegen, wurde ihnen verwehrt und so wurde ihnen schließlich gestattet, staatliche Prüfungen zu absolvieren. Doch was dann? Für die evangelischen Kirchen in Deutschland war es selbstverständlich, dass eine Frau nicht das geistliche Amt innehaben könne. Und auch die Theologinnen waren sich untereinander uneins – sollten sie ein spezielles „Frauen-Pfarramt“ fordern, das sich um Frauen und Kinder kümmern könne, oder sollten sie das gleiche Pfarramt wie ihre Brüder in Christo anstreben? Ende der 1930er-Jahre ging man dann vereinzelt dazu über, Theologinnen wie Diakonissen einzusegnen, also ihnen für einen sehr begrenzten Aufgabenbereich innerhalb einer Gemeinde unter einem Pfarrer Aufgaben zu übertragen.

Ilse Härter – Die erste ordinierte Theologin in Deutschland (1943)

Als man 1939 der Theologin Ilse Härter ihre Einsegnung vorschlug, sagte sie den mutigen und bis dato wohl noch von keiner Frau geäußerten Satz: „Sagen Sie dem Presbyterium: Zu meiner Einsegnung werde ich nicht anwesend sein.“ Mit Erfolg: Am 12. Januar 1943 ordinierte Präses Kurt Scharf aus Protest gegen die Bestimmungen der übrigen Bekennenden Kirche, Theologinnen nur einzusegnen, Ilse Härter und Hannelotte Reiffen in Sachsenhausen in das volle Pfarramt, im Talar – das hatte es bis dato deutschlandweit noch nicht gegeben. Diese volle Ordination ins Pfarramt geschah zunächst als Akt des Widerstandes im Widerstand, da die Synode der Beken-

nenden Kirche im Oktober 1942 sich noch gegen die Ordination von Frauen ausgesprochen hatte. Erst im Oktober 1943 gab der Bruderrat der Bekennenden Kirche in Preußen die Ordination von Frauen frei, woraufhin am 16. Oktober 1943 in Berlin-Lichterfelde Lore Schlunk, Annermarie Grosch, Sieghild Jungklaus, Margarete Saar, Ruth Wendland und Gisela von Witzleben ordiniert wurden.

Jubiläumsfeierlichkeiten und Wanderausstellung

Die Ordinationen im Krieg durch die Bekennende Kirche waren die ersten Ordinationen von Frauen in Deutschland. 1974 erst erfolgte die Gleichstellung, die den Wegfall der „Zölibatsklausel“ beinhaltet. Die Jubiläen im Jahr 2018 – 75 Jahre Ordination – und im Jahr 2019 – 45 Jahre Gleichberechtigung im Pfarramt – sind eine gute Möglichkeit, damit zu beginnen, die Lücke im kulturellen Gedächtnis unserer Landeskirche zu schließen und das Ergebnis der Öffentlichkeit zugänglich zu machen.

Die Landeskirche hatte im Juli 2018 mich als Pfarrerin und habilitierte Kirchenhistorikerin gebeten, die Geschichte der Ordination und Gleichstellung von Frauen im geistlichen Amt zu erforschen. Den Auftakt bildete ein Festakt in den Räumen der Theologischen Fakultät zu Berlin: Zu diesem Festakt luden am 7. November 2018 die Theologische Fakultät der Humboldt-Universität zu Berlin, die EKD und unsere Landeskirche ein. Den Festvortrag hielt der Dekan der Theologischen Fakultät, Professor Christoph Marksches. Die Präsidentin der Humboldt-Universität, Professorin Sabine Kunst, sprach ein Grußwort, Bischof Dr. Markus Dröge hielt einen Einführungsvortrag.

Den Abschluss bildet ein Festgottesdienst mit Empfang am 30.4.2019, bei dem die Wanderausstellung „Vorgängerinnen. Der Weg von Frauen in das geistliche Amt der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz“ unter der Schirmherrschaft von Bischof Dr. Markus Dröge und Präses Sigrun Neuwerth eröffnet wird. Diese Tafeln, geschrieben von siebzehn Frauen aus Kirche, Diakonie und Theologie, sollen einige Aspekte unserer Geschichte sichtbar machen.

Abschließender Dank

Der Dank gilt schließlich neben dem Bischof unserem Propst, Dr. Christian Stäblein, der sich von Anfang an für dieses Projekt eingesetzt und mich ermutigt hat. Danken möchte ich auch den Mitgliedern der „AG-Frauenordination“ im Konsistorium unter der Leitung von Dr. Christina-Maria Bammel: Heilgard Asmus, Barbara Deml,



Meike Waechter, Barbara Hustedt, Marita Lersner, Magdalena Möbius, Dorothea Braeuer, Dr. Kerstin Menzel, Susanne Kahl-Passoth und Barbara Manterfeld-Wormit. Nicht möglich gewesen wären Realisierung und Umsetzung der Ausstellung ohne die vielen, vielen Verfasserinnen und Verfasser! Für inhaltlichen Rat danke ich besonders dem Vorsitzenden des Vereins für Berlin-Brandenburgische Kirchengeschichte, Altpropst Dr. Karl-Heinrich Lütcke, sowie Professor Dr. D. Wolf Krötke. Der Graphiker Rüdiger Kern hat aus unendlich viel Archivmaterial und Texten sowohl eine ansprechende und leserliche Festschrift als auch eine wunderschöne Ausstellung erstellt. Matthias Kindler schließliche danke ich für die Erstellung der Video-Clips, die über die QR-Codes erreichbar sind und unsere Bilder und Texte in die sozialen Medien tragen.

Der größte Dank aber kommt denjenigen zu, die uns vorgegangen sind, damit auch wir als freie und gleichberechtigte Menschen in dieser Kirche leben und arbeiten können – unseren Vorgängerinnen.

So wünsche ich mitten in der Osterzeit eine anregende Lektüre und Spurensuche



Hier geht's
zum Video

„Zu meiner Einsegnung werde ich nicht anwesend sein!“

Beharrlichkeit und Mut von Frauen auf dem Weg in das geistliche Amt¹

Verehrte Gleichstellungsbeauftragte der EKD,
liebe Präses unserer Synode,
verehrte Frau Universitätspräsidentin,
verehrter Herr Dekan,
verehrte Theologinnen und Theologen,
meine sehr verehrten Damen und Herren!

Die Frauenrechtlerin Hedwig Dohm schrieb 1874 in ihrer Schrift „Die wissenschaftliche Emanzipation der Frau“:

„Aber es wird ein Tag kommen, wo die Frau, der Nadel und des Kochlöffels überdrüssig, die Geschlechtssymbole von sich wirft, wo sie, müde der abgedroschenen Phrasen, mit denen sie bisher betrogen worden, dem Despoten ‚Mann‘ den Gehorsam kündigen und Gehorsam fordern wird von denen, die ihr unterthan im Geiste. Kommen wird der Tag, wo sie in die Tempel der Männer dringen, ihre Kanzeln besteigen und ein neues Evangelium predigen wird, die frohe Botschaft von der Menschwerdung des Weibes.“

Dieses Postulat für die „Menschwerdung des Weibes“ illustriert Hedwig Dohms Vision von einem gleichberechtigten Zusammenleben von Männern und Frauen mit dem Bild von Frauen, die Kanzeln besteigen und ein neues Evangelium verkünden. Ihre Emanzipationsvorstellungen beziehen sich darauf, dass Frauen in bisher allein Männern vorbehaltene Räume einzudringen vermögen und damit auch eine Neudefinition bestehender Wertevorstellungen vornehmen können.

Es sollte 1874 allerdings noch eine Weile dauern, bis es Frauen möglich wurde, eine Kanzel zu besteigen. Es war ein langer Weg zur Zulassung von Frauen zum vollen Pfarramt. Den Beginn dieses Weges bildete die Zulassung von Frauen zum Universitätsstudium. Hier im ehemaligen Preußen erfolgte dies im Jahr 1908, vor 110 Jahren. Die erste Studentin trug den Namen Agnes von

Zahn-Harnack. Diese grundsätzliche Öffnung der Universitäten für Frauen garantierte dabei aber noch nicht den Anspruch auf Zulassung zu den universitären und staatlichen Prüfungen oder gar den Eintritt in das Pfarramt. Bis 1919 gab es für Theologinnen außer der Promotion keine Möglichkeit, einen regulären Abschluss ihres Studiums zu erreichen. 1920 legte hier die erste Theologin ein Fakultätsexamen ab, Ilse Kersten, unter dem Dekanat Adolf von Harnacks.

Es dauerte weitere Jahrzehnte, bis Frauen ins volle Pfarramt ordiniert wurden – ausnahmsweise geschah dies zu Zeiten des Zweiten Weltkrieges, und diese Ausnahmen versuchte die Kirche nach dem Krieg umgehend wieder rückgängig zu machen. Denjenigen Frauen, die mit einem Pfarrer verheiratet waren, wurde mitgeteilt, sie seien ab nun keine Vikarinnen mehr, sondern unentgeltlich tätige Pfarrfrauen. Die volle Gleichstellung von Männern und Frauen beschloss unsere Kirche erst 1974.

Ich möchte mit einem Festgottesdienst, zu dem ich am 30. April nächsten Jahres in St. Marien einlade, vor allem auf diejenigen Frauen aufmerksam machen und sie besonders würdigen, die als ordinierte Pfarrerinnen bis 1974 noch nicht die vollen Rechte besaßen und auf eine eigene Familie oder eine eigene Pfarrstelle verzichten mussten. Eine dieser Pfarrerinnen, der, als sie heiratete, ihre Ordinationsrechte aberkannt wurden, habe ich im Sommer besucht, und mir ihre eindrucksvolle Berufsgeschichte erzählen lassen: Pfarrerin i. R. Lona Kutzer-Laurien. Es ist heute Abend Gelegenheit, um ausdrücklich den Mut und die Beharrlichkeit von Frauen auf dem Weg in das geistliche Amt zu würdigen und wertzuschätzen.

Für uns heute ist es selbstverständlich, dass Frauen alle Ämter bekleiden dürfen – und auch sollen. Unsere Kirche hat es sich zum Ziel gesetzt, Frauen auf allen Ebenen zu fördern, damit Männer und Frauen gleichberechtigt und gleichermaßen unsere Kirche repräsentieren und gestalten. Wir haben als EKBO zum Beispiel

¹ Als Rede gehalten: 110 Jahre Zulassung von Frauen zum Studium, 75 Jahre Ordination von Frauen, Festakt und Preisverleihung

des Hanna-Jursch-Preises, Humboldt-Universität zu Berlin, 7. November 2018.

ein Mentoringprogramm aufgelegt, um den Anteil von Frauen in Leitungspositionen zu erhöhen. Ohne den Mut und die Beharrlichkeit der Frauen – und auch nicht ohne die Unterstützung einzelner Männer, wie des damaligen Dekans Adolf von Harnack – würde das Gesicht unserer Kirche heute deutlich anders aussehen, eine Hälfte dieses Gesichts wäre weiterhin unterbelichtet.



Ende der 1930er-Jahre hatte es seitens der Bekennenden Kirche einzelne Einsegnungen von Theologinnen gegeben, das heißt, man hatte ihnen für einen sehr begrenzten Aufgabenbereich innerhalb einer Gemeinde unter der Aufsicht eines Pfarrers Aufgaben übertragen.

Als man dies 1939 der Theologin Ilse Härter vorschlug, sagte sie den mutigen und bis dato wohl noch von keiner Frau geäußerten Satz: „Sagen Sie dem Presbyterium: Zu meiner Einsegnung werde ich nicht anwesend sein.“ Die Form einer im Vergleich zur Ordination zweitrangigen Einsegnung lehnte sie entschieden ab.

So kam es dank Ilse Härters Beharrlichkeit und Standfestigkeit vor 75 Jahren, im Jahr 1943, zur ersten Ordination von Frauen ins volle Pfarramt: Am 12. Januar 1943 ordinierte Präses Kurt Scharf aus Protest gegen die Bestimmungen der übrigen Bekennenden Kirche, Theologinnen nur einzusegnen, sie und Hannelotte Reiffen in Sachsenhausen in das volle Pfarramt, im Talar – das hatte es bis dahin deutschlandweit noch nicht gegeben. Diese volle Ordination ins Pfarramt geschah zunächst als Akt des Widerstandes im Widerstand, da sich die Synode der Bekennenden Kirche im Oktober 1942 noch gegen die Ordination von Frauen ausgesprochen hatte.

Ilse Härter hielt zu ihrer Ordination in ihren handschriftlichen Erinnerungen fest, dass es Glatteis gegeben habe, dass sie zur Kirche eher gerutscht als gegangen seien und dass ausgerechnet die großen Scheinwerfer des Konzentrationslagers Sachsenhausen ihnen den Weg beleuchtet hätten. Beide Frauen wussten in diesem Licht zu realisieren, was es bedeutete, illegal Pfarrerinnen zu sein.

Ilse Härter, Schülerin bedeutender Theologen der Bekennenden Kirche, hatte das hartnäckige Selbstbewusst-

sein besessen, für die ganze Ordination zu streiten. So gab im Oktober 1943 der Bruderrat der Bekennenden Kirche in Preußen die Ordination für Frauen frei, woraufhin am 16. Oktober 1943 in Berlin-Lichterfelde Lore Schlunk, Annemarie Grosch, Sieghild Jungklaus, Margarete Saar, Ruth Wendland und Gisela von Witzleben ordiniert wurden.

Ich selbst hatte im August dieses Jahres die große Freude Pfarrerin Marie-Luise Lichtenstein (geb. 1919), die auch während des Zweiten Weltkriegs ordiniert wurde, besuchen zu können. Eine im Alter von 99 Jahren geistig präzente Dame, die mir ein Album mit Fotos von ihrer Gemeindegarbeit zeigte, sich aber auch sehr dafür interessiert hat, was mich heute aktuell bewegt.

Für uns als Kirche ist es wichtig, dass die Namen und die Bedeutung dieser frühen Theologinnen gewürdigt und wertgeschätzt werden. Daher hat unsere Landeskirche ein Projekt eingerichtet, das die Aufarbeitung und Würdigung der Theologinnen auf dem Weg zur Gleichstellung zum Ziel hat. Mit einer Projektstelle soll ein Anfang gemacht werden, den Weg von Frauen in das volle Pfarramt zu erforschen.

Eine der ersten promovierten Theologinnen an dieser Fakultät war Elisabeth Zinn. Ihre Tochter Aleida Assmann hat vor wenigen Wochen den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels verliehen bekommen für ihre Arbeiten zum kulturellen Gedächtnis. Denn nicht nur Individuen bilden ein Gedächtnis aus, sondern auch Kulturen,



„um Identitäten herzustellen, Legitimation zu gewinnen und Ziele zu bestimmen“ (so Aleida Assmann). Für uns als Kirche zählen zu unserem kulturellen Gedächtnis die Erinnerung und die Bewahrung des Erbes dieser ersten Theologinnen.

Ich danke daher sehr den Frauen, die es sich zur Aufgabe gemacht haben, die Biographien der frühen Theologinnen und die historischen und theologischen Zusammenhänge zu erforschen, angefangen von der ersten Studentin dieser Universität über die volle Gleichstellung im Pfarramt und bis hin zur Gegenwart. Dies waren unter der Leitung von Privatdozentin Pfarrerin Dr. Rajah Scheepers Rebecca von Waechter-Spittler, Magdalena Bredendiek und Ada-Julie Görne, Nadja Görne, Marita Lersner, Tanja Pilger-Janssen, Margareta Trende und Meike Wächter, Ulrike Häusler und Kerstin Menzel. Sie

erarbeiten derzeit eine Ausstellung, die am 30. April 2019 präsentiert werden wird, in dem bereits genannten Festgottesdienst in St. Marien.

Damit wird ein wichtiges Stück unserer Identität sichtbar. Wir machen damit deutlich: Hinter die in unserer Kirche durch Mut und Beharrlichkeit von Frauen erreichte Gleichstellung wollen wir nicht zurück und werden wir nicht zurückgehen. Sie gehört zu unserem kulturellen Gedächtnis, zu unserer Identität und sie ist Ausdruck unseres Glaubens, dass Gott Männer und Frauen nach seinem Bilde geschaffen hat, gleichermaßen in seinen Dienst beruft und zu diesem Dienst befähigt. Die Menschwerdung der Frau, von der Hedwig Dohm vor fast 150 Jahren geträumt hat, war für Gott, salopp ausgedrückt, schon immer eine Selbstverständlichkeit.

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit!

Bischof Dr. Dr. h.c. Markus Dröge

Grußwort

Zielstrebig und beharrlich haben Frauen sich ihren Weg gebahnt zum ersten theologischen Examen 1918 und weiter bis zur Ordination fünfundzwanzig Jahre später. Der Glaube kann wohl Berge versetzen, aber ein starker Wille ist bisweilen doch ein guter Begleiter. Ich beglückwünsche die Frauen, die den Anfang gemacht, und alle, die diesen Weg unbeirrt ausgebaut haben. Und ich bin dankbar, dass Synodenpräses Kurt Scharf die Überzeugungskraft im Bruderrat aufbrachte und die Ordination der ersten beiden Frauen im Talar im Januar 1943 einfach durchführte.

Die Hindernisse, die der Ausübung des Pfarramts in den Weg gestellt wurden, waren aus heutiger Sicht unsäglich, denn es ging nicht um intellektuelle Fähigkeiten, nachvollziehbare theologische Gründe oder um Glaubensfragen, sondern allein um gesellschaftliche Festlegungen auf der Basis der Biologie. Frauen haben Ehelosigkeit in Kauf genommen, um ihrer Berufung als Pfarrerin folgen zu dürfen. Allerdings erinnere ich daran, dass in Westdeutschland verheiratete Frauen erst ab 1969 als voll geschäftsfähig galten; und das Bürgerliche Gesetzbuch erlaubt es erst seit Mitte 1977, dass beiden Ehepartnern gleichermaßen die Berufstätigkeit freisteht.

Es ist also noch nicht lange her, noch unsere Großmütter und Mütter wurden davon abgehalten, ihrer Berufung und Neigung zu folgen. Und wir sehen, dass es heute Länder beziehungsweise Gesellschaften mitten in Europa gibt, in denen Frauen das Pfarramt vorenthalten oder sogar wieder entzogen wird.



In der zweiten Dekade des 21. Jahrhunderts ist es in den Kirchen nicht selbstverständlich, dass Frauen und Männern gleiche Rechte und Aufgaben zukommen, ja die Errungenschaft ist gar nicht unumstritten in einer Gesellschaft, in der mancher der Vielfalt und Komplexität ausweichen möchte.

Meine Hoffnung ist: Frauen sind vorgedrungen an ihre Plätze und sie lassen sich nicht vertreiben. Sie sind Gottes geliebte Töchter, an denen er Wohlgefallen hat – im Pfarramt, im Leitungsamt, im Bischofsamt – im Beruf und Ehrenamt.

Präses Sigrun Neuwerth

Grußwort

In der Theologischen Fakultät der Humboldt-Universität zu Berlin hängen praktisch nur Bilder von Männern. Vor meinem Büro hängt zwar das Bild einer Frau (der ersten promovierten Theologin Deutschlands, in meinem Fach, jedoch nicht in Berlin), aber es hat mit der hiesigen Fakultät eigentlich nichts zu tun. Ein paar gewitzte Studierende haben es vor einiger Zeit daher auch entführt, vielleicht, weil sie es für eine unzulässige Beschönigung fehlender Aufarbeitung der Frauengeschichte der Berliner Theologie und hiesigen Kirche hielten. Nun hat diese Aufarbeitung spät, aber umso eindrucksvoller begonnen und dafür ist der Gruppe um Rajah Scheepers besonders herzlich zu danken.

Ein erster öffentlicher Auftakt dieses Erinnerns und Gedenkens war der muntere Festakt am 7. November 2018 im Gebäude der Theologischen Fakultät. Die Universität, die Fakultät und die Landeskirche gedachten gemeinsam der Tatsache, dass seit 110 Jahren Frauen zum Studium zugelassen waren und vor 75 Jahren Frauen in der hiesigen Kirche gleichberechtigt mit den Männern zum geistlichen Amt ordiniert worden waren. Außerdem wurde der Hanna-Jursch-Preis der Evangelischen Kirche in Deutschland verliehen, mit dem die EKD herausragende Arbeiten zu Frauen- und Geschlechterthemen auszeichnet. Munter war der Festakt, weil ne-

ben den obligatorischen Grußworten und programmatischen Festreden auch Studierende Szenen aus dem Leben von Frauen in Kirche wie Theologie nachspielten, die den langen Weg zu den Ereignissen des zwanzigsten Jahrhunderts ebenso deutlich machten wie das reiche Potenzial der Frauen, die schon vor dem letzten Jahrhundert Verantwortung übernahmen und ihre Kirche wie die Wissenschaft als Theologinnen prägten.

Berlin ist ein Ort, an dem die wissenschaftliche Aufarbeitung dieser Geschichte später begonnen hat als anderswo, obwohl es gute Gründe gegeben hätte, früher damit zu beginnen: Der Kirchenhistoriker und Wissenschaftsorganisator Adolf von Harnack kann durchaus als Pionier des Frauenstudiums gelten, denn er hat Studentinnen schon vor der offiziellen Immatrikulation, als sie also noch Gaststudentinnen waren, gleichwohl zu ordentlichen Mitgliedern seines Hauptseminars gemacht und eine Reihe von Frauen zur Promotion geführt – in den Tafeln der Ausstellung ist davon ausführlicher die Rede. Wieweit seine Tochter Agnes von Zahn-Harnack, eine wichtige Figur der institutionalisierten Frauenbewegung, für diese offene Haltung zentral mitverantwortlich war (sie wurde immerhin als erste Frau an der Berliner Universität ordentlich immatrikuliert), wäre noch einmal zu untersuchen. Aber bemerkenswerter-



weise kann man die Öffnung des Theologiestudiums und der theologischen Wissenschaft nicht allein mit einem einzelnen Mann oder gar der theologischen Richtung von Harnack verbinden. Denn die Frauen aus dem Umkreis von Dietrich Bonhoeffer und zu allererst seine langjährige Freundin Elisabeth Zinn zeigen, dass auch die politisch eher konservativen und theologisch eher der liberalen Theologie gegenüber kritisch eingestellten Theologen Frauen förderten und zur Promotion ermuntert haben müssen. Man kann also vielleicht auch hier von den „multiple modernities“ sprechen, mehrfachen Formen unterschiedlicher Modernität, deren Gründe und Beziehungen noch der näheren Aufhellung bedürfen. Die an Anekdoten reiche Geschichte der Ordination zweier Frauen zum Pfarramt ohne jede Einschränkung durch Präses Kurt Scharf in Sachsenhausen bei Oranienburg im Jahre 1943 schließlich macht deutlich: Auch Personen aus der Wort-Gottes-Theologie in der Tradition Karl Barths hatten ihren Anteil daran, dass Frauen den Weg in die gleichberechtigte Teilnahme in Theologie und Kirche fanden. Die Umstände dieses Ordinationsgottesdienstes machen aber auch sichtbar, dass es oft die Frauen waren, die zögernde und bedenkentragende Männer mehr oder weniger sanft in die richtige Richtung schoben. Insofern muss auch darauf geachtet werden, dass diese Geschichte nicht ausschließlich als Geschichte der Veränderung von Haltungen großer Männer erzählt wird, sondern im Zusammenhang der Analyse der veränderten Präsenz von Frauen in der Gesellschaft der Zwischenkriegs- und Weltkriegszeit.

An einer Theologischen Fakultät kann das Thema natürlich nicht allein als historische und sozial- beziehungsweise gesellschaftsgeschichtliche Übung angegangen werden, so viel im Einzelnen trotz der beeindruckenden Arbeit der Vorbereitungsgruppe um Rajah Scheepers noch zu tun ist. Gerade weil das, was heute selbstverständlich sein sollte – dass Frauen für Studium, wissenschaftliche Arbeit und pfarramtliche Tätigkeit genauso gut geeignet sind wie Männer –, heute wieder als Teil einer großen Roll-Back-Bewegung in Frage gestellt wird, gerade weil aber auch noch so viel zu tun ist, um



die vollständige Gleichstellung der Frau in Kirche wie Theologie überall zu bewerkstelligen, muss am Ende auf einen theologischen Gedankengang hingewiesen werden: Wie häufiger in der Geschichte des Christentums zeigt die für unseren heutigen Geschmack unendlich lange Zeit, in der Frauen auf die gleichberechtigte Zulassung zum geistlichen Amt warten mussten, dass sich am Ende der Heilige Geist gegen den Zeitgeist durchsetzt und nicht umgekehrt der Zeitgeist. Oder vielleicht besser: Zeitgeist auch durch den Heiligen Geist geformt wird. In der Schweiz heißt das dezenter lateinisch, aber theologischer drastisch: *providentia dei et confusione hominum*. Für die Frauen, die sich engagiert haben, mag die Charakterisierung der Widerstände als theologische wie politische „Konfusion“ der Männer allzu freundlich klingen; sie werden sich hoffentlich über die sorgsame und ansprechende Arbeit der Vorbereitungsgruppe dieser Ausstellung von Herzen freuen. Und alle anderen werden vielleicht zum ersten Mal lernen, welcher Schatz an Erfahrung und Engagement der Kirche mit diesen Frauen geschenkt wurde und nun darauf wartet, noch mehr gehoben zu werden. Die Berliner Theologische Fakultät ist nicht nur sehr dankbar, sie fühlt sich angespornt, weiter zu forschen, damit nichts und niemand (fem.) vergessen wird!

Prof. Dr. Dr. h.c. mult. Christoph Marksches
Dekan der Theologischen Fakultät der
Humboldt-Universität zu Berlin
und Vorsitzender der Kammer für Theologie der
Evangelischen Kirche in Deutschland

Zwischen Gegenwart und Vergangenheit

Erinnerungen an meine Mutter als Zeitzeugin

Ich bin leider nie auf die Idee gekommen, meine Mutter als Zeitzeugin zu befragen. Das haben aber andere mehrfach getan. Hin und wieder bekam sie Besuch von jungen Frauen, die sie über ihre Biographie als Theologin im Dritten Reich ausfragten. Bei diesen Gesprächen war ich nicht dabei, habe aber anschließend mit ihr über diese Interviews gesprochen. Was sie sagte, überraschte mich sehr, deshalb weiß ich es noch bis heute. Sie betonte nämlich, dass die jungen Frauen so viel besser über die NS-Zeit Bescheid wussten als sie! Das war kontra-intuitiv, aber keineswegs zynisch oder ironisch gemeint, sondern ganz aufrichtig. Für mich war

Familie Elisabeth und Günther Bornkamm in Bethel kurz nach meiner Geburt



diese Einsicht ein wichtiger Schlüssel für das Verständnis von Zeitzugenschaft. Zeitzugen sind nicht nur die Besserwisser, von denen wir uns authentische Wahrheiten über die Vergangenheit abholen. Es sind auch diejenigen, die in der vergangenen Zeit gelebt haben und deshalb keinen Überblick hatten! Sie kannten die Zukunft nicht, sie konnten die verschiedenen Strömungen nicht überblicken, sie hatten die Fragen der Nachwelt nicht, sie konnten nicht alles einordnen, denn sie waren eben nicht im Vollbesitz unseres rückblickenden historischen Wissens.

Der Unterschied zwischen dem Wissen der Zeitzeugin und der nachfolgenden Generation ging mir auch in einer anderen Situation auf. Einmal betrat ich das Haus meiner Mutter und brachte dabei automatisch den Inhalt des Briefkastens mit in die Wohnung. Sie nahm ihre Post in Empfang und ihr Blick blieb an einer Briefmarke hängen. „Ach, so sah er aus!“ sagte sie. „Ja wer denn?“ fragte ich. „Ach der Pastor Schneider, für den wir jahrelang Fürbitte-Gebete gebetet haben!“ antwortete sie. Pfarrer Paul Schneider kam 1937 als Häftling nach Buchenwald und wurde dort 1939 ermordet. Man spricht von ihm heute als dem ‚Pfarrer von Buchenwald‘, weil er nicht aufhörte, trotz Repressionen und Folter die Häftlinge zu ermutigen und mit geistlichem Zuspruch zu stärken. Er schöpfte seine Kraft aus einem Gebot aus der biblischen Apostelgeschichte: „Man muss Gott mehr gehorchen als den Menschen.“ Als ich Volkhard Knigge, den Leiter der Gedenkstätte Buchenwald, besuchte, fand ich seine Wohnung in der Paul-Schneider-Straße in Weimar. Nach Paul Schneider ist heute nicht nur eine Straße benannt, es gibt auch eine ‚Pfarrer-Paul-Schneider-Gesellschaft‘. Die Briefmarke kam zu Schneiders 50. Todestag im Jahr 1989 heraus. In der DDR, auch das kann man heute durch Internet-Recherche leicht feststellen, hatte es bereits 1958 eine Briefmarke für den „Antifaschisten Paul Schneider“ gegeben. Ich selbst hätte die Briefmarke damals nicht weiter beachtet. Meine Mutter dagegen wurde von dieser Marke getroffen; sie löste bei ihr einen Erinnerungsschub und spontanes Erzählen aus. In diesem Moment wurde mir der Abgrund zwischen

Zeitzeugen und Nachwelt klar: Die Erfahrungsgeneration hat kein Bild vor Augen, dafür aber eine Geschichte im Herzen, und wird von Gefühlen überschwemmt. Die Nachgeborenen haben ein Bild in der Hand und Zugang zu allen möglichen Informationen, kennen aber diese gefühlsmäßige Verbindung nicht.

Ich erinnere mich noch an den Vortrag eines Hamburger Theologen, der Ende der 1980er-Jahre in Heidelberg einen Vortrag über Dietrich Bonhoeffer hielt. Da ich wusste, dass meine Mutter Bonhoeffer gekannt hatte, und glaubte, dass sie sich über ein solches Gespräch freuen würde, habe ich mit dem Professor ein Treffen bei ihr zuhause zum Tee arrangiert. Das ging völlig schief. Der Professor aus Hamburg belehrte meine Mutter und mich wortgewaltig über die Schriften und Ansichten Bonhoeffers, um uns klar zu machen, dass dieser kein lupenreiner Demokrat war. Der Gast aus Hamburg vertrat mit seiner Mission offenbar eine jüngere Theologengeneration, die sich gegen diesen Übervater zur Wehr setzen musste.

Eine ganz andere Situation, in der mir meine Mutter noch einmal indirekt als Zeitzeugin begegnete, entwickelte sich nach einem Vortrag von Helmut Gollwitzer in Heidelberg. Im Hörsaal 13 der Neuen Universität hielt er einen unvergesslichen Vortrag über die NS-Zeit und ging dabei auch auf die Empathielosigkeit der damaligen Bevölkerung gegenüber den Juden ein. Das machte er an folgender Episode deutlich: Da stand irgendwo ein überfüllter Zug herum, der mehrere Stunden nicht weiterfuhr. Es war ein extrem heißer Tag. Die Menschen, die das mitbekamen, fragten sich: Wie können die armen Reisenden das aushalten bei dieser Hitze? Darauf kam das Signal: Das ist ein Judentransport! Ach so! war die Reaktion und sofort wurden alle Fragen und Reaktionen eingestellt. Solche Geschichten wurden im Nachkriegsdeutschland, in dem ich aufwuchs, sonst nicht erzählt.

Meine Mutter stammte nicht aus einem Pfarrhaus, sondern aus einer Familie von Medizinern. Dass sie Theologie studierte, hatte etwas mit der frühen Lektüre von Karl Barths Buch *Der Römerbrief* zu tun. Als Theologin war sie auch eine besondere Instanz innerhalb der Familiengeneration, in der sie aufwuchs. Ende der 1980er-Jahre reiste ein Onkel an, um bedrückende Gewissensfragen mit meiner Mutter zu besprechen. Dieser Vetter war mit ihr aufgewachsen. Als er in den Krieg eingezogen wurde, musste er den Eid auf den Führer schwören. Dieser Eid wurde im hohen Alter für ihn plötzlich wieder zum Problem. Das konnte er mit niemand anderem besprechen als mit seiner Cousine, die für ihn zeit seines Lebens eine moralische Instanz war.

Zwischen Gegenwart und Vergangenheit besteht ein Abgrund, der nicht leicht zu überbrücken ist. Das



Elisabeth und Günther Bornkamm in Oxford 1979 anlässlich der Verleihung eines theologischen Ehrendoktors an meinen Vater

wurde meiner Mutter einmal an einem konkreten Fall ganz deutlich bewusst, von dem sie mir erzählt hat. Es ging um die Predigt, die mein Vater am Sonntag nach der Pogromnacht vom 9. November 1938 gehalten hat. Nicht nur die Gewaltausbrüche in dieser Nacht, auch die Sonntagspredigt danach waren in ihr Gedächtnis eingegraben. Sie wusste, nein, sie fühlte noch ganz genau, wie sie damals in der Kirchenbank saß, vor Erregung und Angst zitternd, dass gleich jemand von der SA oder SS hereingestürzt käme und meinen Vater von der Kanzel herunterholte. Jahrzehnte später hat sie diese Predigt dann tatsächlich in alten Papierstapeln wiedergefunden – und enttäuscht mit ihren heutigen Augen gelesen. Im Nachhinein aus der heutigen Gegenwart betrachtet, fehlten ihr in der Predigt die klaren Konturen und deutlichen Worte. Die Signale und Obertöne, die damals wohl zusammen mit den Worten für alle hörbar im Raum standen, waren für sie erloschen.

Das ist ein erstaunlich ehrliches Zeugnis gegen die eigene Erinnerung: Der Spalt zwischen Vergangenheit und Gegenwart tut sich plötzlich in der Zeitzeugin selbst auf. Das ist eine heilsame Warnung gegen einen unkritischen Umgang mit eigenen Erinnerungen, aber auch eine Warnung an die alles stets besserwissende Nachwelt. Wir können tatsächlich in den Resonanzraum einer so beklammenden Situation und offenen Zukunft nicht mehr eintreten. Das rückblickende Vorstellungsvermögen hat seine Grenzen. Auch das lernen wir im Umgang mit Zeitzeugen: Sie bauen nicht nur Brücken zwischen Vergangenheit und Gegenwart, sondern sind auch Zeugen einer Welt, die anders war als unsere heutige.

Prof. em. Dr. Dr. h.c. Aleida Assmann

Inhalt

- 2 **Vorgängerinnen**
Der steinige Weg von Frauen ins Pfarramt
Rajah Scheepers
- 4 **„Zu meiner Einsegnung werde ich nicht anwesend sein!“**
Beharrlichkeit und Mut von Frauen auf dem Weg in das geistliche Amt
Bischof Dr. Dr. h.c. Markus Dröge
- 7 **Grußwort**
Präses Sigrun Neuwerth
- 8 **Grußwort**
Prof. Dr. Dr. h.c. mult. Christoph Markschies
- 10 **Zwischen Gegenwart und Vergangenheit**
Erinnerungen an meine Mutter als Zeitzeugin
Prof. i.R. Dr. Dr. h.c. Aleida Assmann
- 12 **Inhalt**
- I. ANFÄNGE**
- 16 **Reformatorinnen**
Und warum wir ihre Namen kennen sollten
Rebecca von Waechter-Spittler
- 20 **Vor 260 Jahren: Priesterinnen der Herrnhuter Brüdergemeine**
Magdalena Möbius
- 22 **Die weibliche Diakonie als protestantische Lebensform**
Rajah Scheepers
- 24 **Das volle Pfarramt oder ein besonderes Amt für Frauen?**
Margareta Trende
- 25 **Nomen est omen**
Zur Feminisierung des Pfarramtes in der Amtsbezeichnung
Rajah Scheepers
- 26 **Einsegnung oder Ordination?**
Ada-Julie Görne
- 28 **Kleider machen Leute. Zwischen Frauentalar und Bartschoner**
Die Amtskleidung der weiblichen Geistlichen im Wandel eines Jahrhunderts
- 30 **Theologische Argumente und kein Ende der Debatte um die Ordination**
Der Vikarinnenausschuss 1941/42
Ulrike Häusler
- II. THEOLOGIN SEIN NACH 1945**
- 34 **Helga Weckerling, geb. Zimmermann**
Nadja Görne
- 36 **Ingeborg-Maria Freiin von Werthern, Äbtissin von Heiligengrabe**
Gerlinde Strohmaier-Wiederanders
- 37 **Erika Matern, geb. Krüger**
Hartmut Ludwig
- 38 **Dr. h.c. Ingeborg Becker**
Margareta Trende
- 40 **Dr. Dr. h.c. Frauke Christine Bourbeck**
Gabriele Metzner
- 42 **Dr. Eva Hoffmann-Aleith**
Rajah Scheepers
- 43 **Generationenfrage**
Hildegard Heidler, geb. Schröter
Johannes Heidler
Bericht von Johanna Heidler
Johanna Heidler
Margareta Trende, geb. Heidler
Mein Weg ins Pfarramt
Margareta Trende
- 46 **Lore Schlunk**
Rajah Scheepers
- 48 **Siegild Jungklaus**
Gudrun Lange
- 50 **Lona Kutzer-Laurien**
Barbara Deml
- 52 **Ursula Radke**
Rajah Scheepers
- 54 **Ingrid Laudien**
Agnes Winter
- 56 **Christiane Beisenherz, geb. Brandenburg**
Susanne Kahl-Passoth
- 58 **Gudrun Althausen, geb. Költzsch**
Dagmar Althausen
- 60 **Dr. Erika Godel**
Susanne Kahl-Passoth
- 62 **Dr. Helga Frisch**
Rajah Scheepers
- III. FRAGESTELLUNGEN**
- 66 **Everything changes?**
Dreieinhalb Jahrzehnte Theologinnen aus der Sicht einer Supervisorin
Anne Grohn
- 72 **Same same – but different**
Besonderheiten der Gleichstellung von Frauen im geistlichen Amt in Ostdeutschland
Kerstin Menzel
- 76 **Theologinnen und Frauenordination**
Streiflichter aus der schlesischen Oberlausitz
Sylvia Herche
- 78 **„Mut, der einen mitreißt“**
50 Jahre Fernsehpfarrerinnen
Barbara Manterfeld-Wormit

- 80 **Bitte nicht die alten Widerstände**
Christina-Maria Bammel

IV. INTERVIEWS

- 84 **Angelika Fischer, geb. Dombrowski**
Rajah Scheepers
- 86 **Rosemarie Cynkiewicz**
Rajah Scheepers
- 87 **Christa Otto, geb. Ogilvie**
Rajah Scheepers
- 88 **Dorothea Dressel**
„Sie suchen sich dann jemanden, der Sie ordiniert“ (Bischof Dibelius)
Rajah Scheepers
- 90 **Heilgard Asmus**
Erste gewählte Generalsuperintendentin
Rebecca von Waechter-Spittler
- 92 **Susanne Kahl-Passoth**
Rajah Scheepers
- 94 **Hildegard Flügge und Dorothea Hallmann**
Mutter und Tochter im Talar
Rajah Scheepers
- 96 **Gerlinde Strohmaier-Wiederanders**
Frauen lehren Theologie
Rajah Scheepers
- 98 **Hildegard Hoffmann, geb. von Knorre**
Rajah Scheepers
- 100 **Angelika Obert**
Die Fragen stellte Christina-Maria Bammel
- 102 **Studentinnen von Heute**

V. LEBENSBLDER

- 106 **Dr. Dr. h.c. Agnes von Zahn-Harnack**
Magdalene Bredendieck
- 108 **Ilse Kersten**
Marita Lersner
- 110 **Dr. lic. Elisabeth Bornkamm, geb. Zinn**
Tanja Pilger-Janßen
- 112 **Dr. lic. Dr. h.c. Anna Paulsen**
Debatte um die Ordination (1941/42)
Ulrike Häusler
- 114 **Hannelotte Reiffen**
Rajah Scheepers
- 116 **Dr. h.c. Ilse Härter**
Vorkämpferin der Frauenordination
Ada-Julie Görne
- 118 **Ilse Fredrichsdorff**
Pastorin im Krieg
Meike Waechter

VI. VERNETZUNG

- 122 **Vernetzung und Vertretung**
Konvent Evangelischer Theologinnen
Magdalena Möbius
- 125 **Von der Frauenhilfe zur Frauenarbeit**
Magdalena Möbius und Susanne Kahl-Passoth
- 128 **Feministische Theologie und Geschlechterforschung an der Theologischen Fakultät der Humboldt-Universität zu Berlin**
Ulrike E. Auga
- 130 **Für mehr Gleichberechtigung, Vielfalt und ein Miteinander der Geschlechter**
Kristian Gäiser
- 132 **Das Mentoringprogramm der EKBO**
Dorothea Braeuer
- 133 **Pfarrer*innen 21**
Eine Initiative für die Zukunft des Pfarramts
Solveig Enk für die Impulsgruppe
- 134 **Das Innovationspotential der ökumenischen Frauenordinationsdiskussion**
Gerdi Nützel
- 136 **Frauenordination**
Blick in die Ökumene
Barbara Deml

VII. THEOLOGINNEN-ORTE

- 140 **Das Burckhardtthaus**
Rebecca Müller
- 141 **Das Sprachenkonvikt**
Ein verkannter Name
Rebecca von Waechter-Spittler
- 142 **Vikarinnenseminar**
Gabriele Metzner
- 144 **Kloster Stift zum Heiligengrabe**
Gerlinde Strohmaier-Wiederanders
- 146 **Das Prediger*innenseminar Wittenberg**
Gabriele Metzner

VIII. ZU GUTER LETZT

- 150 **Eine Geschichte, die noch nicht zu Ende geschrieben ist**
Frauen im ordinierten Amt in der Gegenwart
Kerstin Menzel
- 154 **Zwei Pyramiden**
Die Zukunft von Kirche und Wissenschaft ist weiblich?
Rajah Scheepers
- 156 **Zum Schluss**
Sigrun Neuwerth
- 157 **Die Autor*innen**
- 160 **Bildnachweis**
- 160 **Impressum**

Protest gegen die „Räubersynode“

Vor 50 Jahren ordinierte Präses Kurt Scharf zwei BK-Vikarinnen

Fest unumstößlich ging es 1942 auf einer Synode der Bekennenden Kirche in der über die „Zurückbildung des Evangeliums durch Frauen“ und den „Dienst der Vikare“ beraten wurde. Zwar sind die Synodalakten erhalten, aber nach privaten Aufzeichnungen und Erinnerungen von Zeitgenossen hat Theodor Ludwig von der Theologischen Fakultät der Berliner Humboldt-Universität im folgenden Beitrag das Geschehene um die Rolle der Frau in der Kirche rekonstruiert.

Der Bericht über die „Dienst der Vikare“ war ein Kompromiß, der den Status quo festhielt. Oppositionen sollten nicht aufkommen, der eine Ausschuss der Frage gelöst sein. In einem weiteren Bericht

BK-Opposition, und letztlich über ihren Weg und über eine wirksamere Hilfe für Frauenfolge. Die Ordination der beiden Vikarinnen wurde auf den 12. Januar festgesetzt. Sie fand in einem Abendgottesdienst in der Gemeinde „Zwischenmensch“ bei Oranienburg, in der Gemeinde Kurt Scharf, statt. Mit den beiden Vikarinnen wurde Diakoninagenerin Hage Selinger (Oranienburg) als „Protagonistin“ für die Ordination beauftragt. Dem Planer bei der Weisung war gefolgt. Die Vikarinnen hatten darauf geachtet, daß - zum ersten Mal in der Kirchengeschichte - eine Theologin eine Ordination empfangen konnte. Luise von Buchardt hatte außerdem anordnete Planer Hermann Diers (Oranienburg) der über Klausur 10, 11-12 „Aufgabe und Lösung“ für die Protagonistin präsidierte. Gegen Ende der Predigt sagte er: Die Vikarinnen würden helfen „die schillernde Synode der Frau für sich in Anspruch zu nehmen, durch ihr schweigendes Hören und sich daran zu beteiligen, daß wir dem Worte Gottes gegenüber nicht weiter zu stehen, sondern nur zu sitzen und zu gähnen haben“. Der Märtyrer ermahnte sich, daß er und Theodorische Reiffers sich zu stellen, denn ihre Meinung zu diesem „schillernden Synode der Frau“ waren doch eine andere. Klausur von Diers, der sich für die volle Amt der Vikarinnen engagiert hatte, hat persönliche Briefe zum Vorwurf:

„Beide Vikarinnen tragen - auch das wertvollste Stück - Tadel und Reiffers, um deutlich zu machen, daß sie, aus der gleiche wie wir die des Planes. Das Unverständnis dazu habe Diers erst kurz vorher Gemeindegemeinschaften (1941 Oranienburg, die dagegen protestiert hatte, schließlich abgegangen. Er sagte ihm, daß die Vikarinnen weiter in einem neuen und primären Kausalverhältnis werden müßten, was doch überhaupt unmöglich sei. Daß Präses Scharf beide Vikar-



Der Präses.

innen zum vollen Amt ernennen, war Dierkes damals wohl nicht klar.

Die Berliner und Brandenburgische Vikarinnen protestierten mit Eingaben gegen die Planungen Reiffers und ihre Aufhängenherabsetzungen und betonten, daß sie sich daran nicht beteiligen würden. Im September/Oktober 1942 ordneten Scharf, Superintendent Martin Albert und Planer Eduard-Friedrich von Rahmsen weitere Vikarinnen, obwohl sie damit gegen BK, Beschuldigung vertrieben. Sie haben damals jedoch nicht verstanden können, daß nach dem Ende des Krieges 1945 das Konventual- und synodische Denken, die Kirchenratsdienste und die Leistungen der Vikarinnen in den Klappnetzen nicht geringfügig wären.

Die ersten vier von aus waren während nach Brandenburg zurückgekehrt und hatten vorher Dierkes im Bismarcker Ländchen versorgt. Im Sommer 1943 ging sie ins Rheinland und wurde - nicht ohne neue Schriftzeugnisse (Schulzeugnisse, Hausbesuche Reiffers war von 1947 bis 1967 in der Gemeinde Gerd-Neumann in Oberkrähen tätig. Alle Vikarinnen wurden erneut zurückgerufen und abberufen. Im zweiten nachdem fast 27 Jahre von der vollen Amt kämpften.

Am 11 und 18. Oktober 1942 ging in die 11. allgemeinliche Synode einmündig in Hamburg-Moorburg. Nebenberuflich arbeitete die 11. allgemeinliche BK-Synode hatte die Finanzierung und Organisation von Arbeits- und Lebens-, Liturgie- und Lesepredigten beschlossen. Nur Vertreter der Katholiken Anton August Krüger in Planung der Synodalakten auf, nicht nur in der Synode, sondern in der Synode zu stehen, sondern den Präses der „Zwischenmensch“ zu überlassen. Der Gemeindevorstand nicht Reiffers und Planer, sondern Nach der ganzen Ordination. Es ist typisch für die Patriarchat, daß die empfangenen Planer erst durch die Pfarrkirchen vertreten würden, gegen die geschickten. Damit der Vikare jedoch schärflicher Bedenken befreit.

Kirchenrechtlich geht nach einem der Vikarinnenamts vom Mai 1923 die Vikare wurde zum Dienst in Frauen und Mädchen eingesetzt, aber nicht vollstän. So stellte die Ordination nicht lösen, keine Gemeindegemeinschaften hatten ordentliche Vikarinnen spenden. In der BK, Berlin-Brandenburgische Synode 1940/41 12 Vikarinnen zum „Amt der Verkündigung“ ernannt werden. Das war aber nach immer wieder die volle Amtsinhaber im Leben waren auf dem schweigenden Weg. Diese 1241 blieb in der BK ungenutzt. Der Synodale BK, vertreten in ihren Vikarinnen werden die Ordination. Als die Planer 1950 eintraten wurden, beide Berliner Vikarinnen des all-protestanten Bruders, dann nur alle „Protestanten des Planer“ zu überlegen. Der Bruder war in einer Ausnahmehinrichtung für die Gruppenarbeiten, die grundsätzliche Erweiterung kleiner jedoch nur die BK-Synode beschließen.

Unter Aufsicht des Hirten

Die historische Diakoninagenerin Peter Bräuner wurde als ein Ordination gelöst. Daß sich die Will der Gemeindevorstand eine Verantwortung. Anfang von 1940 Jahre juristisch nicht-ordentliche Vikarinnen und Planer bestanden Theologie besuchten in daß die Vikare die „Theologisch ausgebildet“ (Die



Reinhold Reiffers.

Luise von Buchardt.

Kirchen) nur unter Aufsicht der „Hirten der Gemeinde“ Dienst in Kindern, Mädchen und Frauen sein sollten. Ihre Ordination zum vollen Amt war gegen Scharf, Reiffers und Theodor. Wie „Katholiken in Notzeiten“ legitimiert, beschreiben die Ordination, die Kirche in einem „Frauenamt“ aufzulösen.

Status quo als Kompromiß

Reiffers und Dierkes dieser Position hatten bereits zwei Jahre lang ihre Argumente ausprobiert, ab 1940-41 Synode in Hamburg zusammenzutreten. Der Präses der BK in der Mark Brandenburg, Planer Kurt Scharf, entsand die beiden Vikarinnen Luise von Buchardt und Reinhold Reiffers als Beobachterinnen. Sie sollten einen für die Vikarinnen negativen Bericht möglichst verhindern. Der Status quo betrug die Protestaktionen der Berliner BK, Klappnetze in anderen Kirchenorten. „Das Wagnis des Ordination, daß Gott auch über den Mund der Frau sein Wort verkündigt. Die Beobachter muß selbstverständlich werden“ (Buchmann).

„Wäre das Frauenamt? Die Antwort gelte“ (Diers). „Auch die Vikarinnen sind in die allmähliche Diskonformität mit zu stellen und voll auszusprechen“ (Reiffers).

Wie für das volle Amt der Vikarinnen ernannt, wurde der Schwedische Reiffers. Peter von Luise von Buchardt ließ nach Scharf... sie wurden wir demnach zurückgemacht.“ Aus Protest sagte Scharf von Antone Reiffers, daß der Status quo nicht. Daß die Synode Schicksalsgewinn, der das Gemeindevorstand unterstützen sollte, so seine Willens, war kein gutes Omen.

hoffte er. „In einem der Syn, in denen die geschickte Predigt des Evangeliums von dem Munde der Männer verkündet, kann die Verkündigung geschehen, daß Frauen - auch in Gemeindegemeinschaften für Evangelium verkündigt. Das geht, sagt Bräuner, für die Frauen und für die mit dem Vikarinnenamt nicht zu tun. - So war die patriarchalische, Patriarchat. Luther Pfarrhaus als Vikarinnenamt.“

Im Gespräch mit der BK-Vikarin die Planer sprach Planer Scharf von dem „Zwischenmensch“, an deren Beschaffenheit sich nicht haben wollen. Um zu diskutieren, daß für die Vikarinnen und Planer im gleichen Amt stehen, wollte er nur die Vikarinnen die Arbeit und Reiffers Reiffers vom vollen Prophanenamt aus. Beide waren am dem Klappnetze nach Brandenburg gekommen. Frau Reiffers, Mitglied des Provinzialkirchenrats, war zuerst in Hünfeld (Hannoversche Heide) Diakonin. Frau Reiffers war 1941 von Wuppertal überführt nach Berlin-Wannsee gezogen, weil die BK die Ordination zum vollen Amt nach dem 2. August 1939 verweigert hatte. Wegen politischer Opposition mit dem Gemeindevorstand in Wannsee wurde sie schon bald der Vertreibung nach Potsdam entsandt. Am April 1942 war sie nach Ehrlichshagen (Wannenberg) „empfohlen“.

Ordination gegen die Ordnung

Am 1 und 18. Januar 1943 trafen sich junge „jüdische“ Theologinnen und Theologinnen in Berlin im Pfarrhaus Wilmanns (Zwischenmensch). Sie lehnten die Kompromisse der BK-Ordination ab, waren aber eine Art inno-

Wir suchen: Zuhörer und Begleiter

Für das Emmaus-Haus in Potsdam

Es ist schon ein gutes Gefühl, wenn einem Begleitung auf einem Weg angeboten wird. Das Ansuchen einer Begleitung kann beabsichtigt sein. Fühlt man sich dem Fragen gewachsen, die es einem gerichtet werden? Kann man Auskunft geben, versteht man die komplizierten Zusammenhänge der gesellschaftlichen Bereiche? Fragen, die sich gerade über Menschen stellen, ihnen Hilfe nachsuchen. Sie sind oft mit ihrem Problem allein, denn die Kinder und Eltern sind beruflich eingespannt und haben wenig Zeit. Auch im Potsdamer Emmaus-Haus, einem Arbeitsheim, helfen wir die Arbeitslosen und Mitarbeiter nicht genug, denn ohne Menschen die Unterstützung zu suchen. Für nächsten verläßt der Tag in der Er-

wartung: kommt heute jemand? Kann ich ein paar Schritte gehen? Wird mir jemand helfen? Das Emmaus-Haus bietet ehrenamtliche Mitarbeiter an. Wir sind gerne in ein Begleiter und Zuhörer können. Menschen in der schwierigen Lebensphase des Arbeitslosen brauchen unsere Hilfe und Verbundenheit, einen festen Rahmen für das, was menschlich-menschlich denkt.

Wir freuen darauf Sie, zu erwarten zu werden, weil Erfahrungen mit anderen Menschen machen möchte, vor allem die Mitarbeiter im Emmaus-Haus vorstellen kann, der wieder sich freut an Lew-Olaf Nitzberg, stellvertretender Emmaus-Haus, Ehrenamtler 14/17, 01-0961 Potsdam.

I. Anfänge



Reformatorinnen

Und warum wir ihre Namen kennen sollten

Die Rolle der Frau in der frühen Reformationszeit ist jahrhundertlang als die einer passiven Rezipientin wahrgenommen worden. Und so ist das Bild, das uns die Geschichtsschreibung von der Reformation macht, ein männliches. Dieser Text handelt von den Frauen, die als Protagonistinnen der Reformation auftraten. Sie handelten, publizierten, setzten ihr Leben aufs Spiel und vor allem trieben sie die Sache der Reformation voran. Katharina von Bora, Argula von Grumbach, Ursula Weida, Katharina Zell, Ursula von Münsterberg, Elisabeth von Rochlitz und Elisabeth von Brandenburg – um nur ein paar Namen zu nennen – hatten Bedeutung in der Sache der Reformation und waren keineswegs Statistinnen.

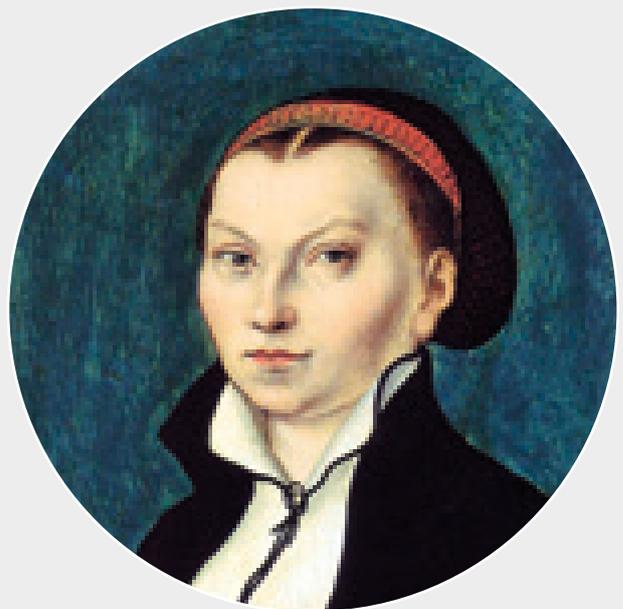
Søren Kierkegaard maß einst Katharina von Bora, für viele die bekannteste Frauenfigur der Reformationszeit, die Bedeutung einer Requisite zu. Seiner Meinung nach hatte sie nicht mehr Wertigkeit als ihre Rolle der Ehefrau von Martin Luther. So hätte – nach Kierkegaard – Luther genauso gut ein Brett heiraten können. Ein wirkmächtiges Zerrbild. Wie falsch Kierkegaard mit dieser

Einschätzung lag, zeigt ein Blick in Katharina von Boras Geschichte.

Katharina von Bora war eine aus dem Kloster geflohene Nonne, die sich selbst den Reformator als ihren Ehemann aussuchte. Sie setzte mit der Flucht aus dem Kloster ihr Leben aufs Spiel und stellte somit ihre reformatorischen Überzeugungen über ihren bisherigen Lebensweg. Sie war Schmähungen ausgesetzt und band mit ihrer Heirat ihr Schicksal mutig an das ihres Mannes. Viele sehen Katharina von Boras Wirkung auf die Reformation in ihren hauswirtschaftlichen Fähigkeiten und ihrer Vorbildfunktion als Pfarrfrau. In dieser Rezeption wird eine Kleinunternehmerin, die einen Haushalt, ein Wohnheim und ein Hospiz leitete, zu einer Hausfrau reduziert. Andere Frauen, die in männlichen Sphären gehandelt haben, sind dagegen schlichtweg ausgeradiert worden. Als Beispiel sind Reformatorinnen zu nennen, die schriftstellerisch an die Öffentlichkeit getreten sind, wie Argula von Grumbach, Katharina Zell, Ursula Weida und Ursula von Münsterberg, oder politisch agiert und Ge-



Argula von Grumbach



Katharina von Bora

biete reformiert haben, wie Elisabeth von Braunschweig und Elisabeth von Rochlitz. Sie wurden in der geschichtlichen und patriarchalen Rezeption aktiv vergessen. Und die Frau, die zu präsent war, um ebenfalls verdrängt zu werden, wurde reduziert auf ihre Rolle als Ehefrau.

Es wird Zeit, dass wir uns dieser mutigen Frauen bewusst werden. Ihr Handeln und ihr Leben muss vor dem Hintergrund ihrer Lebensrealitäten zur Zeit der Reformation betrachtet werden; nur so wird ihr Handeln im Kontrast zu ihren Möglichkeiten sichtbar. Zunächst ist also die Rolle der Frau in der mittelalterlichen Gesellschaft in den Blick zu nehmen. Wenn von den *Frauen* die Rede ist, muss klar sein, dass es sich hierbei um keine homogene Gruppe handelt. Die jeweilige gesellschaftliche Stellung und das Alter brachten unterschiedliche Funktionen und Handlungsspielräume mit sich. Dennoch resultierte das weibliche Geschlecht einer Person gesamtgesellschaftlich gesehen in einer niedrigeren soziopolitischen Stellung. Das Frauenbild im Mittelalter und in der frühen Neuzeit war zu großen Teilen von den tradierten altkirchlichen Überzeugungen geprägt: Durch Eva, also durch die Frau, kam die Sünde in die Welt. Dies war die biblisch-theologische Begründungsnarration, um die Frau als „das Andere“ – und zwar als defizitäres Anderes zum Mann – zu verstehen. Die Frau war in der Rechtsprechung nur halb so viel wert wie ein Mann. Des Weiteren waren Frauen überwiegend nicht selbständig, da sie generell unter der Vormundschaft eines Mannes standen. Nur wenigen – meist adligen – Frauen stand der Weg zu

Bildung offen. Der Zugang für Frauen zu Gerichten, Universitäten und Kirchenämtern war streng reglementiert oder sogar verboten. Um sich an der Reformation zu beteiligen, mussten sie sich über alle diese strukturellen Schwierigkeiten hinwegsetzen. Auch ihre sozialen Prägnungen und Verpflichtungen sind dabei in den Blick zu nehmen. Peter Matheson formuliert dies so: Eine Frau „had to overcome centuries-old taboos, her own hesitations, her obligations to husband and family, and her sense of what was proper for a woman.“¹

Die spätere geschichtliche Rezeption der Reformatorinnen zeigt umso mehr auf, an welchem Punkt der Weg der Frauen in der protestantischen Kirche gestartet ist. Deswegen ist es wichtig, die Namen dieser Reformatorinnen zu kennen, zumal sie nicht so schnell zu finden sind. Die Frauen der Reformation sind lange Zeit in der Forschung ignoriert worden und selbst jetzt noch führen die theologischen Nachschlagewerke wie die Theologische Realenzyklopädie (TRE) oder das Lexikon Religion in Geschichte und Gegenwart (RGG) wenige bis keine Artikel über diese Frauen. Im RGG sind zwar Katharina von Bora (142 Wörter), Argula von Grumbach (142 Wörter), Elisabeth von Braunschweig (146 Wörter) und Katharina Zell (265 Wörter; Katharina jedoch ihrem Mann nachgeordnet) zu finden, aber weder Ursula Weida noch

1 Peter Matheson, *Breaking the Silence: Women, Censorship and the Reformation*, in: *Sixteenth Century Journal* 27, Bd. 1, 1996, S. 101.



Elisabeth von Brandenburg



Elisabeth von Rochlitz



Argula von Grumbach

Bibel

Päpstliche Schriften

„Fehdehandschuh“, der meist als Zeichen des Streits in künstlerischen Darstellungen der gegnerischen Partei zugeworfen wurde. In dieser Darstellung wird er nur warnend vorgezeigt.

Gruppe der Gelehrten der Universität Ingolstadt

Titelblatt der Flugschrift mit Argula von Grumbachs Brief an die Universität Ingolstadt: „Wie eyn Christliche fraw des adels [...]“. Es wird die von Argula von Grumbach in ihrer Flugschrift geforderte Disputation um lutherische Thesen dargestellt, diese hat jedoch nie stattgefunden.

Ursula von Münsterberg oder Elisabeth von Rochlitz haben es in das RGG geschafft. Vielleicht fehlte ihnen ein ebenfalls reformatorisch engagierter Ehemann, so wie der von Katharina von Zell, damit sie wenigstens die Hälfte eines Artikels ihr Eigen nennen könnten. Auf der anderen Seite steht die TRE. Anstatt eigene Artikel zu den einzelnen Frauen zu verfassen, wie es für Männer der Geschichte üblich ist (zum Beispiel Cranach, Lucas der Ältere und der Jüngere), handelt die TRE die Thematik schlichtweg unter dem Artikel „Frau“ ab. Das Phänomen „Frau“ wird dargestellt und unter der Epoche „Reformationszeit“ finden wir dann auch jeweils einen Satz zu Argula von Grumbach, Katharina von Bora, Katharina Zell und Elisabeth von Rochlitz. Damit scheint alles Nötige gesagt zu sein.

Nicht außer Acht zu lassen sind auch die unzähligen anderen Frauen, die keinen Platz in diesem Artikel fanden und dennoch in der Reformation ihre Rolle als Protagonistinnen spielten. Die ungenannten Handlungsträgerinnen und unsichtbar gemachten Reformatorinnen gab es an jedem Ort, um es mit den Worten Roland H. Baintons zu sagen: „Frauen stellten und stellen die Hälfte der Bevölkerung dar. Hätten sie damals die Reformation abgelehnt, so wäre das ohne jeden Zweifel deren Ende gewesen.“²

Rebecca von Waechter-Spittler

- 2 Roland Herbert Bainton, Frauen der Reformation. Von Katharina von Bora bis Anna Zwingli, Gütersloh, 31996, S. 7.



Hier geht's zum Video

Literatur

Roland Herbert Bainton, Frauen der Reformation. Von Katharina von Bora bis Anna Zwingli, Gütersloh, 31996

Peter Matheson, Breaking the Silence: Women, Censorship and the Reformation, in: Sixteenth Century Journal 27, Bd. 1, 1996, S. 97 – 109

Wittenberger Sonntagsvorlesungen Evangelisches Predigerseminar 2004 (Hg.): Frauen fo(e)rden Reformation

Vor 260 Jahren: Priesterinnen der Herrnhuter Brüdergemeine

Auch wenn sie nicht auf dem Boden der jetzigen EKBO gewirkt haben, Anna Nitschmann (1715–1760) und Henriette Louise von Hayn (1724–1782) sind meine „Vorgängerinnen“ in geistlicher Tradition. „Weil ich Jesu Schäfelein bin“, dies Lied der letztgenannten gehörte zu den Schlafliedern meiner Kindheit. Damals habe ich noch nicht einmal gewusst, dass es von einer Frau war, geschweige denn, dass sie eine 1758 in Herrnhut zur Priesterin der Brüdergemeine ordinierte und zur Leitung eingesetzte Frau war. Und wäre mir bekannt gewesen, dass Anna Nitschmann gemeinsam mit Nikolaus Ludwig Graf von Zinzendorf (1700–1760) – sie war seine zweite Ehefrau und somit Gräfin von Zinzendorf – diese Ordination vorgenommen hat, dass diese also schon zuvor im Geheimen ordiniert worden sein muss, hätte ich es noch selbstverständlicher gefunden, dass Theologinnen die mit der Ehe „verwirkte“ Ordination nachholen wollten.

Dass Anna Nitschmann, wie manche Autoren und Autorinnen vermuten, wohl auch das Amt einer Bischöfin innehatte, das in dem Titel „Mutter der Brüdergemeine“ ihren Ausdruck fand, ist einer breiteren Öffentlichkeit erst durch die Bemühungen, die Frauengeschichte der reformatorischen Kirchen wieder ans Licht zu holen, bekannt geworden.¹ Zur Frage, ob die Brüdergemeine somit schon vor 260 Jahren der Ordination einer verheirateten Frau zugestimmt hat, ist allerdings zu sagen, dass Anna Nitschmann wohl schon vor ihrer Heirat geweiht war und dass die Zinzendorfs diese Ehe, die sie als spirituelle Verbindung verstanden,² bis zu seinem Tod geheim hielten: Sie war weiterhin unter dem Namen Anna Nitschmann tätig. Dieser Name steht auch auf ihrem Grabstein, der schlichter ist als der von Nikolaus Ludwig und seiner langjährigen ersten Ehefrau Erdmutha Dorothea von Zinzendorf. Erst sechs Jahre nach ihrem Tod wurde auch Anna Nitschmanns Leichnam neben diesen beiden beigesetzt.

¹ Nachzulesen auf der Webseite frauen-und-reformation.de und in der Publikation „Vom Dunkel ins Licht – Frauen der Reformation im süddeutschen Raum“, hg. v. Andrea König, Eva Glungler, Ulrike Knörlein, Ausst.-Kat. 2016, sowie ausführlich „Diakonie als Lebensaufgabe am Beispiel der Herrnhuter Brüdergemeine und ihrer Gestalterin Anna Nitschmann“, in: Diakonie und Philanthropie. Der Dienst der Kirche an der Welt, hg. v. Dumitru Megehsan

Nitschmann hatte sich zwei Mal einer ihr durch Los – und damit nach Verständnis der Brüdergemeine durch göttliche Entscheidung – zugeordneten Ehe entzogen. Als Neunjährige war Anna mit ihrer Familie als Glaubensflüchtling nach Sachsen gekommen. Schon mit vierzehn wurden ihr durch das Los das Amt der Ältesten aller Frauen in der Gemeinde zugeteilt. Die Leitung des sogenannten „Ledigen Schwestern Chores“, der Lebens-, Arbeits- und Wohngemeinschaft der unverheirateten Frauen, bereitete ihren weiteren Aufstieg in die oberste Leitungsebene vor. 1736 ging sie zusammen mit Zinzendorf, der aus Sachsen verbannt worden war, in die „Pilgergemeine“ nach Herrnhag (Wetterau in Hessen). Als „Ältestin“ vertrat Anna Nitschmann die Brüdergemeine auch international. Ab 1740 reiste sie mit Zinzendorf zu Missionsreisen nach Amerika und wirkte dort beim Aufbau der neuen Siedlung Bethlehem mit. In einer Zeit, in der das öffentliche Reden von Frauen verboten war, predigte sie. Das war in vielen amerikanischen Gemeinden durchaus umstritten, außer bei den Quäkergemeinden, für die predigende Frauen selbstverständlich waren. 1743 wurde Nitschmann in Deutschland zur „Generalältestin“ ernannt, zur Führungsperson aller Frauen der weltweiten Brüdergemeine.

Auf der Webseite „frauen-und-reformation.de“ schreibt Andrea König: „Dennoch lässt sich konstatieren, dass es trotz ihrer Bedeutung nach wie vor nur wenig Forschung zu ihrer Person gibt. Dies liegt mitunter daran, dass die Brüdergemeine nach ihrem und Zinzendorfs Tod zunehmend unter Druck seitens der Landeskirche geriet und Schwierigkeiten hatte, ihren hohen Status als Frau zu erklären. In der Folge wurden viele ihrer Schriften vernichtet und ihre Bedeutung weitgehend marginalisiert. Unbestritten bleibt allerdings, dass sie in der Herrnhuter Brüdergemeine die Frau mit dem höchsten Rang war.“³ Im Jahr 1999 wurden im Archiv der Herrnhuter Brüder-

und Hans Schwarz, Regensburg 2014, S. 169–179, alle drei Artikel verfasst von Dr. Andrea König.

² Eine Ehe wurde in der Brüdergemeine als „Streiterehe“ bezeichnet, sie wurde durch das Losverfahren arrangiert und sollte den Ehepartnern ermöglichen, sich gemeinsam in den Dienst Christi zu stellen. So u.a. König in Diakonie als Lebensaufgabe (wie Anm. 1), S. 174.



Anna Nitschmann

gemeine 37 bisher unbekannte Reden und Predigten von Frauen entdeckt, von denen allein 21 von Anna Nitschmann stammen. Ich hoffe sehr, dass diese Schriften bald erforscht werden.

Die Dichterin des Liedes von „Jesu Schäflein“ Henriette Louise von Hayn,⁴ die im Elternhaus die Erziehung einer Adligen erhalten hatte, ging 1748 auf eigenen Wunsch in die Brüdergemeine in Herrnhag und übernahm dort im Mädchenhaus die Aufgabe einer Erzieherin. Solche Aufgaben wurden als geistliches Amt, als Acoluthie (Nachfolge) verstanden. So wurde Hayn gleich 1748 zur „Diakonissa“ eingesegnet. 1750 wurde sie Vorsteherin des Mädchenhauses, das nach Herrnhut übersiedelte. Nur ungefähr zwei Jahre lang hatte sie

das Amt der „Priesterin“ inne, 1758 bis zum Tode Graf Zinzendorfs. 1766 wurde sie dann zur „Chorhelferin“ ernannt – damit war sie Seelsorgerin für die zu der Zeit gut 400 unverheirateten Frauen in Herrnhut. Gepredigt hat sie im Rahmen dieser Aufgabe, auch diese als Reden gesammelten Predigten wurden im Archiv wiedergefunden. Im Zentrum ihrer in Predigten und Liedern niedergeschriebenen Theologie stehen die Freude über die rechtfertigende Erlösung und die zärtliche Hingabe an den gekreuzigten Jesus, den „Schmerzensmann“, in der sie Geborgenheit erlebte. Im Brüdergesangbuch von 2007 finden sich fünf Lieder und einzelne Verse von Henriette Louise von Hayn.

Magdalena Möbius

³ <http://frauen-und-reformation.de/?s=bio&id=46>, Zugriff 5.2.2019

⁴ Gefunden auf der Seite frauen-und-reformation.de, dargestellt von Elisabeth Schneider-Böcklen. Zugriff 5.2.2019

Die weibliche Diakonie als protestantische Lebensform

Entwicklungen

Zu den Grundpfeilern des sozialen Protestantismus in der praktischen Arbeit gehörte die weibliche und männliche Diakonie, die sich seit den 1830er-Jahren in sogenannten Mutterhäusern und Diakonenanstalten (Brüderhäusern) herausbildete. Die dadurch bedingte Professionalisierung kirchlicher Sozialberufe trug ganz wesentlich zur Entstehung und Festigung des Sozialstaates bei, da außerhalb der privaten Krankenpflege und wenigen Einrichtungen der Erziehungsfürsorge keine flächendeckende organisierte Sozialarbeit existierte. Die Lebensform in einer religiösen Schwesterngemeinschaft stellte für viele Frauen im 19. Jahrhundert eine einigermaßen attraktive oder doch zumindest akzeptable Alternative zu Ehe und Familie dar. Im Zuge des sich wandelnden Frauenbildes und der Eröffnung immer neuer beruflicher Chancen seit dem Ende des Kaiserreichs verlor das Diakonissenamt in Kirche und Gesellschaft an Attraktivität.

Heute gibt es nur noch einige wenige Diakonissen im aktiven Dienst. Die Diakonisse ist aus dem Straßenbild, dem Leben in der Gemeinde und der Pflege am Krankenbett verschwunden. Durch die Umbrüche in Gesellschaft und Kirche im 20. Jahrhundert – und insbesondere nach 1945 –, erfolgte die Erosion des Diakonissenwesens. Frauen konnten nun traditionelle Männerberufe ergreifen, wie zum Beispiel den des Pfarrers. Auch infolgedessen verschwanden allmählich die typisch weiblichen, kirchlichen Berufe.

Ein wesentlicher Grund des Scheiterns dieser Lebensform ist in dem vergeblichen Versuch der Konservierung der Ursprungssituation zu finden. Weil alles so bleiben sollte, wie es vermeintlich schon immer gewesen war, verlor die Mutterhausdiakonie den Anschluss an die Veränderungen in Kirche und Gesellschaft. Dies ist insofern bemerkenswert, als sie zu Beginn geradezu revolutionäre oder zumindest sehr moderne Züge trug, indem sie evangelischen Frauen eine alternative Lebensform zur Existenz als Ehefrau und Mutter bot, die mit beachtlicher Reputation und einer hochwertigen Ausbildung verbunden war.

Das Erbe der weiblichen Diakonie

Am Ende der Erosion der Kaiserswerther Mutterhausdiakonie steht der Umbruch zu einer Kirche, in der die Tätigkeit der Frauen nicht mehr auf die Funktion des Dienens beschränkt ist, sondern in der Frauen und Männer auf allen Ebenen vertreten sein können – als Diakon, als Ehrenamtliche, als Bischöfin, als Theologiestudent und viele andere mehr. Das bedeutet einen radikalen, epochalen Wandel im Vergleich zu der Entstehungszeit der Diakonie. Die Erosion konfessioneller Frauenberufe wird mit Blick auf die protestantische Diakonisse offenbar: Die evangelischen Schwesternschaften des Kaiserswerther Verbandes stellten eine spezifisch protestantische Lebens-, Dienst- und Glaubensgemeinschaft dar, die es in dieser Form nicht mehr gibt: Die Diakonissen waren ein singuläres Beispiel für die enge Verklammerung von Frömmigkeit und Alltag.

Dennoch: Das Erbe der Mutterhausdiakonie, es findet sich sinnlich erfahrbar in unserer Landeskirche zum Beispiel im Zisterzienserkloster Lehnin. Doch neben diesen sinnlich erfahrbaren ‚Erbstücken‘ gibt es auch das ideale Erbe der Mutterhausdiakonie Kaiserswerther Prägung: die unmittelbare, ungeteilte Aufmerksamkeit und ein Handeln am Menschen ohne ökonomische Interessen im ganzheitlichen Kontext zählen dazu.

Schließlich gilt es festzuhalten, dass die weibliche Diakonie in ihren Ursprüngen auch eine emanzipatorische Seite hatte. Trotz aller patriarchalen Führungsstruktur und der damit verbundenen Einhegung der Frauen, trotz auf das maskuline Element bezogenen Traditionsbindungen eröffnete sie im 19. Jahrhundert den Frauen einen Raum, den sie vorher nicht gehabt hatten. Sie erhielten die Möglichkeit der Ausbildung und der Verwirklichung im Rahmen einer sinnvollen Aufgabe sowie, damit verbunden, eine Lebensperspektive, Sinn und Entfaltungsmöglichkeiten für ihren Glauben. So urteilt die Diakonisse Ruth Felgentreff: „Indem Fliedner die Grenzen seiner Zeit achtete, setzte er sie außer Kraft.“ Auch daher ist die Diakonie nach wie vor mit über neunzig Prozent Frauen an der Gesamtzahl der Mitarbeitenden eine ‚Frauenwelt‘.



Kloster Lehnin, ein Sitz des „Evangelischen Diakonissenhauses Berlin Teltow Lehnin“

Der Wunsch nach einem gemeinsamen, verbindlichen, religiösen Leben existiert auch in unserer Zeit. Ein Zeichen dafür sind die Kommunitäten und geistlichen Gemeinschaften in der Evangelischen Kirche in Deutschland. So kann man schließen, dass das Erbe der Diakonissenmutterhäuser Kaiserswerther Prägung in zweifacher

Gestalt weiterlebt: In den großen diakonischen Einrichtungen und Werken, die durch sie entstanden und geformt wurden, und in den Gemeinschaften von Frauen und Männern, in denen versucht wird, ein Leben in der konsequenten Nachfolge von Jesus Christus zu führen.

Rajah Scheepers

Literatur

Verbindlich leben Kommunitäten und geistliche Gemeinschaften in der Evangelischen Kirche in Deutschland. Ein Votum des Rates der EKD zur Stärkung evangelischer Spiritualität, EKD-Texte 88, 2007.

Rajah Scheepers, Transformationen des Sozialen Protestantismus. Umbrüche in den Diakonissenmutterhäusern des Kaiserswerther Verbandes nach 1945 (Habilitationsschrift), Stuttgart 2016

Das volle Pfarramt oder ein besonderes Amt für Frauen?

Im März 1925 kam es auf Initiative von Carola Barth und einigen Marburger Theologinnen zur Gründung des „Verbandes Evangelischer Theologinnen Deutschlands“. Ziel des Verbandes war es, bei der Entwicklung von Prüfungsordnungen für Theologinnen mitzuwirken und die Frage nach der Zulassung von Frauen ins Pfarramt zu klären. Niederschlag fanden diese Bemühungen im Vikarinnengesetz der Evangelischen Kirche der Altpreußischen Union vom Mai 1927, das eine „Einsegnung“ zum Dienst an Frauen, Mädchen und Kindern vorsah. Durch diese „Einsegnung“ verweigerte man den Frauen das volle Pfarramt und schrieb das Ausscheiden der Theologinnen aus dem Kirchendienst mit ihrer Heirat fest.

Das entscheidende Streitthema innerhalb des Verbandes war die Frage, ob es für Frauen ein spezielles Frauenpfarramt, ein Pfarramt sui generis, oder das volle Pfarramt, das heißt die Gleichstellung mit den Pfarrern, geben sollte. Diese Frage wurde so kontrovers diskutiert, dass 1930 eine kleine Gruppe von Frauen die „Vereinigung evangelischer Theologinnen“ gründete, die sich für das volle Pfarramt einsetzte. Diese löste sich unter nationalsozialistischer Herrschaft zwangsweise auf.

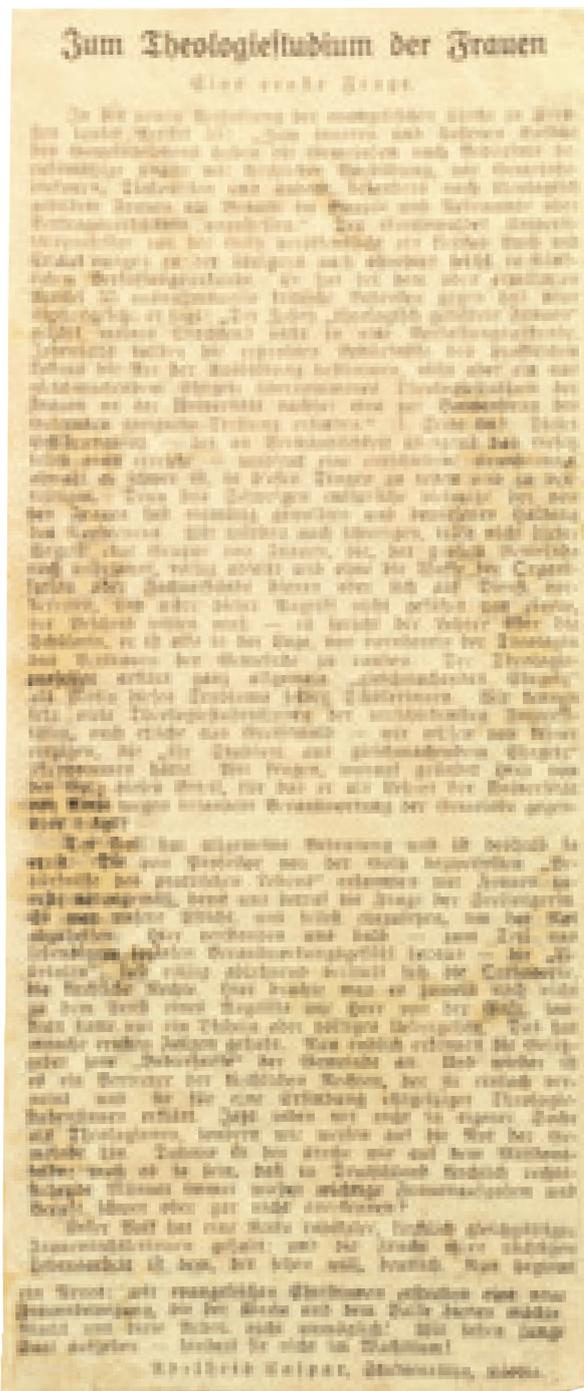
Die Mehrheit der Theologinnen war für das Pfarramt sui generis, das zwischen Pfarramt und Gemeindeführerin angesiedelt war. Es sah einen besonderen Dienst an Frauen, Mädchen, Jugendlichen und Kindern vor. Eine Ordination und die daraus resultierenden Rechten und Pflichten waren damit aber nicht verbunden.

Die Frage, ob Frauen ein Pfarramt sui generis oder ein volles Pfarramt bekleiden sollen, stellt sich heute nicht mehr. Auswirkungen dieser Unterscheidung finden sich höchstens noch im Tragen des Kragens (sui generis) oder des Beffchens.

Margareta Trende

Literatur:

Cornelia Schlarb, Auf dem Weg zur Gleichstellung – Frauen im geistlichen Amt im Bereich der EKD, in: Themenheft: 50 Jahre Frauenordination, Pfälzisches Pfarrerberblatt. Organ des Vereins Pfälzischer Pfarrerinnen und Pfarrer, 98, 2008, S. 392–396.



Nachrichtenblatt vom Juni/Juli 1925, Nr. 11/12

Nomen est omen

Zur Feminisierung des Pfarramtes in der Amtsbezeichnung

Vikarinnen

Überblickt man die Entwicklungen des letzten Jahrhunderts – seit der erstmaligen Ablegung des theologischen Examens durch eine Frau im Gebiet unserer Landeskirche, Ilse Kersten 1920 – fällt auf, dass sich die Bezeichnungen im Laufe dieses Jahrhunderts geändert haben: Die weibliche Geistliche ist quasi namentlich „erwachsen“ geworden. Die ersten akademisch ausgebildeten und eingesegneten Theologinnen wurden Vikarinnen genannt, ein Vikar war und ist man hingegen nur bis zur Ordination, das heißt zwischen dem ersten und zweiten Examen.

Pfarrvikarinnen

Seit 1952 durften Theologinnen, die beide theologische Examina abgelegt hatten und ordiniert waren, den Titel „Pfarrvikarin“ tragen, so das Pfarrvikarinnengesetz der Evangelischen Kirche der Union (EKU). Wurde 1944 unter den Bedingungen des Krieges noch der Vikarin gestattet, „bei Vorliegen besonderer Verhältnisse in zeitlich und örtlich begrenzter Weise gestattet, Gemeindegottesdienste abzuhalten und die Sakramente zu spenden sowie Amtshandlungen vorzunehmen, die herkömmlich vom Pfarrer zu vollziehen sind“, wurde dies nun zurückgenommen. Das Gesetz von 1952 regelte die „Mitarbeit der theologisch vorgebildeten Frau in der Kirche“ und trug „ihren besonderen Gaben wie auch der schöpfungsmäßigen Unterschiedenheit von Mann und Frau Rechnung“. An den Sitzungen des Gemeindegemeinderates durfte sie nur mit beratender Stimme teilnehmen – 1944 war ihr noch das Stimmrecht erteilt worden. In § 19, Artikel 3 heißt es dann: „Mit ihrer Verheiratung scheidet die Pfarrvikarin aus ihrem Amt aus. Damit erlöschen die Rechte ihres Amtes. Ausnahmen kann die Kirchenleitung gestatten.“

Pastorinnen

1962 leitete die Pastorinnenverordnung der Evangelischen Kirche der Union die finanzielle Gleichstellung ein. Die Ausführungen zur „Zölibatsklausel“ finden sich in § 8. Die Pastorin erhält eine Abfindung, Sakramentsverwaltung und Wortverkündigung sind ihr dann nicht mehr gestattet. Auch weiblichen Geistliche, die bereits im Ruhestand befanden, wurde das Recht zugestanden, ab nun den Titel „Pastorin. i. R.“ zu tragen. Im Jahr 1963 veranstaltete der Ökumenische Rat der Kirchen (ÖRK) eine internationale Erhebung zum Amt der Pastorin – bereits hier finden sich irritierende Äußerungen zur deutschlandspezifischen „Zölibatsklausel“. Für Deutschland wurde in dem Bericht festgehalten: „Women are now ordained as ministers (not „Vikarin“). They have not equal status (must resign if she marries). Cannot apply to all churches for pastorate“.

Pfarrerinnen

1974 entfiel in der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg die Zölibatsklausel. Die Aufhebung der Zölibatsklausel schuf unter anderem auch die Voraussetzung, als Pfarrehepaar Dienst zu tun. Seitdem steht weiblichen Geistlichen die Amtsbezeichnung „Pfarrerin“ zu. In der DDR war weiterhin der Titel „Pastorin“ gebräuchlich. Und so sind inzwischen Vikarinnen Theologinnen vor der Ordination, das heißt zwischen dem ersten und zweiten Examen. Aus der Vikarin von einst ist nun eine Pfarrerin von heute geworden, mit allen Rechten und Pflichten ihrer Amtsbrüder.

Rajah Scheepers

Einsegnung oder Ordination?

§20,1: „Die Vikarin wird in ihr Amt in einem Gemeindegottesdienst durch den Vorsitzenden des Gemeindegemeinderats (Presbyterium) eingeführt. Bei der erstmaligen Anstellung findet eine Einsegnung zum Dienst als Vikarin durch den Superintendenten statt, der sie zugleich in ihr Amt einführt.“

So heißt es im ersten Vikarinnengesetz, welches bereits am 9. Mai 1927 durch die Generalsynode der Evangelischen Kirche der Altpreußischen Union verabschiedet wurde.

Jenes Amt wurde, trotz gleicher wissenschaftlicher Vorbildung, nur als Zuarbeit und Entlastung des Pfarramtes definiert. So durfte die Vikarin zwar den Konfirmandenunterricht halten, jedoch nicht konfirmieren; Wortverkündigung nur im Kindergottesdienst, in Bibelstunden mit Mädchen und in kleineren Andachten durchführen, seelsorgerlich in der Gemeinde, in Mädchenheimen und Seniorenheimen arbeiten – jedoch weder die Sakramente verwalten, noch Amtshandlungen vollziehen und unter keinen Umständen im Gemeindegottesdienst predigen. Auch ergab sich bei der Einsegnung eine „Zölibatsklausel“, womit eventuell der Ausschluss, mit Sicherheit aber eine Pausierung des Arbeitsverhältnisses drohte, sollte sich die Vikarin verheiraten.

Vor 1933 sind aus dem Bereich der Evangelischen Kirche der Altpreußischen Union nur einzelne Einsegnungen bekannt. Nach der Gründung der Bekennenden Kirche stellten sich viele Theologinnen auf deren Seite, obwohl sie auch hier um ihre Existenz kämpfen mussten, da ihr Amt in diesen Strukturen zunächst nicht berücksichtigt war. Im Herbst 1935 bat Erika Dalichow, Mitarbeiterin im Burckardthaus, in der Bekennenden Kirche Berlin/Brandenburg um ihre Ordination; diese wurde ihr mit der Begründung verwehrt, dass „das Pfarramt und das Vikariatsamt einen wesentlich anderen Gehalt haben“ – jedoch wurde ihr die Einsegnung angeboten, welche dann am 22. August 1936 erfolgte.

Die ersten Einsegnungen von Frauen fanden am 8. Oktober 1935 in der Provinz Rheinland statt, wobei gleich mehrere Vikarinnen eingeseget/ordiniert wurden. Bereits 1935 wurde nämlich der Begriff „Ordination“ verwendet, obwohl formal nur eine Einsegnung vorgenommen wurde – so wurde auch das Wort „Ordination“ auf den Urkunden durchgestrichen und durch ein handschriftliches „Einsegnung“ ersetzt.

In der Provinz Berlin/Brandenburg wurden am 2. Juli 1936 die ersten neun Vikarinnen eingeseget – in der Jesus-Christus-Kirche in Dahlem von Präses Gerhard Jacobi, der dafür ein eigenes Formular verwendete, in dem zwar konsequent der Terminus „Einsegnung“ verwendet wurde, dessen Gelübde jedoch in weiten Teilen mit dem der Männer übereinstimmte. Vier weitere Theologinnen wurden am 24. Juni 1937 in der Dahlemer Kirche eingeseget, diesmal allerdings mit vier Zeugen, was bei einer Einsegnung bisher nicht nötig gewesen war und ihr dadurch einen besonderen Stand verlieh.

Am 16. Dezember 1937 wurde die Vikarin Helga Zimmermann (spätere Weckerling, 1910–1993) von Präses Jacobi im Auftrag des Bruderrates der Bekennenden Kirche in der Jesus-Christus-Kirche gemeinsam mit sechzehn männlichen Theologen in einem großen Gottesdienst eingeseget. Die Tatsache, dass Zimmermanns Einsegnung gleichberechtigt in den Ordinationsgottesdienst der Männer integriert wurde, war als weiterer kleiner Schritt in Richtung Frauenordination zu sehen.

Die Uneinigkeit der Ordinationsfrage von Vikarinnen zeigt sich im Beschluss der 10. Bekenntnissynode der Bekennenden Kirche der Altpreußischen Union im November 1941, in der es heißt, „dass Ordinationen von Vikarinnen nicht vorgenommen werden sollten, solange die Frage ihres Dienstes in der Kirche nicht völlig geklärt ist.“

Auf der 11. Bekenntnissynode im Oktober 1942 in Hamburg siegten die Befürworter des Frauenamtes, als Amt „sui generis“ (eigener Art). Die Synode beschloss, dass wenn in einer Gemeinde ein Pfarrer fehlen würde, die Vertretung bei fehlendem Nachbarpfarrer auch begrenzt durch eine Vikarin möglich sei, wenn vorher von der Kirchenleitung der Notstand festgestellt würde. Der Antrag der Vikarinnen, sie (unter stetiger männlicher Aufsichtigung) doch probeweise in das volle Pfarramt einzuweisen und nach fünf bis zwanzig Jahren aus den gesammelten Erfahrungen ein konstruktives Fazit zu ziehen, wurde abgelehnt.

Als Reaktion wurde am 27. Oktober 1942 ein Ausschuss mit Otto Dibelius als Vorsitzendem berufen, der Fragen der Ordination klären und die Erstellung eines Formulars für Vikarinnen beraten sollte. Beschluss Nr. 11 verkündete jedoch, dass bis zum Vorliegen einer Einsetzungsordnung die bisherige Regelung gelte und Ordinationen von Vikarinnen nicht zu vollziehen seien.

Aus Protest gegen diesen Beschluss ordinierte der damalige Präses D. Kurt Scharf die Vikarinnen Hannelotte Reiffen und Ilse Härter am 12. Januar 1943 illegal in seiner Gemeinde in Sachsenhausen, wobei eine in Brandenburg für Theologen übliche Urkunde zugrunde

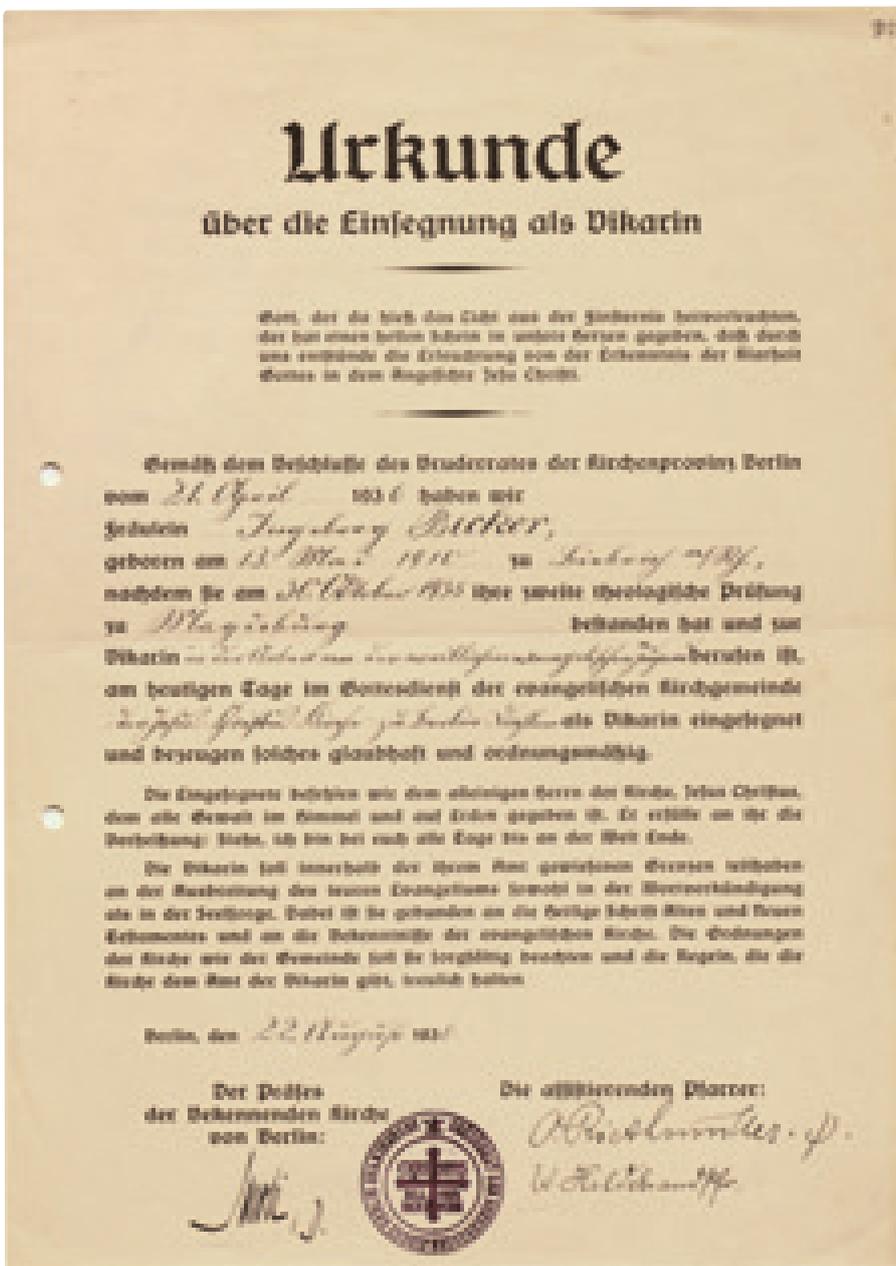
gelegt wurde. Somit waren dies die ersten Ordinationen von Frauen überhaupt, die, ohne Einschränkung und in Amtskleidung stattfindend, denen der Männer vollkommen gleichgestellt waren.

Ada-Julie Görne

Literatur

Dagmar Herbrecht u. a. (Hgg.), Der Streit um die Frauenordination in der Bekennenden Kirche: Quellentexte zu ihrer Geschichte im Zweiten Weltkrieg, Neukirchen 1997

Cornelia Schlarb, Auf dem Weg zur Gleichstellung – Frauen im geistlichen Amt im Bereich der EKD, in: Pfälzisches Pfarrerblatt. Organ des Vereins Pfälzischer Pfarrerinnen und Pfarrer, 98, 2008, S. 392–396, Themenheft: 50 Jahre Frauenordination. <https://www.theologinnenkonvent.de/pdf/Frau-geistl-Amt-EKD-Schlarb.pdf>



Einsegnungsurkunde von Ingeborg Becker vom 22. August 1936

Kleider machen Leute. Zwischen Frauentalar und Bartschoner

Die Amtskleidung der weiblichen Geistlichen im Wandel eines Jahrhunderts

Kleider machen Leute, dies gilt auch und gerade im religiösen Bereich. Wer in einer Menschenmenge der Papst ist, erkennt man in erster Linie daran, wer das päpstliche Gewand trägt. In wohl kaum einem anderen Bereich des menschlichen Miteinanders spielt die Kleiderfrage eine – zumindest implizit – derartig große Rolle wie in der Religion. Seit Jahrhunderten ist – jedenfalls in der römisch-katholischen Kirche – genau festgelegt, wer die Befugnisse hat, welche Kleidung zu tragen. Innerhalb der evangelischen Kirche wird seit dem Auftreten der ersten akademischen Theologinnen vor 100 Jahren darum gerungen, welche Kleidung sie tragen *dürfen*. Nun könnte man denken, Kleidung, auch im religiösen Bereich, sei etwas rein Äußerliches und damit letztlich Nebensache – doch weit gefehlt: An der Kleidungsfrage scheiden sich die Geister, die Kleiderfrage ist eine Glaubensfrage.

Wie also kam die Pfarrerin zu ihrer Amtskleidung? Durch die Findigkeit der ersten Talarträgerinnen, wie dem Beitrag des Bischofs und dem Artikel über Ilse Härter zu entnehmen ist, wurden 1943 das erste Mal Frauen im Talar ordiniert. Vorher hatten Theologinnen ein schlichtes schwarzes Kleid mit einem Kreuz zu tragen – ähnlich wie die Diakonissen. 1954 wurde dann verbindlich festgelegt, dass die Amtstracht der weiblichen Geistlichen ein Talar samt Stehkragen – und nicht mit Beffchen – sei. 1959 wurde dann eine Verordnung über das zu tragende Barett erlassen. 1974 schließlich wurde juristisch auch in der Frage der Amtstracht Gleichberechtigung hergestellt. Heute, im Jahr 2019, gibt es eine große Vielfalt: Kolleginnen mit Beffchen, Kolleginnen mit Stehkragen oder auch Kolleginnen in Albe oder Damentalar. Und jede hat ihre guten Gründe – ein Zeichen evangelischer Vielfalt und weiblichen Selbstbewusstseins.



Meike Waechter



Sonja Albrecht

„Ich trage meinen Frauenkragen wie meine Vorgängerinnen im Amt es getan haben. Diese mutigen, kämpferischen, zornigen, demütigen und oft auch gedemütigten Frauen geben mir Orientierung und nicht die beffchenträgenden Pfarrherren, die den Frauen Steine in den Weg legten und sie respektlos behandelten.

Außerdem gefällt mir der schlichte, weiße Kragen viel besser als zwei offene oder zusammengenähte Stoffstreifen. Ich wundere mich, dass Männer, die ihren Talar doch schon lange nicht mehr vor ihrem gepuderten Bart schützen müssen (das ist die ursprüngliche Funktion eines Beffchens), nicht längst dazu übergegangen sind, anständige Kragen zu tragen.“

„Mein Selbstverständnis hängt nicht an einem Stückchen Stoff. Aber so lange ich die gleiche Arbeit wie meine männlichen Kollegen mache, sehe ich keinen Grund, im Gottesdienst eine andere Kleidung zu tragen. Insbesondere in einer Zeit, in der die Selbstverständlichkeit der Kirche am Schwenden ist, ist mir die klare Erkennbarkeit wichtig. Mit einem Beffchen bin ich das mehr als mit einem ‚Frauenkragen‘, der bei vielen ein Fragezeichen hinterlässt. Und das mit dem ‚Bartschutz‘, den ich als Frau doch überhaupt nicht bräuchte? Das Gros meiner männlichen Kollegen auch nicht. Wallende Rauschebärte sind heutzutage nämlich auch unter Pfarrern eher selten.“



Rajah Scheepers

„Als ich mich vor Beginn meines Vikariates vor siebzehn Jahren zum ersten Mal im Spiegel in meinem eigenen Talar sah, war das ein merkwürdiges Gefühl. Im Laufe dieser Zeit habe ich meinen Talar liebgewonnen, samt Beffchen. Das Beffchen ist ein Rest des früher unter dem sogenannten ‚Mühlsteinkragen‘ getragenen kleineren Kragens. Ab 1680 gehörte eine Halsbinde mit zwei auf die Brust herunterhängenden, nur wenige Zentimeter breiten Leinenstreifen zur bürgerlichen Tracht der Männer, und war keinesfalls Amtstracht des lutherischen Pfarrers im Gottesdienst. Erst im 19. Jahrhundert wurde durch die Anordnung König Friedrich Wilhelms III. das Beffchen mit schwarzem Talar zum liturgischen Kleidungsstück im evangelischen Gottesdienst. Ab August 2019 trage ich kein Beffchen mehr, sondern als Hauptpastorin in der Dänischen Volkskirche einen ‚Mühlsteinkragen‘, also eine Halskrause. Und kehre damit zu den Anfängen des Beffchens zurück – egal ob Beffchen, Talar oder ‚Mühlsteinkragen‘: Ich habe dasselbe Amt wie unsere Brüder und bin dankbar, dass sich dies nicht zuletzt in unserer Amtskleidung zeigt.“



Johanna Klee

„Der preußische Talar ist eng mit der protestantischen Verkündigungstradition verknüpft. Er ist Sinnbild des Gelehrten, der in Nachfolge Martin Luthers von der Kanzel predigt. Seit der Reformation sind über 500 Jahre vergangen. Die protestantische Kirche hat sich verändert. Nicht nur sind Frauen vielerorts seit 50 Jahren im Pfarramt vertreten, auch die Gottesdienste werden vielfältiger. Mir ist es zum einen wichtig, mit der Kleidung den liturgischen Charakter der Gottesdienste hervorzuheben: Die Feier von Wort und Sakrament. Zum anderen bietet die Braunschweiger Landeskirche seit Einführung der Frauenordination eigene Talarmodelle für Frauen an. Das drückt für mich eine kirchliche Vielfalt aus, die der preußische, klassisch männlich geschnittene Talar für mich nie besessen hat. Bis heute sind Frauen im Pfarramt von Diskriminierung betroffen. Dieser Umstand wird meines Erachtens nach nicht durch eine unsichtbarmachende Anpassung behoben, sondern eher durch eine bewusste Betonung der Unterschiede.“



Anja Siebert-Bright

„Ich trage den Damenkragen, weil ich kein Mann bin und daher ein Bartschoner-Beffchen nicht benötige. Außerdem fühle ich mich solidarisch mit all den Frauen, die so tapfer in der Kirche die volle Ordination von Frauen durchkämpften und selbst oftmals nicht die vollen Ordinationsrechte besaßen und kein Beffchen tragen durften. Ich bin stolz auf sie. Zudem denke ich, dass die Zukunft der Kirche nur darin liegen kann, dass Frauen und Männer sich gleichberechtigt mit ihren Gaben in sie einbringen können und nicht darin, dass sich Frauen in die traditionellen männergemachten Strukturen einpassen.“

Theologische Argumente und kein Ende der Debatte um die Ordination

Der Vikarinnenausschuss 1941/42

Die Mehrheit der Vikarinnen engagierte sich in der Bekennenden Kirche und übernahm während des Zweiten Weltkriegs die Vertretung vakanter Pfarrstellen. Neben dem Wirken am Rande der Legalität waren die sehr geringen Gehälter für die Vikarinnen, die nur als Vertretung eingestellt wurden, eine besonders schwierige Rahmenbedingung. Viele mussten zusätzliche Arbeit annehmen, um finanziell über die Runden zu kommen. Dazu war die Frage der Amtsbefugnisse weitgehend ungeklärt. Die bitteren Worte der Vikarin Lore Schlunk in einem Brief vom März 1941 zeigen, dass insbesondere Letzteres von den Frauen als mangelnde Rückendeckung durch die Kirchenleitung erlebt wurde: „Inzwischen wachsen die Schwierigkeiten unserer Arbeit; sie lasten vor allem je länger je mehr. Finden wir uns eines Morgens in irgend einem Büro [der Geheimen Staatspolizei], so haben wir wenigstens den Trost, daß ja unsere Kirchenleitung sich nicht sicher war, ob wir eigentlich Diener des Wortes sind oder nicht, ihrer Hilfe und ihres Trostes bedürfen oder nicht.“¹

Die Gemeinden brauchten dringend die Frauen im Pfarrdienst. Die Vikarinnen drängten auf eine kirchliche

Beauftragung zu Verkündigung und Sakramentsverwaltung, doch führende Theologen der Bekennenden Kirche formulierten theologische Vorbehalte gegenüber dem vollen Pfarramt für Theologinnen. Vor diesem Hintergrund setzte schließlich die 10. Synode der Bekennenden Kirche der Altpreußischen Union (BK-APU) im November 1941 den prominent besetzten „Vikarinnenausschuß“ ein, der die Möglichkeit der Ordination bis zur nächsten Synode klären sollte.

Als einzige Theologin nahm Anna Paulsen an allen Sitzungen teil. Sie schilderte die Fraktionen innerhalb des Ausschusses im Rückblick so: „Peter Brunner und Heinrich Schlier bildeten gemeinsam einen Flügel, der in starrer Antithese stand zu der Haltung, die von den übrigen Kommissionsmitgliedern gemeinsam mit uns Theologinnen vertreten wurde.“² Der Neutestamentler Schlier betonte eine grundlegende „seinsmäßige Unterschiedenheit von Mann und Frau“³ und entwickelte ausgehend von 1. Tim 2,11 den Leitbegriff der „Hypotage“, der Unterordnung des weiblichen Amtes. Dem entsprechend entwarf der lutherische Systematiker Brunner einen Begriff vom Predigtamt, das von Christus sein Man-

Die Evangelische Kirche der altpreußischen Union (APU)

Die APU war eine evangelische Landeskirche in Preußen. Sie ging auf die vom preußischen König 1817 verordnete Union von lutherischen und reformierten Gemeinden zurück und war territorial auf das Gebiet Preußens bis 1866 (also ohne Hannover, Hessen und Schleswig-Holstein) beschränkt. Den oben genannten Namen gab sich die Kirche 1922 nach dem Ende des landesherrlichen Kirchenregiments. Die APU war in acht Kirchenprovinzen unterteilt, die nach 1945 als Landeskirchen weiterbestanden, so dass sich die APU 1953 zur Evangelischen Kirche der Union (EKU) umformte.

- 1 Brief von Lore Schlunk an Hans Asmussen am 8. März 1941, zit. nach D. Herbrecht u. a. (Hg.), Der Streit um die Frauenordination in der Bekennenden Kirche. Quellentexte zu ihrer Geschichte im 2. Weltkrieg, Neukirchen-Vluyn 1997, S. 143.
- 2 Anna Paulsen, Das Hirtenamt und die Frau, 1960/61, S. 12.
- 3 D. Herbrecht u. a. (Hg.), Der Streit um die Frauenordination in der Bekennenden Kirche. Quellentexte zu ihrer Geschichte im 2. Weltkrieg, Neukirchen-Vluyn 1997, S. 59.

dat empfängt, nur von Männern ausgeübt werden kann und dem von den Frauen zugearbeitet wird. Problematisch war die Prämisse, auf die sich die Ausschussmitglieder schon früh verständigt hatten, dass die Frage nach der Rechtmäßigkeit weiblicher Amtsausübung eigentlich die Frage nach dem weiblichen Charisma sei. Allein der Barth-Schüler Hermann Diem erkannte diese theologische Fehleinschätzung und gab zu Protokoll, dass „ebenso wenig wie der Mann qua Mann ein besonderes Charisma für das Predigtamt besitzt, dies von der Frau qua Frau erst nachzuweisen wäre.“⁴ Diem bezeichnete ein Frauenamt *sui generis* als Konstrukt, das theologisch nicht zu begründen sei, und forderte folgerichtig auch für Frauen das volle Pfarramt. Doch diese Position konnte sich nicht durchsetzen. Die 11. Synode der BK-APU beschloss am 10. November 1942 in Hamburg, dass die Vikarin ihren Dienst nicht im Gemeindegottesdienst und in der Gemeindeleitung ausübe, sondern ihr Verkündigungsamt auf Frauen, Jugendliche und Kinder beschränkt sei. Ausnahmeregelungen in Notzeiten wurden eingeräumt. Dieser Beschluss entsprach nicht der Realität in den Gemeinden und setzte keinen Schlussstrich unter die Debatte.

Ulrike Häusler



Die Schwestern Juliane, Margarethe und Anna Paulsen

⁴ Zit. nach Christiane Globig, Das Frauenamt in der Bekennenden Kirche. Erfolge und Begrenzungen eines biologistischen Konstruktes, in: Deutsches Pfarrerbblatt 1/2016, 7 (www.pfarrerverband.de).

Sehr geehrte Frau Vikarin!

Gemäß §§ 29 und 19 (3) des Kirchengesetzes betreffend die Vorbildung und Anstellung von Pfarrvikarinnen in der Evangelischen Kirche der Altpreußischen Union vom 15. 5. 1952 (Kirchliches Amtsblatt Nr. 11 vom 1. 10. 1953) entlassen wir Sie hiermit zum 30. April 1963 aus dem Dienst der Evangelischen Kirche in Berlin-Brandenburg. Damit endet gleichzeitig Ihre Amtstätigkeit bei der Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirchengemeinde in Berlin 30, Kirchenkreis Charlottenburg.

Wir müssen darauf hinweisen, daß eine Abfindung nicht gezahlt werden kann, da Sie noch nicht zwei Dienstjahre abgeleistet haben. Auf § 7 der Besoldungs- und Versorgungsordnung für Pfarrvikarinnen vom 11. 12. 1953 (Kirchliches Amtsblatt Nr. 2 a vom 1. 3. 1955) nehmen wir hierbei Bezug.

Wir danken Ihnen für Ihre Tätigkeit in unserer Berlin-Brandenburgischen Kirche und wünschen Ihnen für Ihren weiteren Lebensweg den Segen des Herrn.

Brief des Konsistoriums, mit dem Frau Fischer aufgrund ihrer Heirat aus dem Dienst entlassen wurde, 25.4.1963

II. Theologin sein nach 1945

Nach Ende des Krieges setzte die Kirche auf Restauration, auch mit Blick auf die Frauenordinationsfrage. Die inzwischen ordinierten Frauen wurden, sofern sie verheiratet waren, aufgefordert, ihre selbständige Tätigkeit als Vikarinnen ruhen zu lassen und unentgeltlich in den Gemeinden tätig zu sein. Dies betraf auch Helga Weckerling, geborene Zimmermann. Den unverheirateten oder verwitweten eingesegneten oder ordinierten Theologinnen wurde mitgeteilt, dass die Notzeit, in der Sonderregelungen gegolten hätten, nun vorüber sei. Die pfarramtliche Tätigkeit wurde ihnen, insbesondere im Westen, in der Regel entzogen. Man übertrug ihnen stattdessen Sonderaufgaben für Frauen, zum Beispiel in der Krankenhausseelsorge oder im Bildungsbereich. Dabei war der Pfarrermangel mit Ende des Krieges und der Rückkehr der Pfarrer aus dem Krieg keineswegs behoben, im Osten spitze er sich sogar weiter zu.

Helga Weckerling, geb. Zimmermann

*„Auf Gott hoffe ich und fürchte mich nicht;
was können mir Menschen tun?“*

Ende des Jahres 1943 siedelte Helga Weckerling nach Dühringshof/Küstrin (heutiges Polen) über, nachdem sie den Pfarrer Rudolf Weckerling geehelicht hatte, mit welchem sie zwei Kinder bekam. Nachdem ihr Mann zum Kriegsdienst eingezogen worden war, versah sie den Pfarrdienst allein und komplett mit allen Befugnissen, entgegen dem herrschenden Kirchenrecht.

Im Juni 1945 nahm sie an einem Pfarrkonvent in Berlin unter der Leitung von Otto Dibelius teil und schilderte auf Anfrage das kirchliche Leben und ihren schwierigen Dienst „hinter der Oder und Neiße“. Sie bat darum, an ihrer Stelle einen Mann dorthin zu schicken, da die Russen keine weiblichen Pfarrer kannten und sie keinen Talar und Kreuz besaß, um sich „auszuweisen“. Als Antwort bekam sie, dass die wenigen Männer, die schon vom Krieg zurück wären, zu schade dafür seien und dass sie am besten selbst wieder dahin zurückkehre und ihren Gemeindedienst fortsetze.

Also kehrte sie wieder zurück nach Dühringshof, welches mittlerweile polnisch geworden war. Ihren christlichen Auftrag erfüllte sie dort weiterhin, bis alle Deutschen von den polnischen Behörden ausgewiesen waren. Der anschließende monatelange und sehr anstrengende Fußmarsch zurück nach Berlin schwächte sie sehr und ließ sie schwer an Typhus erkranken, weswegen sie über sechs Monate im Johannesstift in Spandau lag.

Nach Kriegsende legalisierte die Bekennende Kirche alle Amtshandlungen, so auch ihre 1937 durchgeführte Einsegnung, welche der Ordination gleichgestellt wurde. So behielt sie nach Kriegsende zunächst einen pfarrdienstlichen Auftrag für die Melanchthon-Gemeinde in Berlin-Spandau.

Im Zuge restaurativer Tendenzen und Entwicklungen in der deutschen Gesellschaft wurde den Frauen die Kanzel wieder streitig gemacht. Obwohl das offizielle Gesetz, die „Zölibatsklausel“ betreffend, erst 1950 geändert wurde, ist Helga Weckerling bereits am 26. August 1947 per Brief aus dem Dienst entlassen worden, mit der Begründung: „Das Amt der Vikarin ruht in der Ehe!“ Sie könne jedoch weiterhin ehrenamtlichen Religionsunterricht abhalten, hieß es.

So erlitt sie das gleiche Schicksal wie viele Theologinnen ihrer Zeit. Es war ihr nach dem Krieg verwehrt, hauptamtlich als Theologin in der Gemeinde zu arbeiten. Von 1964 bis 1970 arbeitete sie engagiert und eigenständig ehrenamtlich als Pfarrfrau im Dienst der deutschsprachigen evangelischen

20.6.1910

Geboren in Berlin

1929–1936

Theologiestudium in Marburg und Berlin und Vikariat

16.12.1937

Einsegnung

1941–1943

Kriegsdienst in Berlin

1943

Heirat mit Pfarrer Rudolf Weckerling (zwei Kinder);
Übersiedlung nach
Dühringshof/Küstrin

1954–1964

Evangelische Studentengemeinde
Technische Universität Berlin

1964–70

Deutsche evangelische Gemeinde
Beirut/Libanon

1972–1977

Krankenhausseelsorge am DRK-
Hospital Berlin

23.8.1993

Gestorben in Berlin



Gemeinde in Beirut Libanon, obwohl sie gelegentlich auch im Talar im Gottesdienst mitwirkte, wie sich ihr Sohn Matthias erinnert. Nach der Rückkehr mit ihrer Familie nach Berlin arbeitete sie von 1972 bis 1977 ehrenamtlich in der Krankenhauseelsorge im Hospital des Deutschen Roten Kreuzes in Zehlendorf. Außerdem unterstützte sie die Arbeit ihres Mannes an dessen letzter Pfarrstelle in Neukölln insbesondere durch ihre Arbeit mit Alten und Behinderten. Es bedeutete für sie zeitlebens eine Kränkung seitens ihrer Kirche, dass sie ihr Amt nach 1947 nicht weiter hatte ausüben dürfen. Sie selbst sagte später dazu: „Ich habe mein Leben verfehlt.“

Rückblickend wurde oft von ihr gesagt, dass es sie tief kränkte, was die Kirchenmänner ihr angetan hatten, doch sie kämpfte nicht, denn wichtiger war ihr wohl zeitlebens der Inhalt ihres Trauspruchs: „Auf Gott hoffe ich und fürchte mich nicht; was können mir Menschen tun?“ (Ps 56,12)

Mit der Kirche der Nachkriegszeit waren Helga und Rudolf Weckerling oft nicht zufrieden. Doch sie vervollständigten ihren Weg und engagierten sich bei der Aktion Sühnezeichen Friedensdienste.

Am 23. August 1993 verstarb Helga Weckerling geb. Zimmermann im Alter von 83 Jahren in Berlin. Im Jahr 2005 gründete ihr Mann Rudolf Weckerling die Helga-Weckerling-Stiftung zum Andenken an seine Frau, die bis heute die Arbeit von Aktion Sühnezeichen unterstützt.

Nadja Görne



Hier geht's zum Video

Ingeborg-Maria Frein von Werthern, Äbtissin von Heiligengrabe

„Wege bewahren – Wege bahnen – für alle unsere Gäste sind die Türen weit geöffnet und wir hoffen, dass wir auf diese Weise etwas für die Kirche tun.“

Ingeborg-Maria von Werthern wurde als Tochter eines preußischen Offiziers geboren. Etwas davon konnte man bei ihrer würdevollen, aber zugleich warmherzigen Art noch im hohen Alter spüren. 1931 trat sie der NSDAP bei. 1933 begann sie das Theologiestudium. 1940 bestand sie vor dem Konsistorium in Berlin das Zweite Theologische Examen und wurde nach Heiligengrabe in das Damenstift gesandt, um die Schülerinnen der Stiftsschule geistlich zu betreuen.

Während des Kriegs vertrat sie den Dorfpfarrer, der eingezogen worden war. In den letzten Kriegsjahren nahm das Stift Bombengeschädigte aus den Großstädten und Flüchtlinge aus Kriegsgebieten des Ostens auf. 1945 besetzte die Rote Armee das Stiftsgelände und vertrieb Flüchtlinge und Stiftsdamen. Sie mussten im Dorf unterkommen und für die Russen arbeiten. Von Werthern versah dabei weiter das Pfarramt im Dorf als Pfarrvikarin. 1946 konnten die Stiftsdamen in die Klostergebäude zurückkehren und von Werthern organisierte auf dem Klostergelände die diakonische Arbeit an Kindern mit Behinderung. Dann initiierte sie noch eine Paramentik-Werkstatt.

Gerlinde Strohmaier-Wiederanders



27.1.1913

Geboren in Kassel

1933 – 1938

Studium in Berlin und Tübingen

1938

Erstes Theologisches Examen, anschließend Vikariat an der Zivilgemeinde der Garnisonkirche Potsdam

1940

2. Theologisches Examen – eventuell Einsegnung (nicht bekannt)

1940 – 1956

Verwaltung der Pfarrstelle im Dorf Techow, danach bis 1976 Pfarrerin dort

1952 – 1995

Äbtissin von Heiligengrabe, als erste Theologin in diesem Amt

1993

Bundesverdienstkreuz

14.3.1996

Gestorben in Heiligengrabe



Hier geht's zum Video

Erika Matern, geb. Krüger

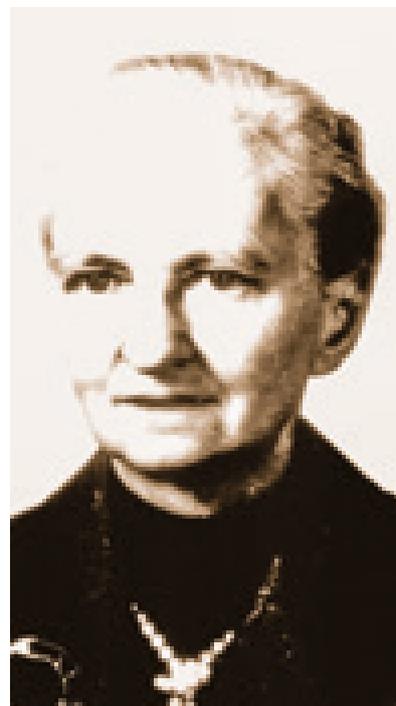
Sie war „mit einer Fülle von Gaben ausgestattet und einem facettenreichen, klaren theologischen Durchblick“, schrieb die leitende Pastorin der Evangelischen Frauenhilfe in der DDR, Hildegard Führ, in einem Nachruf. „Hätte sie heute gelebt, wäre ihr wohl eine kirchenleitende Laufbahn offen gewesen.“ Stattdessen konnte sie „ihr inhaltsreiches Leben zweieinhalb Jahrzehnte lang unmittelbar einsetzen für die vielen Menschen, insbesondere Frauen ..., denen der Gemeindeaufbau aus Trümmern von 1945 zur Lebensaufgabe wurde.“ Sie wurde „bahnbrechend für den Theologinnenstand und die Frauenarbeit insgesamt.“

Geboren am 9. Dezember 1909 in Bischofsstein (Ostpreußen), studierte sie von 1929 bis 1933 Theologie in Königsberg und Breslau, geprägt von Lehrern der Bekennenden Kirche wie Günther Bornkamm, Karl Barth, Dietrich Bonhoeffer, Rudolf Bultmann und Ernst Käsemann. Im August 1934 heiratete sie den Iwandschüler Lic. Gerhard Matern (1907–1943), mit dem sie vier Kinder hatte. Nach seiner Einberufung zur Wehrmacht, vertrat sie ihn in der Gemeindearbeit in Aulenbach bei Tilsit. Im September 1943 wurde er schwer verwundet und starb. Im August 1944 wurde die Familie nach Deubach/Thüringen evakuiert. Um mit den Kindern zu überleben, arbeitete sie zunächst auf einem Bauernhof. Ab 1948 gelang es ihr, wieder kirchlich tätig zu werden. Ein neues kirchliches Arbeitsfeld erschloss sie sich 1948/49 als Katechetin in Eisenach, im Reisedienst durch die verwaisten Gemeinden, Bibellehrgängen und Rüstzeiten für Pfarrer. Besonders verbunden war sie mit dem Ehepaar Schniewind. Julius Schniewind, ein Neutestamentler, früher in Königsberg, war wegen Teilnahme am Kirchenkampf nach Halle strafversetzt worden.

Von 1949 bis 1955 war Erika Matern Landesvikarin der Frauenhilfe in Thüringen. Im September 1955 wurde sie als Vikarin (Pastorin) der Frauenhilfe der EKD nach Potsdam berufen. Sie war wissenschaftlich hochbegabt. Berichtet wird, dass sie mit dem griechischen Neuen Testament in der Küchenschürze im Hause wirtschaftete. Nebenbei bereitete sie sich auf das zweite Examen im Februar 1959 und ihre Ordination vor. In Potsdam fand sie ein reiches Betätigungsfeld, zuständig für die zentrale Bildung für die kirchliche Frauenarbeit aller acht Gliedkirchen in der DDR. Zeitweilig leitete sie das Vikarinnenseminar in Potsdam, da die traditionell konservative Kirche noch immer keine Vikarinnen im Predigerseminar duldete. Sie war Dozentin in der Ausbildung kirchlicher Fürsorgerinnen. Vierteljährlich gab sie die Zeitschrift „Arbeitshilfe“ der Evangelischen Frauenhilfe in der DDR heraus, setzte sich für die Weltgebetsarbeit ein und arbeitete in der „Ökumenischen Arbeitsgemeinschaft für Bibellesen“ mit. Als Leiterin der Bibelschule war sie verantwortlich für Kurse für evangelische Frauenarbeit und Katechetik. Ihre Mitarbeiterinnen stellten fest: „Sie gab alles und erwartete alles.“

Nach ihrem 60. Geburtstag ging sie in Ruhestand. Mehrmals besuchte sie die Stätten der frühen Christenheit, auf den Spuren des Neuen Testaments. 1987 zog sie nach Hofgeismar, wo sie bis ins hohe Alter an der vielfältigen theologischen Arbeit der Akademie teilnehmen konnte. Hier schloss sich am 15. August 1995 der Kreis ihres überaus reichhaltigen und dichten Lebens.

Hartmut Ludwig



Literatur

Lexikon früher evangelischer Theologinnen. Biographische Skizzen, hg. v. Hannelore Erhart, Neukirchen-Vluyn 2005, S. 257 (Verf. Ilse Härter); Materialien des Familienarchivs; Nachruf von Hildegard Führ.

Dr. h.c. Ingeborg Becker

„Wäre sie ein Mann gewesen,
wäre sie hier Bischof geworden!“¹

Ingeborg Becker schloss 1933 ihr Studium mit dem Ersten Theologischen Examen in Halle ab. Im selben Jahr wurde sie Mitglied im „Verband Evangelischer Theologinnen Deutschlands“, dessen Vorsitz sie 1965 übernahm. Nach ihrem Studium strebte Ingeborg Becker kein volles Pfarramt an. Sie hielt aber ein Pfarramt „sui generis“, also ein spezielles Frauenpfarramt, für sich selbst für möglich. So arbeitete sie ab 1935 (bis 1963) im Burckardthaus.

Ingeborg Becker wurde am 22. August 1936 durch Präses Jacobi innerhalb der Bekennenden Kirche ordiniert. Von 1964 bis 1973 arbeitete sie als erste Ephora im Sprachenkonvikt in Ost-Berlin. Sie war eine sehr beliebte und hochgeschätzte Theologin.

Margareta Trende

¹ Bischof Schönherr anlässlich der Verabschiedung Beckers in den Ruhestand, 1973

Theologin sein in der DDR und West-Berlin

Nach der Teilung Deutschlands 1949 blieb die Evangelische Kirche in Berlin-Brandenburg (EKiBB) als *eine* Kirche bestehen. Sie war Mitglied der Evangelischen Kirche der Union (EKU). Nach dem Bau der Berliner Mauer 1961 und der Verabschiedung der DDR-Verfassung von 1968 wurde eine gemeinsame Arbeit innerhalb der Kirche immer schwerer.

Das Pfarrvikarinnengesetz der Evangelischen Kirche der Union von 1952 ermöglichte den Gliedkirchen, so auch der Evangelischen Kirche in Berlin-Brandenburg, ordinierte Pfarrvikarinnen einzusetzen. Von Kasualien und Sakramentsverwaltung sowie von Hauptgottesdiensten wurden die Pfarrvikarinnen offiziell ferngehalten, der Talar blieb ihnen verwehrt. Um Pfarrvikarinnen einzusetzen, mussten extra Stellen geschaffen werden, da ihnen keine „normalen“ Pfarrstellen übertragen werden durften. Weiterhin galt für die Pfarrvikarinnen die „Zölibatsklausel“. Eine der ersten nach diesen Rechten ordinierte Theologin, 1952 durch Generalsuperintendent Braun, war die geschiedene Pfarrfrau Eva Hoffmann-Aleith, die bereits seit zehn Jahren ihren Mann in Stüdenitz vertreten hatte. 1953 verfasste sie die Streitschrift „Die Frau auf der Kanzel?“ – das Fragezeichen hatte der Verlag im letzten Moment hinter den Titel gesetzt. Tatsächlich, so Generalsuperintendent Braun in seinem Vorwort, habe die Gemeinde bereits längst „Ja“ zur Frau auf der Kanzel gesagt und hätten sich die Theologinnen „im Predigtamt und auch in der Sakramentsverwaltung in schweren Not- und Krisenzeiten bewährt“. Hoffmann-Aleith selbst sah in dem Widerstand gegen die Theologinnen ein „Aufbäumen des männlichen Selbstbewusstseins“.

13.5.1910

Geboren in Biebrich am Rhein als Älteste von vier Kindern

1929

Abitur an einer Oberrealschule für Jungen in Quedlinburg im Harz

1929–1933

Studium der Theologie in Berlin, Bonn, Marburg und Halle, unter anderem bei Karl Barth, Rudolf Bultmann und Günther Dehn

1933

Abschluss des Studiums mit dem 1. Theologischen Examen in Halle Vikariat in Quedlinburg, schließt sich dem Pfarrernotbund der BK an; Mitglied im Verband Evangelischer Theologinnen Deutschlands

1933–1935

Vikariat Domgemeinde Quedlinburg, Anstalt der Inneren Mission Neinsted/Harz

1935

Zweites Theologisches Examen

22.8.1936

Einsegnung in Berlin durch Präses Jacobi innerhalb der Bekennenden Kirche

Ab 1936

Arbeit im Burckardthaus (Zentrale für weibliche Jugendarbeit) in Berlin-Dahlem und am „Seminar für kirchliche Frauendienste“ (Bibelschule)

1939

Teilnahme am „Weltbund Christlicher Junger Frauen“ in Genf und Kanada

1951–1963

Becker leitet das Burckardthaus jetzt in Ost-Berlin, Ausbildung von Ehrenamtlichen für Gemeindearbeit.
Das Burckardthaus zog nach dem Mauerbau 1961 nach Potsdam um.

1955

Wahl in die Kirchenleitung Berlin-Brandenburg als damals erste und einzige Frau

1964–1973

Becker wird erste Ephora im Sprachenkonvikt in der Borsigstraße.

1965

Vorsitzende des Verbandes evangelischer Theologinnen in Deutschland

1973

Eintritt in den Ruhestand

5.10.1983

Tod in Berlin



Hier geht's zum Video

Dr. Dr. h.c. Frauke Christine Bourbeck

„Aber ich habe darum gebeten, es möchte ganz in der Stille geschehen, weil ich um jeden Preis verhindern möchte, dass dem irgendeine kirchenpolitische Deutung gegeben werden könnte.“¹

Christine Bourbeck befindet sich in der Frage der Frauenordination zwischen den Zeiten. Im Schriftverkehr mit dem Diakonieverein in Berlin, in dessen zweite Pfarrstelle sie berufen wird, spricht Christine Bourbeck von ihrer Ordination. In Verhandlungen mit dem Konsistorium, die offiziellen Charakter tragen, verwendet sie das Wort Einsegnung. Vor Augen hat sie zunächst das spezielle geistliche Amt der Frau, wie es im Vikarinnengesetz von 1927 beschrieben wird. Doch dass sie später für die Ordination der Pfarrvikarinnen eintritt, wird schon allein daran deutlich, dass sie an dem

¹ Christine Bourbeck im November 1939 vor ihrer Einsegnung

Christine Bourbeck mit Schwesternschülerinnen



19. Juni 1894

Geboren in Hage/Ostfriesland

Ab 1923

Theologiestudium in Münster und Jena. Abschluss mit dem Staatsexamen für das Lehramt an höheren Schulen

1940

Einsegnung in Berlin

1945

Promotion

1946–1960

Direktorin der Wohlfahrtsschule der Inneren Mission im Evangelischen Johannesstift; Leiterin der Schwesternhochschule

Ab 1952

Studiendirektorin des ersten Vikarinnenseminars der Evangelischen Kirche der Altpreußischen Union (ab 1953 Evangelische Kirche der Union)

1951–1965

Ehrenamtliche Vorsitzende des Konvents Evangelischer Theologinnen in Deutschland



Christine Bourbeck, Gründerin
des Vikarinnenseminars
Berlin-Spandau, um 1961

1964

Ehrendoktorwürde der Theologischen Fakultät der Universität Göttingen

20. Februar 1974

Gestorben in Bad Pyrmont

2016

Einweihung des Christine-Bourbeck-Hauses als Gästehaus des Evangelischen Predigerseminars Wittenberg



Hier geht's zum Video

Pastorinnengesetz von 1962 maßgeblich mitarbeitet und als ehrenamtliche Vorsitzende des Konvents Evangelischer Theologinnen (1951–1965) eine gewichtige Stimme für die zunehmende Gleichstellung von Frauen und Männern im Pfarrberuf einbringt.

Aufgewachsen in Ostfriesland, trägt Christine Bourbeck schon früh den Wunsch in sich, Theologie zu studieren. Doch die älteste Tochter muss als ausgebildete Lehrerin für die Volks- und Mittelschule das nötige Geld verdienen, bis der jüngste Bruder nach dem Tod der Eltern sein Studium abgeschlossen hat und – Pfarrer wird. Es dauert bis zu ihrem 33. Lebensjahr, dann studiert sie in nur sechs Semestern Theologie in Münster und Jena. Sie geht nach Leipzig und bildet neben Schülerinnen in Fürsorgeberufen die Kandidaten des Leipziger Predigerseminars im Fach Katechetik aus. In jener Zeit der Ausgrenzung des Religionsunterrichts aus den öffentlichen Schulen setzt sie sich sehr für gut ausgebildete katechetische Lehrkräfte in den Gemeinden ein.

1939 wechselt sie zum Evangelischen Diakonieverein nach Berlin-Zehlendorf und legt ihr Zweites Theologisches Examen ab. In einem Empfehlungsschreiben für diese Stelle heißt es: „Ihre außergewöhnlichen Kenntnisse über die Bibel hinaus machen sie für uns gerade sehr geeignet.“ Über die Bibel hinaus – Christine Bourbeck hält Vorträge über christliche Literatur, verschickt sogenannte Bibelbögen und stellt ihren Bibelauslegungen zeitgenössische Dichtung zur Seite. Theologie und Dichtung – das wird ihr Lebensthema. Ihm widmet sie 1945 auch ihre Dissertation (Schöpfung und Menschenbild in deutscher Dichtung um 1940. Hausmann – Peters – Bergengruen, Berlin 1947).

Christine Bourbeck wird nach dem Krieg von der angesehenen Lehrerin zur gefragten Theologin. Sie verfasst vierzehn selbstständige Schriften und ungefähr einhundert Aufsätze. Ihre Schwerpunkte umfassen die Bereiche Theologie und Dichtung, Anthropologie und Seelsorge. Sie möchte in Berlin bleiben und wird 1946 zur Direktorin der Wohlfahrtsschule der Inneren Mission im Evangelischen Johannesstift berufen.

Die Frage der Ausbildung der Theologinnen steht am Beginn der fünfziger Jahre auf der Tagesordnung. Der Rat der Evangelischen Kirche der Altpreußischen Union verabschiedet deshalb Anfang 1952 ein Ausbildungsgesetz, nach dem die Pfarrvikarinnen im Anschluss an die Ausbildung bei einem Pfarrer oder einer Pfarrvikarin einer „theologisch-pädagogischen Ausbildungsstätte“ zugewiesen werden sollen. Schon im Mai 1952 legt Christine Bourbeck der Kirchenkanzlei einen Plan für einen viermonatigen Kurs für Lehrvikarinnen im Berliner Johannesstift vor. Das Curriculum bezieht sich einerseits auf die besonderen Aufgaben des Frauenamts, es wird jedoch andererseits durch die starke Berücksichtigung der Humanwissenschaften beispielgebend für die zukünftigen Ausbildungskonzeptionen der Predigerseminare. So bemerkt die Studiendirektorin, wie sie ab 1957 in Anlehnung an die Direktoren der Predigerseminare heißt, dass die Pfarrer doch ohnehin keinen Zugang zu weiten Teilen der Gesellschaft hätten.

Neun Jahre prägt sie die Ausbildung im Vikarinnenseminar und damit das Berufsbild vieler Theologinnen. Drei Jahre nach ihrem Eintritt in den Ruhestand erhält sie 1964 die Ehrendoktorwürde der Universität Göttingen.

Gabriele Metzner

Dr. Eva Hoffmann-Aleith

Eva Hoffmann-Aleith war Schriftstellerin, Pastorin und eine der ersten promovierten Theologinnen Berlins. Sie stammte aus Westpreußen, wuchs jedoch in Berlin auf. Nach dem Abitur begann sie an der Friedrich-Wilhelms-Universität ein Studium der Philosophie, wechselte aber bald zur Theologie. Sie legte beide theologische Examina ab und promovierte sich 1937 bei Hans Lietzmann in Kirchengeschichte zum *Paulusverständnis im 1. und 2. Jahrhundert*. Zugleich absolvierte sie ihr praktisches Lehrvikariat und heiratete 1938 den Pfarrer Wilhelm Hoffmann, dem die Gemeinde Hohenwerbig im Fläming zugeteilt war. Als ihr Mann zur Wehrmacht eingezogen wurde, vertrat sie ihn ab Juni 1940 als „geistliche Hilfskraft“. Kurz darauf wurde Hoffmann in Abwesenheit auf die Pfarrstelle Stüdenitz im Kirchenkreis Havelberg-Bad Wilsnack berufen. Seine Ehefrau bezog mit ihren Eltern dort das Pfarrhaus, versah den Pfarrdienst und unterrichtete bis zum Kriegsende an der Volksschule im Dorf. 1942 erschien in der Zeitschrift „Die Theologin“ ihr Erfahrungsbericht „Ich vertrete meinen Mann“.

Ihr Mann kehrte 1947 zurück und wurde 1948 wegen Kriegsvergehen vom Dienst suspendiert und zog in den Westen, woraufhin die Ehe 1950 geschieden wurde. Eva Hoffmann-Aleith führte die Amtsgeschäfte in vollem Umfang fort. 1952 ordinierte Generalsuperintendent Walter Braun sie in das neue Amt einer Pfarrvikarin. Ihre Stelle wurde entsprechend umgewidmet. 1953 erschien ihre Streitschrift „Die Frau auf der Kanzel?“ in der Evangelischen Verlagsanstalt Berlin. Das Fragezeichen hinter den Titel hatte – zum Ärger der Autorin – im letzten Moment der Verlag gesetzt. Im Vorwort zu ihrer Streitschrift bescheinigte Braun für die Weite der Landeskirche, dass „die Gemeinde (...) zur ‚Frau auf der Kanzel‘ längst ja gesagt hat“. Außerdem hätten sich die Theologinnen „im Predigtamt und auch in der Sakramentsverwaltung in schweren Not- und Krisenzeiten bewährt“. Hoffmann-Aleith selbst legte dar, dass anhaltender Widerstand gegen Theologinnen im geistlichen Amt auch nicht „dem Bibelwort entnommen“ sei. Vielmehr wirke da „ein Gefühlsmoment“, „ein Aufbäumen des männlichen Selbstbewusstseins“.

1962 heiratete sie in Berlin den Theologen Dr. Dr. Fritz Hempel, von dem sie meist getrennt lebte. Zwischen 1940 und 1998 veröffentlichte sie rund ein Dutzend historischer Biografien, häufig zu Frauengestalten, wie zum Beispiel Amalie Sieveking oder Helene Charlotte von Friedland. Sie starb am 24. Februar 2002. Als erste Pfarrerin in der Region ebnete sie den folgenden Pastorinnen den Weg. An ihrem alten Pfarrhaus hängt seit 2007, wo sie von 1940 bis 2002 gelebt hat, eine Gedenktafel. Der Förderverein der Stüdenitzer Kirche vergibt seit 2008 einen Eva Hoffmann-Aleith-Literaturpreis für Jugendliche. „Gerade der Zwang, sich persönlich durchsetzen zu müssen, war reizvoll“, schrieb Eva Hoffmann-Aleith 1942 über ihren wissenschaftlichen Werdegang.

Rajah Scheepers



Literatur

Karl-Ernst Selke, *Kanzel, Schreibtisch und Blumenbeet. Eva Hoffmann-Aleith, ein Leben – ein Wirken*. Dosse-Verlag, Neustadt (Dosse) 2010

Generationenfrage

Hildegard Heidler, geb. Schröter

Meine Mutter Hildegard Heidler begann um 1930 ihr Studium in Germanistik und Theologie, letzteres gegen den Widerstand vor allem ihres Vaters, des deutschnational eingestellten Apothekers Alexander Schröter.

Zu dieser Studienrichtung hatte sie sich wohl aufgrund des eindrucksvollen Unterrichts ihres Religionslehrers, eines religiösen Sozialisten, entschieden.

Als sie dann 1931, mündig geworden, zum ersten Mal zur Wahl gehen konnte und die SPD wählte, wurde sie von ihrem Vater aus dem Haus gewiesen. Bei ihrem einfühlsameren Großvater konnte sie jedoch unterkommen.

1933 verlobten sich meine Eltern. Mein Vater suchte meine Mutter zum Abbruch ihres Studiums zu drängen. Als diese aber darauf nicht einging, auf dem regulären Studienabschluss bestand und davon ihre Verbindung insgesamt abhängig machte, konnte sie das Studium fortsetzen und ihre Examina ablegen.

Nach ihrer Heirat 1936 zogen meine Eltern nach Steinbach bei Bad Lausick, wo mein Vater als Mitglied der Bekennenden Kirche gegen den Widerstand des Superintendenten zum Gemeindepfarrer gewählt worden war.

Offensichtlich war es selbstverständlich und kein Problem, dass meine Mutter dort ihren erstrebten Beruf als Lehrerin nicht ausüben konnte und auch in der Kirche keine Anstellung fand.

Jedoch hat sie die ersten Schritte ins Gemeindeleben ziemlich intensiv mit ihrem Mann gemeinsam getan und ihn mit ihrer eigenen Qualifikation unterstützt. Bei dicht aufeinander folgenden Festtagen etwa hat sie mitunter ganze Predigten für ihren Mann ausgearbeitet. Das hat mir meine Mutter erzählt, als der Vater gestorben war und ich sie nach der wichtigsten und glücklichsten Zeit ihrer Ehe (von 52 Jahren) fragte. „Damals konnten wir viel zusammen machen.“

Als mein Vater seit Juni 1944 als vermisst galt, übernahm meine Mutter die Kinderarbeit mit Christenlehre-Stunden, Kindergottesdienst, mitunter auch das Orgelspiel. Doch wurde ihr der erbetene Arbeitslohn von einer mir nicht mehr bekannten Dienststelle abgelehnt mit den Worten: „Eine Pfarrfrau macht so etwas selbstverständlich unentgeltlich.“

Nach der Rückkehr aus der Gefangenschaft 1947 wurde mein Vater ins sächsische Landeskirchenamt berufen, und wir zogen nach Dresden. Meine Mutter beteiligte sich dort lebhaft an der Gestaltung eines Frauenkreises und fand darin auch eine Erfüllung.

In Berlin, wo mein Vater im Luth. Kirchenamt arbeitete, bekam sie aus unserer Familie (4 Kinder) am schwersten und am langsamsten Boden unter den Füßen. Sie fühlte sich vom Berufsleben ihres Mannes total ausgeschlossen, übernahm aber in Köpenick zeitweise das Amt einer Kirchenältesten und machte bis zum Schluss Gemeindebesuche. Was sie an weiteren Aktivitäten in der Kirche abhielt, waren mehr familiäre und gesundheitliche Probleme, aber keine kirchenrechtlichen Bestimmungen.

Johannes Heidler



Bericht von Johanna Heidler

Von 1959 bis 1964 habe ich Theologie in Naumburg am Katechetischen Oberseminar und in Berlin am Sprachenkonvikt studiert. Nach dem ersten Examen trat ich meine Vikariatsstelle in Dahme am Kirchlichen Proseminar an, und zwar als Internatsleiterin für die Schülerinnen. Inzwischen war ich mit Johannes Heidler verlobt, der auch sein Theologiestudium beendet hatte und nach seinem Vikariat eine Assistentenstelle bei Dr. Jüngel am Sprachenkonvikt bekam. Mir blieb nach dem Vikariat nur die Möglichkeit, das Gnadauer Predigerseminar zu besuchen, um anschließend das zweite Examen zu machen. Da wir heiraten wollten, habe ich versucht, ein zweites Vikariatsjahr in Berlin zu bekommen mit anschließendem zweiten Examen (in manchen Landeskirchen gab es dies Modell). Aber dies wurde mir nicht gestattet. Doch das war für mich kein Problem. In dieser Situation habe ich meine Ausbildung abgebrochen.

Mein Mann bekam nach seiner Assistentenzeit eine Pfarrstelle in der St. Petri-Gemeinde in Berlin (1970). Solange unsere drei Kinder noch klein waren, blieb ich zu Hause und arbeitete ehrenamtlich mit, besonders als Vertretung im Christenlehre-Unterricht. Als 1975 die halbe Katechetenstelle in unserer Gemeinde frei wurde, habe ich sie bekommen. Aber mit ersten Theologischem Examen und Vikariat allein bin ich nur als Hilfskraft eingestuft worden. Deshalb habe ich noch eine Gemeindehelferin-Prüfung vor dem Konsistorium abgelegt.

Die Christenlehrearbeit hat mir Freude gemacht, zumal ich zusammen mit meinem Mann Familiengottesdienste, Familienfreizeiten und Elternabende durchführen konnte.

Zwischenzeitlich war ich noch stellvertretende Kreiskatechetin.

Als ich 1982 gefragt wurde, ob ich die halbe Dozenten-Stelle für Katechetik am Weißenseer Seminar für kirchlichen Dienst annehmen würde, habe ich zugesagt. Dort wurden hauptsächlich Kindergärtnerinnen ausgebildet. Aber weil in der DDR die Befürchtung bestand, dass die kirchlichen Kindergärten staatlicherseits geschlossen werden könnten, sollten die Auszubildenden befähigt werden, in Gemeinden die Christenlehrearbeit zu leisten. Ich fand es ideal, dass die Schülerinnen in meinen Christenlehre-Stunden hospitieren konnten, um später in denselben Gruppen zu unterrichten. Bis zur Schließung des Seminars 1993 war ich dort tätig und wechselte dann bis zu meinem Renten-Dasein 1999 in das Oberlin-Seminar (West-Berlin).

Von 1985 bis 1991 gehörte ich als berufenes Mitglied der Berlin-Brandenburgischen Synode an und in der aufregenden Zeit von 1989 bis 1991 zur Kirchenleitung.

Ich habe in meinem Berufsleben gemerkt, dass mir die Arbeit mit Kindern und Jugendlichen Freude gemacht und mehr gelegen hat als der Pfarrberuf als ganzer.

Johanna Heidler



Margareta Trende, geb. Heidler

Mein Weg ins Pfarramt

Als Kind wollte ich immer Gemeindehelferin beziehungsweise Katechetin werden, wie meine Mutter, und mit einem Pfarrer verheiratet sein. Heute bin ich Pfarrerin und mein Mann ist kaufmännischer Leiter bei der Deutschen Bahn.

Das Abitur wurde mir zu DDR-Zeiten von staatlicher Seite verweigert, weil ich weder in der Freien Deutschen Jugend (FDJ) war, noch an der Jugendweihe teilgenommen habe. So begann ich 1988 das dreijährige kirchliche Abitur am Kirchlichen Oberseminar auf der Halbinsel Hermannswerder in Potsdam. Dieses Abitur war staatlicherseits nicht anerkannt, so dass für mich als Studienmöglichkeiten nur Theologie oder Kirchenmusik in Frage kamen.

1989 bedeutet auch für mich die Wende ein großes Glück und viele neue Möglichkeiten. Denn unser kirchliches Abitur wurde nun anerkannt wie das Abitur, das an humanistischen Gymnasien absolviert wurde. Ich überlegte Mathematik oder Medizin zu studieren. Durch die neu gewonnene Freiheit war es für mich möglich, zunächst ein halbes Jahr nach London zu gehen. Dann folgte 1992/93 ein Jahr in Tansania. Dort arbeitete ich als Freiwillige des Berliner Missionswerkes an einer lutherischen Schule in einem kleinen Ort im südlichen Hochland Tansanias.

Meine Kindheit im Pfarrhaus, die Erfahrungen während meines Abiturs und die Aufenthalte in London und Tansania verstärkten meinen Wunsch, Pfarrerin zu werden. Nach meinem Jahr in Tansania begann ich im Herbst 1993 mein Theologiestudium. Ich studierte in Berlin, Tübingen und Zürich, ging nach einer Babypause ins Vikariat und wurde nach bestandenem Zweitem Examen und einer erneuten Babypause 2005 ordiniert.

Ich bin bis heute froh und dankbar in diesem schönen und abwechslungsreichen Beruf arbeiten zu können. Durch die Beschäftigung mit den Theologinnen vor uns, ist mir bewusst geworden, wie kurz die Zeit erst ist, in der Frauen ganz selbstverständlich Pfarrerinnen werden können. Ich bewundere den Mut und Hartnäckigkeit der Frauen vor uns, die sich noch bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts mit für mich unvorstellbaren Ungerechtigkeiten abfinden und gegen sie kämpfen mussten. Es erfüllt mich mit Demut (vor den Frauen vor uns) und mit großer Dankbarkeit, dass für mich die Frage nach dem vollen Pfarramt nie eine zu erkämpfende Aufgabe war.

Margareta Trende



Lore Schlunk

Lore Schlunk wurde kurz vor Ausbruch des 1. Weltkrieges, am 19. Juni 1913, geboren und legte 1932 ihr Abitur ab. Sie studierte Evangelische Theologie in Berlin und Tübingen. Ihr Lehrvikariat absolvierte sie bei der Bekennenden Kirche, Gemeinde Pankow.

Nach ihrem zweiten Theologischen Examen war sie ab 1941 dienstverpflichtet als Verwaltungssekretärin und Buchhalterin in der Arbeitsstätte für Virusforschung des Kaiser-Wilhelm-Instituts und zeitgleich zuständig für die pfarramtliche Versorgung der Bekennende-Kirche-Gemeinden in Reinickendorf und Wittenau. Nach ihrer Einsegnung in der 1936 eingeweihten Martin-Luther-Kirche war sie im Hilfsdienst in der Nähe von Gransee tätig und hatte dort bis zu zehn Dörfer zu versorgen.

Von 1945 bis 1953 fungierte sie als Theologische Leiterin im wiedereröffneten „Seminar für kirchlichen Frauendienst“, im Burckhardthaus Dahlem.

19.6.1913

Geboren in Berlin

1932

Abitur, danach Theologiestudium in Berlin & Tübingen

1937

1. Theologisches Examen BK Berlin-Brandenburg

1938/39

Lehrvikariat BK-Gemeinde Pankow

1940

2. Theologisches Examen BK Berlin-Brandenburg

1941–1943

Arbeitsstätte für Virusforschung des Kaiser-Wilhelm-Instituts und zeitgleich zuständig für die pfarramtliche Versorgung der Bekennende-Kirche-Gemeinden in Reinickendorf und Wittenau

1943

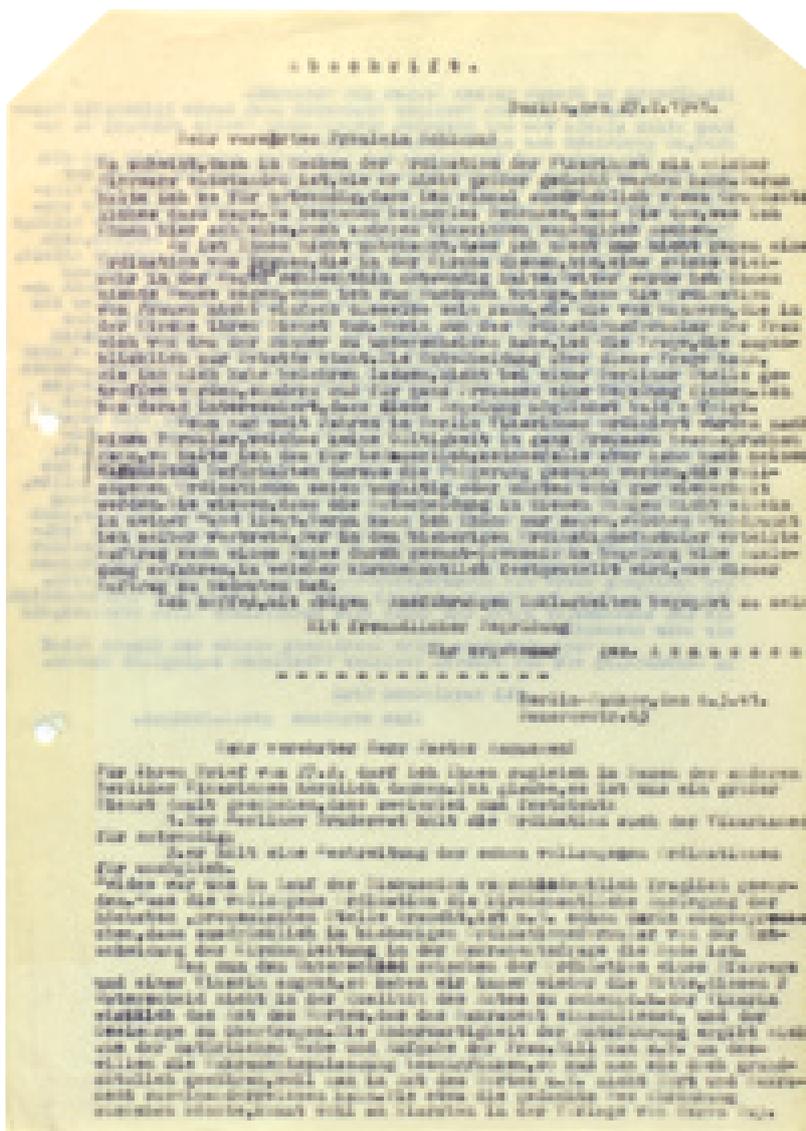
Ordination in der Martin-Luther-Kirche Berlin-Lichterfelde durch Martin Albertz

1943–1945

Hilfsdienst in der Nähe von Gransee

1945–1953

Theologische Leiterin für kirchlichen Frauendienst im Burckhardthaus Dahlem



1953–1959

Kreiskatechetin im Kirchenkreis Reinickendorf

1959–1961

Kreisfarrvikarin für Krankenhausseelsorge

1961–1967

Pfarrvikarin/Pastorin Waldkirchengemeinde Neuheiligensee

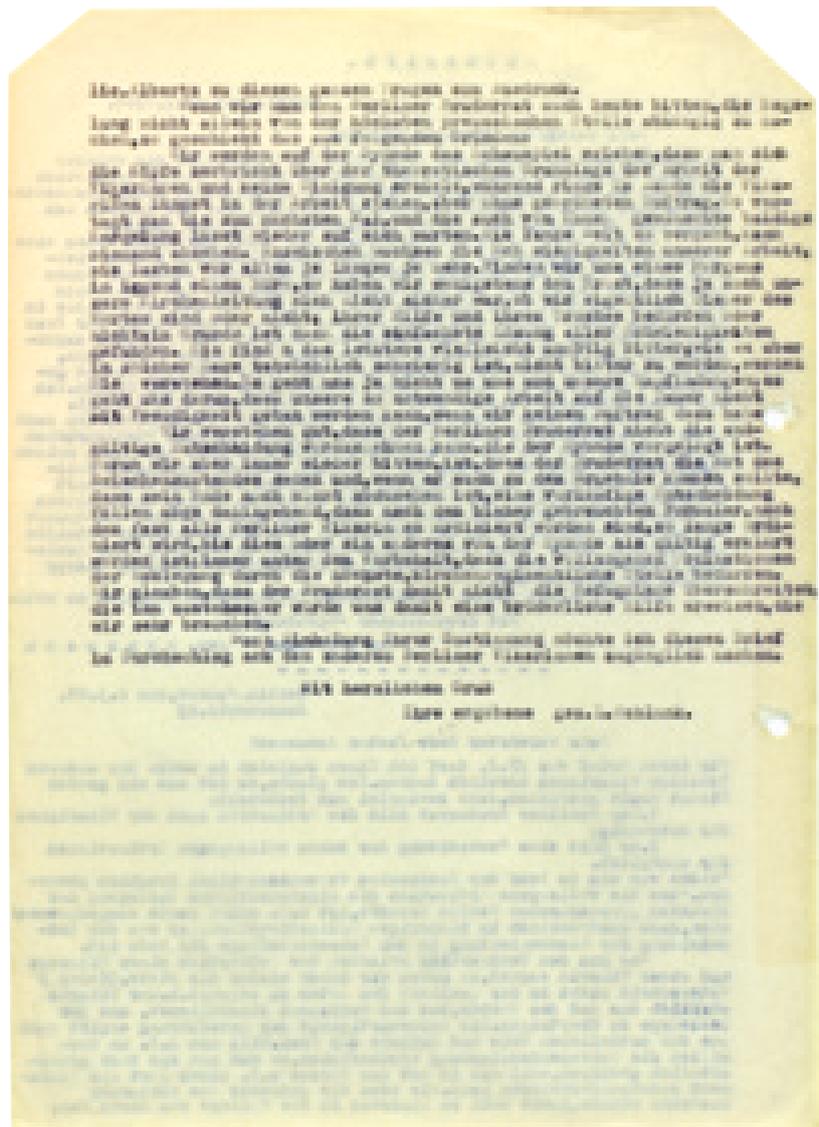
8.11.1967

Gestorben in Berlin

Diese Aufgabe kam ihren Kenntnissen und Fähigkeiten besonders entgegen. Als das Seminar 1952 nach Ost-Berlin in die Bernauer Straße übersiedelte, stellte sie einen Antrag auf einen Pass in der DDR, erhielt jedoch nie eine Antwort. Seit 1953 war sie Mitglied im Konvent Evangelischer Theologinnen. Ihre letzten Lebensjahre verbrachte sie als Kreiskatechetin im Kirchenkreis Reinickendorf und als Kreisfarrvikarin für Krankenhausseelsorge, ehe sie 1967 verstarb.

Lore Schlunk nahm an der Auseinandersetzung um die Frage der Frauenordination lebendigen Anteil. In einem Brief an den Theologen Hans Asmussen schrieb sie: „Was nun den Unterschied zwischen der Ordination eines Pfarrers und einer Vikarin angeht, so haben wir immer wieder die Bitte, diesen Unterschied nicht in der Qualität des Amtes zu sehen; d.h. der Vikarin wirklich das Amt des Wortes, das das Sakrament einschließt, und der Seelsorge zu übertragen. Es geht ja nicht um uns und unsere Empfindungen; es geht uns darum, dass unsere so notwendige Arbeit auf die Dauer nicht mit Freudigkeit getan werden kann, wenn wir keinen Auftrag dazu haben.“

Rajah Scheepers



Sieghild Jungklaus

„Wenn sie das erste Mal eine Theologin in das Konsistorium berufen wollen, dann kann man nicht Nein sagen und sich zieren ...“

Sieghild Jungklaus wurde am 27. März 1915 in ein Pfarrhaus in Pankow hineingeboren. Die Hoffnungskirche, deren Gemeindegebiet ihr Vater betreute, war neu gebaut und noch umgeben von Brachland. Mit viel Engagement wurde der Gemeindeaufbau zur Aufgabe für die ganze Familie. Das war prägend für Sieghild Jungklaus' gesamtes Leben, genau wie ihr Vater Rudolf Jungklaus, der sie auf dem Weg als Theologin unterstützte.

So begann Sieghild Jungklaus ein Theologiestudium in Berlin in der Zeit des Kirchenkampfes. Ihre Pankower Gemeinde war mit über 2000 Mitgliedern die zweitgrößte Bekenntnisgemeinde in Berlin-Brandenburg. Da war es für Sieghild Jungklaus selbstverständlich, dass sie auch die verbotenen Veranstaltungen der BK-Hochschule besuchte. Das führte 1937 zu ihrer Zwangsexmatrikulation. Sie konnte ihr Studium allerdings in Marburg fortsetzen.

Nach ihrem ersten Theologischen Examen 1939 war sie illegale Lehrvikarin und arbeitete als Krankenhaus-Seelsorgerin. „Zu dieser Zeit konnte sich gar keiner vorstellen, dass eine Frau auch in der Kirche predigen kann!“, erinnerte sie sich.

Als großen Schicksalsschlag erlebte Sieghild Jungklaus 1940 den Tod ihres Verlobten Siegfried Anz, der als Soldat fiel. 1941 entsandte der Bruderrat sie in die Pankower Gemeinde, wo viele Pfarrer zum Militärdienst eingezogen worden waren. Hier erteilte sie Konfirmandenunterricht, hielt Bibelstunden und erste Gottesdienste.

Nach ihrem zweiten Examen wurde Sieghild Jungklaus 1943 als eine der ersten Frauen für das theologische Pfarramt in der Bekennenden Kirche ordiniert. Allerdings mit der Einschränkung: „Euer Dienst (...) richtet sich zunächst auf Frauen, Jugendliche und Kinder, in der Notzeit der Kirche auch auf alle Gemeindeglieder.“ In dieser „Notzeit“ übernahm Sieghild Jungklaus Aufgaben, die sonst Männern vorbehalten waren: Sie predigte, nahm Trauungen vor und konfirmierte 1944 als erste Frau in Berlin Jugendliche.

Nach Kriegsende setzte sie sich dafür ein, dass nicht nur die illegal ordinierten männlichen BK-Pfarrer legalisiert wurden, sondern auch die Vikarinnen. Als solche wurde Sieghild Jungklaus im Oktober 1945 legalisiert, laut Dienstauftrag zunächst nur „zu kommissarischen Hilfeleistung in der pfarramtlichen Arbeit Ihres Herrn Vaters.“ Später erhielt sie in der Pankower Gemeinde ihren eigenen Pfarrbezirk, leitete die Jugendarbeit im Kirchenkreis und half, Katechetinnen für den Religionsunterricht auszubilden. Im Wesentlichen hatte sie den Rückhalt ihrer Gemeinde, nur vereinzelt gab es Widerstand. Noch Anfang der 1950er-Jahre wetterte eine Frau gegen das „Weib auf der Kanzel“, schrieb an den Bischof und protestierte vor der Kirchentür gegen sie.

27.3.1915

Geboren in Pankow

1934–1939

Studium in Berlin und Marburg

1939

Tod ihres Verlobten Siegfried Anz

1943

Ordination und Entsendung als Gemeindehelferin/Vikarin in die Hoffnungskirchengemeinde Berlin-Pankow

1964

Berufung ins Konsistorium Berlin-Brandenburg mit dem Sachgebiet Kinder- und Konfirmandenarbeit, parallel Weiterarbeit in ihrer Gemeinde

1977

Versetzung in den Ruhestand, weitere Übernahme von ehrenamtlichen Aufgaben

28.10.2010

Gestorben in Berlin



Hier geht's zum Video



1964 wurde Sieghild Jungklaus als erste Theologin ins Konsistorium Berlin-Brandenburg berufen. Es fiel ihr nicht leicht, dafür ihre Pfarrstelle aufzugeben, aber sie sagte: „Wenn sie das erste Mal eine Theologin ins Konsistorium berufen wollen, dann kann man nicht Nein sagen und sich zieren, dann muss man seine geistlichen Zacken zusammenreißen und sagen: Ich komme.“ Im Konsistorium war sie zuständig für das Sachgebiet Kinder- und Jugendarbeit. Ehrenamtlich arbeitete sie in ihrer Pankower Gemeinde weiterhin engagiert mit. 1969 wurde sie als erste Frau Oberkonsistorialrätin. In ihrem Amt setzte sie sich besonders für die Besserstellung von Gemeindefrauen und Theologinnen ein.

Als Pfarrerin in der DDR war sie auch mit den Widerständen gegen die kirchliche Arbeit konfrontiert. Trotzdem versuchte sie mit ihrem Kampf gegen den Nationalsozialismus auch gemeinsame Wurzeln aufzuzeigen und wollte bewusst nach neuen Wegen für die Kirche im Sozialismus suchen.

1977 wurde Sieghild Jungklaus in den Ruhestand versetzt, arbeitete aber weiter in ihrer Pankower Gemeinde bis sie 1982 wegen gesundheitlicher Probleme und der dort besseren Versorgung nach West-Berlin übersiedelte. Ein großer Einschnitt in ihr Leben war ihre Erblindung im Jahr 1989, seit der sie im Blindenheim lebte. Dort hielt sie noch viele Jahre Bibelstunden und starb schließlich im Jahr 2010.

Gudrun Lange

Die gemeinsame Arbeit innerhalb **einer** Kirche wurde in den 1960er-Jahren immer schwieriger, so dass eine Trennung in die Bereiche Ost und West sich abzuzeichnen begann.

1962 wurde, zehn Jahre nach dem Pfarrvikarinnengesetz, auf der Ebene der Evangelischen Kirche der Union die Pastorinnenverordnung verabschiedet. Dies bedeutete eine Abkehr von der vorherigen Herausstellung eines besonderen kirchlichen Amtes für Theologinnen und war somit der erste Schritt in Richtung einer generellen Gleichstellung der Befugnisse in den wichtigsten Amtsbereichen – Predigt, Sakramentsverwaltung und Amtshandlungen. In der Präambel heißt es: „Auch Frauen sind berufen, die Botschaft von der Versöhnung auszurichten.“ Grundsätzlich werden der Pastorin mit der Ordination Wortverkündigung und Sakramentsverwaltung zur Aufgabe gemacht, sie wird auf Lebenszeit berufen und wie ein Pfarrer besoldet. In der östlichen Regionalsynode der Berlin-Brandenburgischen Kirche wurde dieser Regelung voll zugestimmt, so dass eine Theologin sich hier in gleicher Weise wie ein Theologe auf Pfarrstellen bewerben und berufen werden konnte. Damit übernahm sie alle Rechte des Pfarrers einschließlich der Geschäftsführung und des Vorsitzes im Gemeindekirchenrat.

Die westliche Regionalsynode hingegen sah im Amt der Pastorin weiterhin ein Amt besonderer Prägung. Dies bedeutete: gemeindliche Stellen mussten zunächst in Pastorinnenstellen umgewandelt werden, und dies nur in Gemeinden mit mehreren Theologen. Die Gemeindeleitung

und der Vorsitz im Gemeindekirchenrat wurden ihnen verwehrt. Verheiratete Pastorinnen durften nur ausnahmsweise, und zwar ausschließlich in übergemeindlichen Ämtern, weiterbeschäftigt werden.

Infolge dieses Unterschiedes waren in der DDR Frauen häufiger als in der Bundesrepublik im vollen Gemeindepfarramt, auch wenn sie verheiratet waren – ein Umstand, der nicht zuletzt dem unterschiedlichen frauenpolitischen Kontext geschuldet sein dürfte.

1969 erschien die bis heute sehr lesenswerte, auf Umfragen unter Theologinnen in Berlin basierende Studie „Die Theologin im Beruf. Zumutung. Selbstverständnis. Praxis“ von Eva Senghaas-Knobloch, in der die Dringlichkeit der Entwicklung eines gleichberechtigten Berufsbildes für Theologinnen aufgezeigt wurde.

Diese Zulassung zum geistlichen Amt schloss die Möglichkeit ein, Frauen in kirchenleitende Ämter zu berufen. Ab Mitte der 1960er-Jahre erfolgten die ersten Berufungen ins Amt einer Oberkirchenrätin. Ein Jahr bevor Gertrud Grimme – die erste Frau als Oberkirchenrätin – ins Kirchenamt (damals Kirchenkanzlei) der EKD einzog, wurde Sieghild Jungklaus 1964 in den Oberkirchenrat in Berlin-Brandenburg berufen und 1970 Dr. Gerta Scharffenorth als erste Frau in den Rat der EKD gewählt. Ebenfalls in den 1960er-Jahren nahm erstmalig eine Frau am West-Berliner Ephorenkonvent teil: Lona Kutzer-Laurien.

Lona Kutzer-Laurien

„Das tat weh!“¹

Auch wenn es in den 50er-Jahren möglich war, Theologie zu studieren und im ordinierten Amt zu arbeiten, waren die Frauen von einer völligen Gleichstellung mit ihren männlichen Kollegen weit entfernt.

Lona Kutzer war daher überrascht, dass sie direkt einige Tage nach ihrem zweiten Theologischen Examen, das sie 1954 im Predigerseminar für Frauen abgelegt hatte, ordiniert wurde. Möglich war dies, weil der Berliner Generalsuperintendent Jacobi vor seinem Dienstantritt als Bischof von Oldenburg noch ihre Ordination vollziehen wollte.

Nur zwei Gemeinden in Berlin (West) hatten sich bereit erklärt, auch eine „Pfarrvikarin“ aufzunehmen – eine davon war die evangelische Gemeinde in Marienfelde. Dort konnte Lona Kutzer ihren Dienst beginnen. Sie wurde dem bisherigen Pfarrer der Gemeinde an die Seite gestellt, um ihn bei seiner Arbeit zu unterstützen. Denn aus damaliger Sicht gehörte zum Amt „sui generis“ (Amt eigener Art/eigenen Geschlechts) der Frauen nicht nur die andere Dienstbezeichnung „Pfarrvikarin“ und die damit verbundene Aufgabenbeschränkung, sondern auch die Vorstellung, dass die Frau im Amt Zuarbeit leistet und den männlichen Kollegen entlastet.

Schnell hatte jedoch Lona Kutzer den übernommenen Tätigkeiten ihre ganz persönliche Prägung verliehen und war in der Gemeinde bei Jung und Alt beliebt. Sie arbeitete mit Geflüchteten aus dem Osten, mit Jugendlichen und Senioren, mit Armen und Kranken. An der Planung der 1960 eingeweihten Kindertagesstätte und dem Gemeindezentrum war Lona Kutzer maßgeblich beteiligt.

1961 heiratete sie Eckhard Laurien. Weil für Pfarrvikarinnen damals noch zölibatäres Leben vorgeschrieben war, verlor sie die Rechte aus ihrer Ordination und wurde zum Bedauern der Kirchengemeinde aus dem Dienst entlassen.

Obwohl dieser Schritt äußerst schmerzlich für sie war, war es – wie für die meisten Pfarrvikarinnen in der damaligen Zeit – für Lona Kutzer-Laurien keine Option, ihre Rechte gerichtlich prüfen zu lassen. Im Rückblick sagte sie später verständnisvoll: „Die Männer mussten erst lernen, mit uns Frauen umzugehen.“²

Als sie 1970 die Kreispastorinnenstelle für Krankenseelsorge in Spandau übernehmen konnte, wurden ihr auch die Rechte aus der Ordination wieder zuerkannt. 1979 wurde Lona Kutzer-Laurien laut Urkunde vom 2. Mai „zum Pfarrer der Kirchengemeinde St. Nikolai Spandau“ berufen, wo sie bis 1992 als erste Frau auf der Kanzel wirkte. Sie war auch die erste Pfarrerin im West-Berliner Ephorenkonvent, entsandt vom Spandauer Kollegium.

¹ Kutzer-Laurien zu ihrer Entlassung nach ihrer Heirat 1961 im Interview mit Gudrun Speidel, Kirchenkreis Spandau, in: Gemeindebrief Nr. 3/2017 der Kirchengemeinde St. Nikolai.

² Ebd.

1929

Geboren in Danzig

1954

Zweites Theologisches Examen am Predigerseminar für Frauen in Berlin;

Ordination;

Pfarrvikarin in der Gemeinde

Marienfelde

1961

Heirat mit Eckhard Kutzer und Verlust der Rechte aus der Ordination

1970

Kreispastorin für Krankenseelsorge in Spandau

1979–1992

Pfarrerin in St. Nikolai in Spandau: Einrichtung der Diakoniestation und einer Tagesstätte für Pflegebedürftige



Hier geht's zum Video



Erste Stelle in Berlin-Marienfelde (1954–1961)

In ihrer Wirkungszeit und unter ihrer Leitung wurden bis heute wichtige Einrichtungen wie die Diakoniestation in Spandau, Wohngemeinschaften für psychisch Kranke oder die VSI Tagespflege für Pflegebedürftige gegründet. So bleibt sie den Menschen in Gemeinde und Kirchenkreis weiter in guter Erinnerung.

Barbara Deml

Ursula Radke

Wann war die erste Ordination einer Frau in Görlitz? Kurz zur Orientierung: Die Evangelische Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz ist aus zwei Kirchen hervorgegangen: Die Kirchenprovinz Mark Brandenburg erhielt 1948 eine neue Verfassung und hieß danach „Evangelische Kirche in Berlin-Brandenburg.“ In Schlesien wurde noch 1945 unter Präses beziehungsweise Bischof Ernst Hornig die kirchliche Tradition der Schlesischen Provinzialkirche weitergeführt. Doch schon am 4. Dezember 1946 musste Hornig Breslau verlassen und zog – ebenso wie 1947 das zunächst in Breslau verbliebene Konsistorium – nach Görlitz. Die „Evangelische Kirche von Schlesien“ erhielt 1951 eine Verfassung. Zum 1. Januar 2004 vereinigten sich beide Landeskirchen zur *Evangelischen Kirche in Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz*.

Bis 1946 waren etwa zwanzig eingeseignete Vikarinnen in der schlesischen Provinzialkirche in den Dienst getreten, unter anderem Elisabeth Grauer, die ab 1942 die „nach der Abreise des Herrn Pfarrer die verwaisten Angelegenheiten der Breslauer Stadtmission und ihre Belange innerhalb des Festungsbereichs zu wahren“ hatte.

Die ersten Ordinationen von Frauen erfolgten 1960: Ursula Radke und Helga Bast wurden gemeinsam durch Bischof Hornig in der Kreuzkirche in Görlitz als „provinzialkirchliche Pfarrvikarinnen“ ordiniert. Dazu hieß es damals ganz ergriffen in der Kirchenzeitung: „Als sichtbaren Erweis für das Amt einer Dienerin der Gemeinde teilten die beiden neu ordinierten Pfarrvikarinnen der ganzen großen Festgemeinde das Heilige Abendmahl aus. Um Jesu willen!“ Ursula Radke, geboren am 18. Januar 1933, hatte zuvor in Leipzig studiert. Es war die Zeit der heftigen ideologischen Auseinandersetzungen um den christlichen Glauben und die Kirche und die Zeit der Anfeindungen der „Jungen Gemeinde“. Prägend waren für sie das Lehrvikariat bei Ingeborg Becker im Burckardthaus Berlin/Ost und die Ausbildung im Vikarinnenseminar der EKU in Potsdam/Spandau bei Christine Bourbeck. Nach ihrer Ordination wurde sie zur Leiterin des Jungmädchenwerkes und ab 1970 als Dozentin in das Burckhardthaus berufen. „Sie half vielen jungen Mädchen und Frauen zum Finden und Gestalten eines eigenen christlichen Lebens“, so Bischof Dr. H.-W. Pietz. Ab 1979 war sie Mitarbeiterin beim Bund evangelischer Kirchen in der DDR. Zuletzt wirkte sie als Pfarrerin in Marzahn und baute dort im Neubaugebiet eine Gemeinde mit anderen gemeinsam auf. Sie verstarb am 27. Januar 2010 in Berlin. Besonders hervorzuheben ist ihre Mitarbeit im Ruhestand an dem großartigen „Lexikon früher evangelischer Theologinnen. Biographische Skizzen“ (Neukirchen-Vluyn 2005), das eine Fundgrube für jeden an der Geschichte der Theologinnen interessierten Menschen darstellt. Sechzehn Skizzen in diesem Buch stammen von ihr.

Für die Hinweise zu diesem Artikel danke ich herzlich Sylvia Herche.

Rajah Scheepers

Abschied von Helga Bast

Görlitz (dk). Pfarrerin i. R. Helga Bast, zuletzt tätig an der Görlitzer Kreuzkirchengemeinde, ist am 18. Mai plötzlich während des Rückflugs von Budapest nach Berlin gestorben. „Ihr Leben ist zeitweise ein Spiegelbild der deutschen Geschichte“, schreibt Bischof Klaus Willewiler in seinem Nachruf, dem er den Konfirmationspruch von Helga Bast vorangestellt hat: „Gott ist Geist, und die ihn anbeten, müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten“ (Joh. 4,24). Helga Bast wurde am 17. Juli 1932 in Görlitz geboren, verbrachte aber ihre früheste Kindheit in Stettin und Lübeck und absolvierte schließlich die Oberschule für Mädchen bis 1950 in Görlitz. Die theologische Studienzeit verbrachte sie in Berlin und Heidelberg, bevor sie als Pfarrvikarin und Pastorin in verschiedenen Gemeinden unserer Kirche Dienst getan hat; jeweils über zehn Jahre hatte sie die Pfarrstelle in Deutsch Oritz und eine in der Kreuzkirchengemeinde in Görlitz inne. Ihrer Vorliebe zu ihrer Geburtsstadt ist sie treu geblieben: Taufe und Konfirmation in der Lutherkirche, Ordination durch Bischof D. Hornig in der Kreuzkirche und dort auch - zuletzt aus gesundheitlichen Gründen nur noch mit Beschäftigungsauftrag - bis Ende 1993 im aktiven Einsatz.

„Wir sind betroffen von ihrem plötzlichen Tod im Flugzeug“, schreibt der Bischof weiter, „und trösten uns mit dem Konfirmationspruch der Verstorbenen; dieses Wort bedeutete ihr sehr viel, und sie hat es in ihrem Leben zu praktizieren versucht. Dabei ist sie auf Akzeptanz und auf Widerstände gestoßen. Nur ungern hat sie wegen ihres Stimmverlustes die Inhabung ihrer Pfarrstelle vorzeitig aufgeben müssen; ihr treues Engagement für die Kreuzkirchengemeinde ist bis zuletzt geblieben. Wir beugen uns dem Ratschluss Gottes und geben die verstorbene Schwester in seine gütige Hand.“

Der Trauergottesdienst findet am Freitag, dem 21. Juni, um 11.45 Uhr in der Kreuzkirche Görlitz statt. Anschließend ist die Beisetzung auf dem städtischen Friedhof.

Ingrid Laudien

„Ich sehe meine Hauptaufgabe darin, Freud und Leid der Gemeinden und der Menschen zu teilen. Die Schicksale der Leute sind mir wichtiger, als im Licht der Öffentlichkeit zu stehen.“

Im Pfarrdienstgesetz der Evangelische Kirche der Union (EKU) wurden im Jahre 1974 beide Geschlechter vollständig gleichgestellt. Damit waren Frauen zum Pfarramt mit allen Funktionen uneingeschränkt zugelassen. Nur wenig später kam es in der Ostregion der Berlin-Brandenburgischen Kirche zu den ersten Berufungen von Frauen in Leitungsämter. Zur ersten Superintendentin wurde 1976 Ingrid Laudien im Kirchenkreis Berlin-Lichtenberg gewählt. Sie war zuvor bereits dreizehn Jahre Pfarrerin in diesem Kirchenkreis gewesen und genoss hier offensichtlich großes Ansehen und das besondere Vertrauen ihrer Kollegen. Fast zwei Jahrzehnte war Ingrid Laudien als Superintendentin und Pfarrerin in der Samaritergemeinde tätig, die sich seit den siebziger Jahren mit Pfarrer Rainer Eppelmann zu einem Zentrum kirchlicher Opposition entwickelte. Sie verteidigte das Engagement ihres Kollegen für die berühmt-berüchtigten Bluesmessen gegenüber den staatlichen Behörden und gab den Oppositionsgruppen die nötige Rückendeckung.¹ Rückblickend meinte sie: „Ich habe immer Klein-Klein gearbeitet, die Schicksale der Leute waren mir wichtiger, als im Licht der Öffentlichkeit zu stehen.“²

1 Vgl. Dirk Moldt, Zwischen Hass und Hoffnung: Die Blues-Messen 1979–1986, Berlin 2008, S. 42 u. 88

2 Alexander Lengsfeld, Ingrid Laudien, neue Berliner Kirchenchefin, in: Berliner Zeitung vom 8.2.1994

Superintendent*innen sind die leitenden Theolog*innen eines Kirchenkreises. Sie beraten die Gemeinden und einzelne Einrichtungen und führen zusammen mit dem Konsistorium der Landeskirche die Dienstaufsicht.

Generalsuperintendent*innen stehen einem Sprengel vor. Sie haben das Recht zur Ordination, sind Mitglieder der Kirchenleitung und vertreten den Bischof vor Ort. Alle drei Sprengel in unserer Landeskirche (Berlin, Görlitz und Potsdam) werden heute, 2019, von Frauen geleitet. Die erste gewählte Generalsuperintendentin war Heilgard Asmus.

9.8.1934

Geboren in Finckenstein/Westpreußen als Tochter eines Pfarrers

Ab 1953

Abitur in Dessau
Studium/Ordination

1961–1963

Pfarrdienst in Storkow

1963–1976

Pfarrerin in Gemeinde zur Barmherzigkeit Berlin-Lichtenberg

1976–1994

Pfarrerin in Samaritergemeinde und Superintendentin des Kirchenkreises Friedrichshain in Berlin/Ost

23. Mai 1994

Amtseinführung als Generalsuperintendentin in der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche

1994–1996

Generalsuperintendentin Sprengel Berlin, Mitglied der Kirchenleitung

Ab 1996

Im Ruhestand Mitarbeit in einer Kirchenwiedereintrittsstelle; verschiedene Ämter

30.1.2009

Tod in Berlin



Hier geht's zum Video

Ingrid Laudien hatte gerade ihr Ruhestandsgesuch eingereicht, als die Kirchenleitung sie im Jahre 1994 mit dem Amt der Generalsuperintendentin betraute. Vermutlich war es ihre besondere Gabe, Vertrauen aufzubauen und Menschen zusammenzuführen, dass man sie in dieser Zeit des Zusammenwachsens der Ost- und Westregion der Berlin-Brandenburgischen Landeskirche darum bat. Journalisten gegenüber meinte sie in einer speziellen Art von Bescheidenheit und ohne jede feministische Programmatik: „Es ist eine gute Frage, warum ich von der Kirchenleitung mit dieser Aufgabe betraut wurde. Wahrscheinlich wollte man für die Zeit, die die Stelle neu besetzt wird, eher ein Auslaufmodell wie mich auf diesen Stuhl setzen als einen jüngeren Kollegen.“³ Am 23. Mai 1994 erfolgte ihre Amtseinführung in der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche, ihrer zukünftigen Predigtstätte im ehemaligen Westteil der Stadt. Von hier aus wirkte sie für den gesamten Berliner Sprengel mit seinen über hundert Kirchengemeinden und als Mitglied in der Kirchenleitung. Hochgeschätzt füllte sie ihr Amt aus, bis sie nach zwei Jahren in den Ruhestand ging. Rückblickend kommt der „Generalin“ am gelungenen Zusammenführen der beiden ehemals getrennten Teile der Landeskirche ein besonderes Verdienst zu.⁴ Für die Kirchengeschichte bleibt darüber hinaus bedeutsam, dass sie die erste Frau war, die als Superintendentin und als Generalsuperintendentin tätig war, lange bevor dies in anderen Landeskirchen im Bereich der EKD üblich wurde. Heute werden alle drei Sprengel der EKBO von Generalsuperintendentinnen geleitet.

Agnes Winter

³ Ebd.

⁴ Vgl. Katrin Rudolph, Die Generalin, Ingrid Laudien wird 65, in: Die Kirche 54 (1999), 33 vom 15.8.1999, S. 2 u. Karl-Heinrich Lütcke, Verschieden und doch vereint, Berlin 2009, S. 100f.

Im Jahre 1974 erfolgte die volle Gleichstellung beider Geschlechter im Pfarrdienstgesetz der Evangelischen Kirche der Union (EKU). Frauen waren damit zum Pfarramt mit allen Funktionen uneingeschränkt zugelassen. Nur wenig später kam es in der Ostregion der Berlin-Brandenburgischen Landeskirche zu Berufungen von Frauen in Leitungsämter. Die erste Superintendentin gab es hier bereits 1976 und damit Jahrzehnte früher, als dies in westdeutschen Landeskirchen der Fall war.

Christiane Beisenherz, geb. Brandenburg

Christiane Beisenherz wurde am 29. April 1919 in Magdeburg geboren. Nach ihrem Abitur 1939 in Berlin studierte sie dort, in Jena und in Marburg Theologie. Nach ihrer Verlobung mit dem Pfarramtskandidaten Hans Beisenherz brach sie das Studium ab, weil die Übernahme eines geistlichen Amtes mit der Heirat verwehrt war, und absolvierte eine Krankenpflegeausbildung. 1942 heirateten sie. Zwei Jahre später wurde ihr Sohn Albrecht geboren. Nachdem ihr Mann im Oktober 1944 im Krieg umgekommen war, nahm Beisenherz 1946 das Theologiestudium wieder auf und schloss es 1949 mit dem Fakultätsexamen ab. Auf das Lehrvikariat in Kurhessen folgte das Zweite Examen und im Juni 1952 die Ordination dort. Seit 1953 war sie aktives Mitglied im Konvent Evangelischer Theologinnen. Von Oktober 1963 bis Dezember 1972 war sie Pastorin in der Dreifaltigkeitsgemeinde in Berlin-Lankwitz. Sie war die erste Pfarrerin in der Landeskirche, der alle Rechte zugestanden wurden, einschließlich Geschäftsführung. In dieser Zeit starb ihr Sohn. Von 1973 bis 1980 war sie schließlich Krankenhausseelsorgerin im Klinikum Steglitz. Danach kehrte sie nach Kassel in ihre Kurhessische Landeskirche zurück. Im Gegensatz zu einigen anderen Kolleginnen ihrer Generation zeigte sie sich offen gegenüber dem Engagement der jüngeren Theologinnengeneration, deren Streiten für die Übertragung von Leitungsaufgaben sowie für eine feministische Theologie.

Susanne Kahl-Passoth

29.4.1919

Geboren in Magdeburg

1939

Abitur in Berlin

1940/41

Theologiestudium in Berlin, Jena, Marburg; Verlobung mit dem Pfarramtskandidaten Hans Beisenherz

1941–1943

Krankenpflegeausbildung und Examen in Berlin

1942

Hochzeit

1944

Geburt des Sohnes Albrecht; Hans Beisenherz kommt im Krieg um

1946–1949

Wiederaufnahme des Theologiestudiums und Examen

1949–1952

Lehrvikariat und Besuch des Predigerseminars

29.6.1952

Ordination in Bad Hersfeld

1952–1963

Hilfsvikarin mit Schwerpunkt Religionsunterricht, Sprengelvikarin

1963–1972

Pastorin in der Dreifaltigkeitskirchengemeinde in Berlin-Lankwitz

1973–1980

Krankenhausseelsorgerin am Universitätsklinikum Steglitz



1.10.1980

Beginn des Ruhestandes und
Umzug nach Kassel

25.7.1991

Tod in Kassel



Hier geht's zum Video

Gudrun Althausen, geb. Költzsch

„Die von der Kanzel ausgeschlossene Frau hat unter der Kanzel die unbestrittene Mehrheit.“

Gudrun Költzsch bewarb sich 1950 um ein Theologiestudium, weil man ihr, trotz hervorragender Zeugnisse, die Zulassung zum Medizinstudium aus politischen Gründen verweigerte. Mit ihrer Bewerbung wollte sie „ganz bescheiden darauf verweisen, daß es nützlich sein könnte, Frauen auch in wissenschaftlicher Theologie auszubilden, damit sie den vielen Frauen, die unter den Kanzeln sitzen, ebenso kompetent wie die gut ausgebildeten Männer Rede und Antwort stehen könnten.“

Im Theologiestudium erfuhr sie von der „Zölibatsklausel“: „Wir haben – erstaunlicherweise – nur mäßig rebelliert.“ So folgte sie ihrem Mann, Johannes Althausen, der als Missionsinspektor ins Berliner Missionshaus geholt wurde. Aus der geplanten Dissertation wurde nichts, aber sie engagierte sich in der Gemeinde, wurde in den Gemeindegemeinderat, den Kreiskirchenrat, die Kreissynode und die Landessynode gewählt.

Erst 1970 erhielt sie eine halbe Stelle als Theologische Referentin in der Frauen- und Familienarbeit in Berlin-Brandenburg. Sie gehörte dem Weltgebetstags-Komitee der DDR als Vertreterin von Berlin-Brandenburg

Frauen-Dekade 1988 – 1998

Der Ökumenische Rat der Kirchen beschloss die Durchführung der Dekade „Kirchen in Solidarität mit den Frauen“ und setzte damit dieses Thema für Jahre auf die Agenda. Die Ökumenische Dekade der Kirchen in Solidarität mit den Frauen (1988 – 1998) hatte zum Ziel, die gleichberechtigte Mitwirkung von Frauen in Kirche und Gesellschaft zu fördern und gegen Sexismus zu kämpfen. Um die Ziele der Dekade im Bewusstsein zu halten, wurde zum Beispiel der Mirjamsonntag eingerichtet.

30.12.1930

Geburt von Gudrun Költzsch in Dresden

1950 – 1954

Theologiestudium an der KMU Leipzig als eine von fünf Frauen unter fünfzig Studenten

1955

Hochzeit mit Johannes Althausen; Umzug der jungen Pfarrersleute nach Michendorf; Geburt des ersten Kindes

1957 – 1988

Im Berliner Missionshaus; Geburt der weiteren drei Kinder; Mitglied im Gemeindegemeinderat, Kreissynode und Kreiskirchenrat bis 1990; mehr als zwanzig Jahre Vorsitzende der Kreissynode Berlin-Stadt 1

Seit 1973

Synodale der Landessynode, zweimal sechs Jahre als Vizepräsidentin

1982 – 1989

Mitglied der Bundessynode (Bund evangelischer Kirchen in der DDR), eine Periode Mitglied in der EKS-Synode

1970–1992

Theologische Referentin der Frauen- und Familienarbeit in Berlin-Brandenburg

Oktober 1986–Juni 1990

Koordinierungsgruppe Feministisch-theologische Werkstätten

Seit Juni 1990

Mitarbeit Koordinierungsgruppe Ökumenische Dekade „Solidarität der Kirchen mit den Frauen“

1998 bis 2002

Mitglied der Kirchenleitung der EKIBB

1998

Titel „Kirchenrätin“: Sachwalterin für Gleichstellungsfragen ehrenamtlich und ohne eigenes Budget

1999

Mitglied der Arbeitsgruppe der Kirchenleitung: „Gemeinschaft von Frauen und Männern in der EKIBB“

13.3.2007

Tod



an und konnte an internationalen Konferenzen teilnehmen. Zusammen mit Annemarie Schönherr und Elisabeth Adler organisierte sie in den 1980er-Jahren die feministisch-theologischen Werkstätten in Hirschluch. Seit 1980 war sie die Vorsitzende der Evangelischen Frauenhilfe in der DDR und damit hauptamtlich und später ehrenamtlich mit der Vereinigung der Frauenhilfe in Ost und West beschäftigt. 1992 wurde sie die erste Vorsitzende der vereinigten Evangelischen Frauenhilfe in Deutschland.

Dagmar Althausen

EKD-Synode

in Bad Krozingen 1989

In Bad Krozingen tagte im November 1989 die Synode der EKD und verabschiedete exakt am 9. November einen wegweisenden Beschluss mit dem Titel „Die Gemeinschaft von Frauen und Männern in der Kirche“ und dazu einige Begleitbeschlüsse. Damals stellte die EKD-Synode klar, dass die Gemeinschaft der Gläubigen nicht ohne Geschlechtergerechtigkeit gelebt werden kann.

Bundessynode

in Leipzig 1990

Die Bundessynode empfahl den Gliedkirchen, Frauenbeauftragte einzusetzen und sich für die Bildung von Gleichstellungsreferaten bei den Landesregierungen einzusetzen. Gudrun Althausen hielt in diesem Zusammenhang den entscheidenden Bericht auf der Bundessynode.



Hier geht's zum Video

Dr. Erika Godel

„In der Kirche geht es nicht primär um die Durchsetzung der Gleichberechtigung von Frauen, sondern vielmehr um die uneingeschränkte Anerkennung ihrer Gleichbegnadung.“

Dr. Erika Godel wurde am 21. September 1948 in Eschwege geboren. Ihr Abitur legte sie 1968 am Gymnasium für Mädchen in Eschwege ab. Sie begann das Studium der Theologie in Marburg, setzte es an der Kirchlichen Hochschule in Berlin (West) fort. Auf das Erste Theologische Examen, das sie bei der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg (Berlin-West) ablegte, folgte das Vikariat mit den Stationen Taborkirchengemeinde, Berufsschularbeit, Ökumenischer Rat der Kirchen in Genf. Zwischendurch absolvierte sie ein Industriepraktikum bei der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft AEG-Telefunken. 1976 bestand sie das Zweite Theologische Examen, dem die Ordination durch Bischof D. Kurt Scharf folgte. In ihre Hilfsdienstzeit arbeitete sie in der Geschäftsstelle des Deutschen Evangelischen Kirchentages an der Vorbereitung des Kirchentages 1977 in Berlin (West) mit. Unterbrochen durch einen Erziehungsurlaub arbeitete sie als Pfarrerin erst in der Justizvollzugsanstalt für Frauen in der Lehrter Straße und dann in der Justiz- und Aufnahmeanstalt Berlin-Moabit im Strafvollzug für Männer. In ihrer Wartestandszeit, bedingt durch die Geburt ihres zweiten und dritten Sohnes arbeitete sie an einer Dissertation zum Thema „Gegenreden. Bibelarbeiten von Frauen auf Deutschen Evangelischen Kirchentagen. Mosaiksteine zur verborgenen Kirchengeschichte der Frauen.“ Am 1. November 1989 übernahm sie als zweite Frau in der Landeskirche das Amt einer Superintendentin, im Kirchenkreis Wedding, das sie bis Februar 2003 ausübte. Von 1990 bis 2003 war sie Mitglied der Synode der EKIBB. Als erste Theologin wurde sie 1991 von der Synode in die Kirchenleitung gewählt. In diesem Zusammenhang wurde sie Mitglied im Rundfunkrat des Sender Freies Berlin, vertrat die Kirchenleitung unter anderem in der Tarifkommission der EKIBB, leitete den Ausschuss „Arbeitsgemeinschaft Christen und Juden“. 2003 gehörte sie zur Vorbereitungsgruppe des ersten ökumenischen Kirchentages, der in Berlin stattfand. Bis zu ihrem Ruhestand im Jahr 2013 war sie Studienleiterin für Theologie und interreligiösen Dialog in der Evangelischen Akademie zu Berlin.

Susanne Kahl-Passoth

21.9.1948

Geboren in Eschwege

1968–1973

Theologiestudium in Marburg und Berlin (West)

1971

Heirat mit Dr. Rainer Godel

1974–1976

Vikariat in der EKIBB (Berlin West)

1976–1977

Pastorin im Hilfsdienst beim Kirchentag

April 1976

Zweites Theologisches Examen

Juni 1976

Ordination durch Bischof Scharf

1977–1981

Pfarrerin in der Justizvollzugsanstalt für Frauen

1977, 1978, 1981

Geburt der Söhne

1985

Pfarrerin in der Justizanstalt für Männer Berlin-Moabit



1989–2003

Superintendentin des Kirchenkreises Wedding

1991

Promotion; Wahl in die Kirchenleitung der EKIBB



Hier geht's zum Video

Dr. Helga Frisch

Ich erinnere mich noch gut daran, wie es war, als ich 1988 zu Dr. Helga Frisch in den Konfirmandenunterricht kam. Ich sehe sie noch vor mir: in ihren merkwürdigen Röcken, ihren Absatzschuhen, zwischen den zerschossenen Sofaelementen im Pfarrhaus – es war vermutlich der unkonventionellste Konfirmandenunterricht, der sich denken lässt. Und auch die unkonventionellste Pfarrerin, die ich mir damals – und vielleicht auch heute – vorstellen kann.

Sie war für mich damals eine Erscheinung, im positiven wie im negativen Sinne. In meinen Augen machte sie einfach das, was sie wollte – ohne an Regeln, Vorschriften oder Konventionen gebunden zu sein.

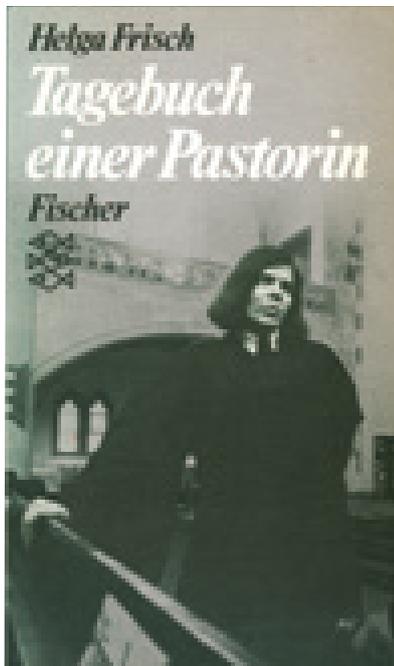
Geboren wurde sie in Mülheim an der Ruhr im Jahre 1934. Ihr Vater war Architekt von Beruf, Baudirektor im Hause Krupp. Im Zweiten Weltkrieg erlebte sie die Bombenabwürfe auf das Ruhrgebiet und nach dem Krieg einen bescheidenen, harten Neuanfang – keine rechte Wohnung, Hunger, fremde Nachbarn, die die protestantischen Flüchtlinge kritisch beäugten. Doch Helga setzte sich durch, ging aufs Gymnasium, legte 1954 ihr Abitur ab und studierte Germanistik, Philosophie, Pädagogik und Publizistik auf Lehramt. Mit ihrem Bruder kam sie nach Berlin, promovierte mit einer Arbeit über Hebbel und unterrichtete am Berlin-Kolleg.

Aber dann: ein schwerer Autounfall. Sie überlebte – knapp. Der Entschluss: Ich werde Pastorin und studiere Theologie. Sie studierte 1963 bis 1967 in Hamburg und arbeitete nach dem Hilfsdienst 1973 in der Grunewaldgemeinde. Das Konsistorium sagte ihr zu Amtsbeginn: „Sie sind ab jetzt mit der Gemeinde verheiratet!“

Im Konfirmandenunterricht ging sie ganz neue Wege. Statt zu lehren, was richtig ist, ließ sie uns diskutieren. Statt auswendig lernen zu lassen, hinterfragte sie. Sie wollte es völlig anders machen. Sie war der Grund, warum ich mich entschlossen habe, Gemeindepfarrerin zu werden und Theologie zu studieren. Helga Frisch hatte immer ein offenes Haus. Jeder von uns Jugendlichen durfte jederzeit zu ihr kommen. Dort traf man sie dann öfters, umringt von riesigen Zeitungstapeln. Brauchte man ihre Unterstützung, erhielt man diese ohne Diskussion. Sie ermöglichte und schenkte uns Jugendlichen ungeahnte Freiheiten. Ich weiß nicht, ob sie sich je um Regeln oder Vorschriften geschert hat. Sie hat uns alles zugetraut und alles, was in ihrer Macht stand, ermöglicht. Durch ihre absolute Großzügigkeit, ihr grenzenloses Vertrauen in uns in jeder Hinsicht und ihre Gastfreundschaft hat sie uns eine geistige und geistliche Heimat geschenkt.

Den Theologinnen ihrer Generation war es untersagt, zu heiraten und Kinder zu bekommen. Eine Pfarrerin, die heiratete, verlor noch bis 1974 unmittelbar ihr Amt und ihre Rechte. Helga Frisch bezahlte diesen Preis, um Pastorin sein zu können. Doch der Vorteil für uns Jugendliche war, dass sie uneingeschränkt für uns da war. Und nicht nur für uns, sondern für viele, viele Menschen hat sie gekämpft wie eine Löwin. Aussichtlos? Diese Vokabel kannte sie nicht. Ein Beispiel war die Aktion „Billiges Telefon“, 1975, dank derer sie, eine einzelne Person, verhindert hat, dass der Telefontakt in West-Berlin eingeführt wurde und mit der sie bundesweite Bekanntheit erlangte. Zuletzt setzte sie sich für den Halt der Fernzüge am Bahnhof Zoo





ein, rief zur Menschenkette auf. Sie hat sich immer engagiert – bereits in den 1980er-Jahren setzte sie sich als eine der ersten kirchlichen Amtspersonen für ein Modell christlicher Partnerschaft ein, das als Alternative zur Ehe der Liebe zwischen Mann und Frau neue Räume des Lebens und der Entfaltung eröffnen sollte, und war in zahlreichen Talkshows zu Gast, wo sie ihre Gesprächspartner mit ihrem sprühenden Intellekt, mit dem ihr eigenen Charme und einfach auch mit ihrer Erscheinung und ihrer Ausstrahlung begeisterte.

Sie ist Verfasserin von vierzehn Büchern über ihre Tätigkeit als Pfarrerin, über Ehe und Partnerschaft, nötige Kirchenreformen, über die Villenkolonie Grunewald und den Kurfürstendamm – in ihrem Arbeitszimmer lag bei ihrem Tod ein halbfertiges Manuskript zum Thema Weihnachten. Wenn man sie traf, hatte sie stets Exemplare ihrer Bücher zur Hand, um sie einem zu schenken. Ich erinnere mich gut an unsere letzte Begegnung, die auch wieder mit einem Büchergeschenk verbunden war. Sie kam zu meinem Einführungsgottesdienst in der Matthäus-Kirche in Steglitz, blieb sogar danach noch zum Empfang. Mit dabei hatte sie ihr Kudamm-Buch und einen Brief, in dem sie mir schrieb, wie sehr sie sich freue, dass ich nun in so einer wunderbaren Gemeinde sei und sie mir viel Freude an der Arbeit wünsche.

Im November 2014 ist sie gestorben und mir wurde die Ehre zuteil, die Trauerfeier in unserer Grunewald-Kirche zu halten. Und doch habe ich es nie geschafft, ihr zu sagen, dass sie es war, die mir vorgelebt hat, dass Pfarrerin einer Gemeinde zu sein, der schönste Beruf auf dieser Welt ist. Ich hoffe, dass sie es trotzdem weiß – spätestens jetzt.

Rajah Scheepers

Syn. G e o r g e : Ich habe einige Anfragen, zunächst eine Anfrage an den Referenten: Haben diesem EKD-Gesetz bereits alle anderen Gliedkirchen der EKD zugestimmt. Ich meine jetzt nicht nur die Gliedkirchen im Westen, sondern auch die im Osten? Die zweite Frage ist die auf Seite 4 zu Nummer 24 § 58, auch wieder eine Frage an den Referenten: Ist dies nicht, wenn man jetzt etwa die Thesen des Sexismus-Programms des Ökumenischen Rates, auch die von Herrn Bischof hier zitierte Tagung in Berlin im Auge hat, nun eine negativ-sexistische Belächterung des Mannes im Pfarramt?

(Halterkeit)

Ich möchte gern aufgeklärt werden, warum eine Frau mit 70 Jahren weniger fähig sein soll als ein Mann. Hier sind einseitige Vorrechte fixiert, und ich hätte gern die Begründung dafür. Alleine die Struktur und vorhandene durch Altersablauf bedingte Vorgänge können doch hier im Gesetz keine Rolle spielen, denn es gibt 60jährige Männer, die erheblich mehr im Abbau begriffen sind als 70jährige Frauen. Wenn schon eine Gleichstellung möglich und nötig ist, warum ist sie hier so offenbar negativ abgelehnt.

Das dritte ist lediglich eine Erinnerung. Diese Synode muß wissen, daß noch vor wenigen Jahren zwei sehr profilierte theologische Mitglieder der Synode die Synode verlassen haben, weil überhaupt die Einführung des geistlichen Amtes für Frauen eingeführt wurde. So schnell ändern sich die Situationen. Haben sich

auch die theologischen Situationen geändert? Das wage ich nun laut gar nicht mehr zu fragen, obwohl mich persönlich dies mit einiger Mühe befruchtet, denn die theologischen Fragen, die dahinter stehen, sind auch von der Frage des Amtes her noch immer unbeantwortet.

Vizepräsident Frau B l a u e r t : Das Wort hat der Synodale Boeckh.

Syn. B o e c k h : Ich habe die Anfrage an das Konsistorium, ob auch in unserer Landeskirche daran gedacht ist, in absehbarer Zeit gewisse Änderungen an der Amtstracht vorzunehmen. Es gibt in Deutschland Landeskirchen, die zum Beispiel einen offenen Talar tragen.

(Halterkeit)

Zumindestens die Pfarrer tragen einen offenen Talar. Ich möchte hinweisen auf die Kirche Kurhessen-Naldeck, die meiner Meinung nach einen für unsere Zeit recht angemessenen Talar in Gebrauch hat, der den Talaren der Rechtsenwölfe ähnlich ist. Ich möchte bitten, daß diese Frage in unserer Landeskirche einmal geprüft wird.

Vizepräsident Frau B l a u e r t : Ist das ein Antrag, oder wie ist das zu verstehen, Synodaler Boeckh? Möllen Sie das als Antrag einreichen, diese Überprüfung?

Syn. B o e c k h : Brauche ich dazu 10 Unterschriften?

Vizepräsident Frau B l a u e r t : Ja. Also als Anregung an den Rechtsaußen?

III. Fragestellungen

Evangelischer Pressedienst Nr. 244 vom 14. Dezember 1970

DDR-Studentinnen wollen nach Heirat Pastorinnen bleiben

epd Berlin, 14. Dezember 70. Drei von vier evangelischen Theologiestudentinnen in der DDR möchten auch nach einer möglichen Heirat als Pastorinnen im kirchlichen Dienst tätig sein. Das ist im Falle bei einer Umfrage unter 45 Studentinnen festgestellt worden. Keine der Befragten zeigte sich bereit, grundsätzlich auf die Möglichkeit der Eheschließung zu verzichten, um das Pastorinnenamt ausüben zu können.

Die kirchlichen Regelungen für Pastorinnen sahen bisher meist vor, daß das Dienstverhältnis nur im Ausnahmefall nach einer Heirat weitergeführt wird. In der Praxis wird jedoch häufig entschieden, daß eine verheiratete Pastorin, die ihr Amt weiter ausüben möchte, dies auch tun kann.

(12/112 FG-Voraus 12.12.)

Everything changes?

Dreieinhalb Jahrzehnte Theologinnen aus der Sicht einer Supervisorin¹

Jede Frau ist anders und wir teilen eine Geschichte

Ich bin Jahrgang 1958 und Ende der 70er-Jahre in die sogenannte Zweite Frauenbewegung hineingewachsen. Zu der Zeit entstand eine hohe Bewusstheit, dass die christliche Religion selbst das Gift ist, das zur Unterdrückung der Frau führt. Die feministische Theologie entwickelte sich und versuchte für das Christentum aus dem Gewirr von patriarchalem Glaubensbestand zu retten, was zu retten war. Mary Daly, eine radikale feministische Theologin, formulierte in meiner Jugendzeit präzise, dass die Unterschiede zwischen den verschiedenen Religionen für Frauen gering seien, denn die eigentliche weltweite Religion sei das Patriarchat. Was heißt Patriarchat? Gemeint ist ein Glaubenssystem – und die dazugehörige Gesellschaftsordnung –, das unreflektiert davon ausgeht, dass es eine von Gott gegebene Autorität und Dominanz der Männer über Frauen, Kinder und Natur gibt.²

Ich habe 1983 angefangen mit mich Theologinnen zu beschäftigen, weil ich diesen Beruf spannend und wichtig finde und weil ich sehr viel Respekt vor dieser Tätigkeit habe. Und ich finde es heute, 36 Jahre später, immer noch interessant, Frauen in diesem Beruf zu erleben und sie als Supervisorin, Coach oder Psychotherapeutin zu unterstützen. So wie Rosa Luxemburg in der Utopie lebte, dass die Welt besser wird, wenn das Proletariat an die Macht kommt, so war und ist in meiner Generation von West-Feministinnen die Annahme verbreitet, dass die Kirche irgendwie besser werden muss, wenn Frauen in Leitungämtern kommen. Ich hänge dieser Utopie auch heute noch an.

Es ist schwierig über Theologinnen allgemein zu reden. Sie sind alle sehr unterschiedlich. Sie sind alt, jung, mittelalt, gesund oder krank, finanziell abgesichert oder

in Schwierigkeiten, verheiratet mit einem Mann oder einer Frau, sind bisexuell, Single, Witwe. Sie sind Töchter, Schwestern, Mütter, Stiefmütter, Großmütter, Tanten oder was für Rollen im sozialen Netz sie haben mögen. Sie streben Leitungspositionen an oder nicht. Sie sind erfolgreich, haben einen großartigen Job oder sind unzufrieden am derzeitigen Ort. Sie sind politisch konservativ oder links, sie sind klassisch fromm oder von den östlichen Religionen inspiriert. Sie mögen Tiere oder sind allergisch gegen Laktose. Sie sind wirklich alle sehr unterschiedlich.

Aber alle Frauen haben ein Merkmal gemeinsam. Frauen haben in der Geschichte der Menschenrechte eine schwierige Vergangenheit. Vergleichen wir es mit dem ehemaligen Präsidenten Obama. Er hat als Individuum ohne jeden Zweifel eine gute Position im Leben. Aber Geschichte und Gegenwart der Diskriminierung von Menschen mit schwarzer Hautfarbe ist ein Thema, bei dem auch ein ehemaliger Präsident der Vereinigten Staaten Betroffener ist. In bestimmten Reden sehen wir den Schmerz in seinem Gesicht, von dem auch er ein Teil ist.

So ist es meiner Ansicht nach auch mit der Position von Theologinnen und anderen erfolgreichen Frauen heute. Die Tatsache, dass viele Frauen heute in guten Positionen sind, ist wunderbar, aber kein Widerspruch in Bezug auf die Tatsache, dass die Geschichte der Gleichberechtigung noch nicht am Ende ist. Das zu wissen hilft, in der eigenen Berufsgeschichte nicht unnötig zu leiden, weil man Dinge zu persönlich nimmt. „Ich bin im Patriarchat geboren und ich werde im Patriarchat sterben“ ist ein Satz, der widerstandsfähig macht gegen viele kleine oder große Beleidigungen, die im Beruf und auch privat zu erwarten sind.

¹ Dieser Text enthält auch Gedanken eines Vortrags, den ich beim „Frauentag zur Reformation“ am 14. September 2013 im Kloster Loccum gehalten habe. Prof. Dr. Annegret Böhmer: „muss genug sein! Alles schön im Patriarchat oder Frauen schreien unter Wasser“.

² Wer die Bilder des Besuches von Papst Franziskus in den Vereinigten Arabischen Emiraten Anfang Februar 2019 gesehen hat, fand dafür hervorragendes Anschauungsmaterial.

Eindrücke: Theologinnen 1983

In meiner Diplomarbeit im Fach Klinische Psychologie habe ich Interviews mit West-Berliner Gemeindepfarrerinnen geführt. Das war 1983, vor 36 Jahren. Die klinisch-psychologische Fragestellung war: Wie schaffen es die Frauen mit dem Widerspruch umzugehen, dass sie einerseits den Fortschritt repräsentieren, andererseits eine Tradition vertreten sollen, die ihre eigene Unterlegenheit predigt? Oder einfach gesagt: Wie schaffen sie es nicht verrückt zu werden? Die volle Gleichstellung von Frauen im Pfarramt war in Berlin-West 1974 erfolgt, also zu dem Zeitpunkt keine zehn Jahre alt. Die Fragestellung finde ich selbst bis heute relevant.

Es war 1983 normal, dass Pfarrerinnen diskriminiert wurden, dass von Gemeindegliedern sehr oft nach „echten Pfarrern“, also Männern gefragt wurde. Es war normal von männlichen Kollegen nicht ernst genommen zu werden. Und es berichteten viele von der Last der hohen Ansprüche, die an das Amt und speziell an sie als Frau im Amt gestellt wurden. Frauen galten als die Beziehungsarbeiterinnen, schließlich war es der eigentliche Beruf der Frauen Mutter zu sein. Männer galten als gut und begabt für die Logik und die Struktur.³ Frauen saßen zu der Zeit oft als einzige Frau unter männlichen Kollegen in Gremien und Konventen. Sie wurden wegen ihrer leisen Stimmen im Gottesdienst kritisiert. Ich habe 1983 noch Pfarrerinnen gesprochen, die nicht heiraten durften, weil sie ins Pfarramt gingen. Heute ist das undenkbar.⁴ Lesbische Frauen in der Kirche waren 1983 nahezu unsichtbar, in berechtigter Angst vor heftiger Diskriminierung. Sie trafen sich noch mehr oder weniger konspirativ in Bad Boll.

In meinen Interviews gab es zwei deutlich unterscheidbare Gruppen von Frauen, die einander in der Sprachweise dieser Zeit als „Konservative“ oder „Emanzen“ einordneten. Es gab bei den einen eine deutliche Strategie der Anpassung an die männlichen Normen und eine eher kämpferische, empörte Stimmung bei den anderen. Frauen waren untereinander viel mehr gespalten als heute.

3 Heute scheint es mir oft anders herum. Frauen machen klare Strukturen, Männer beschäftigen sich auch gern mal mit transparenten oder intransparenten Machtspielen.

4 Obwohl ich nach manchen Supervisionsstunden mit Pfarrern oder Pfarrerinnen denke, dass man das Zölibat als Alternative diskutieren sollte, so verliebt sind manche in ihre Arbeit und letztlich desinteressiert an ihrer Partnerschaft oder Familie.

5 Im Bereich des Psycholog*innenberufes ist es inzwischen so,

Was ist 2019 anders?

Es hat sich sehr viel getan in den letzten Jahrzehnten. Ich freue mich oft, wenn junge selbstbewusste Vikarinnen oder Pfarrerinnen im Entsendungsdienst lachend und fröhlich zur Supervision kommen. „Young Professionals“, gut ausgebildet, mit sich selbst im Einklang und deshalb gut aussehend, die herzlich über die Geschichten lachen können, die sie aus ihren Gemeinden und Kirchenkreisen erzählen. Ja, Machtkämpfe, überhöhte Ansprüche, doppelböde Botschaften, all das ist weiterhin Alltag, aber sie wissen das und können damit umgehen, weil sie nicht alles persönlich nehmen. Sie lernen Nein zu sagen im Vikariat und spätestens in der Supervision. Ein Begriff von Professionalität hat – nicht nur bei Frauen – den Begriff von Dienen im Pfarramt ergänzt, erweitert und bisweilen verdrängt. Es gibt mehr Selbstbestimmung in Bezug auf die eigenen Ziele.

Das Potenzial von klugen jungen Frauen wird erkannt und genutzt und dringend gebraucht. Etliche bekommen schon in (relativ) jungen Jahren verantwortungsvolle Pfarrstellen. Die zahlenmäßige Repräsentation von Frauen im geistlichen Amt wird immer größer. Kürzlich ist mir in einer Teamsupervision aufgefallen, dass drei Pfarrerinnen von ihren drei jeweils weiblichen Vorgesetzten auf der mittleren Ebene sprachen. Es gibt schon Werbeaktion um mehr männliche Studierende für das Fach Theologie zu gewinnen.⁵

Die Kämpfe gegen männliche Gemeindegemeinderatsmitglieder / Älteste sind nicht mehr an der Tagesordnung. Es wird von diesen nicht mehr grundsätzlich davon ausgegangen, dass Frauen Geschäftsführung eigentlich nicht können. Immer öfter gibt es auch Revierkämpfe zwischen Pfarrerinnen und starken ehrenamtlich leitenden Frauen.⁶

Eine sehr deutliche Veränderung gibt es in der Akzeptanz verschiedener Lebensformen. In der Zeit von LGBTIQ⁷ und Diversity können heute in immer mehr Landeskirchen Pfarrerinnen mit ihrer Lebenspartnerin oder Ehefrau im Pfarrhaus wohnen. Es wird immer sichtbarer, dass lesbische Paare auch Familien mit Kindern gründen. Eine Liberalisierung gibt es auch bezüglich dem Single sein, gegenüber Trennung, Scheidung, Patchwork-Familien und dem Zusammenleben mit nicht kirchlich enga-

dass auf neun weibliche Studierende ein männlicher Studierender kommt. Das hängt maßgeblich mit dem hohen Numerus Clausus zusammen und den besseren Abiturnoten der Mädchen.

6 Hier erlebe ich oft frauenspezifische Konfliktlagen, die ich unter dem Titel „Jokastes Töchter. Frauen und der Schwesternstreit“. https://akd-ekbo.de/wp-content/uploads/Berliner_Tischreden_2011.pdf veröffentlicht habe.

7 Lesbian Gay Bisexual Transgender Intersexual Queer

gierten Partnern oder Partnerinnen. Immer mehr männliche Pfarrer nehmen sich als Väter privaten Raum und nehmen von der „150 Prozent-für-den-Beruf-da-sein-Rolle“ Abschied. Das erleichtert es auch den Frauen, ihr Privatleben mit dem Beruf in Einklang zu bringen. Das Bild vom protestantischen Pfarrhaus ist tatsächlich recht bunt geworden. Viel selbstverständlicher beanspruchen Frauen heute, dass sie Berufsleben und Privatleben nebeneinander verwirklichen wollen. Und immer mehr Gemeinden verstehen, dass, wenn sie „weibliche Potenz“ in der Leitung wollen, damit sehr oft auch Kinder kriegen einhergeht.

Der soziale Habitus von Theologinnen hat eine größere Bandbreite bekommen. Früher gingen ganz überwiegend bürgerliche, kirchennahe, zumindest äußerlich „ordentliche“ Frauen in den Beruf. Heute gibt es junge Theologinnen, die tätowiert sind, Dreadlocks tragen, keine Akademikereltern haben, gern ihre Weiblichkeit betonende Kleidung tragen und irgendwie nicht passgenau zu biederer Kircheninnenwelten sind. Sie werden vielleicht zunächst kritisch beäugt, aber die Gemeinden wissen, dass auch sie sich anpassen müssen, wenn sie in Zukunft noch Pfarrpersonal haben möchten.

Früher hatten alle Pfarrerinnen für ihren Pfarrberuf wohl oder übel nur männliche Vorbilder. Heute orientieren sich junge männliche Vikare an weiblichen Vorbildern. Ich frage in Supervisionsgruppen mit Vikarinnen und Vikaren immer nach den frühen Entscheidungen für den Pfarrberuf. Der Epochenwandel zeigte sich mir, als ein junger Vikar kürzlich sagte: „Es war wegen unserer Pfarrerin. Ich wusste schon mit acht Jahren: Die Frau da vorne im schwarzen Kleid, die ist die Wichtigste“.

Eine Praktikantin der Religionspädagogik erstaunte mich kürzlich damit, dass sie in einer Konfirmandenstunde mit einer reinen Jungengruppe die Geschichte von Maria und Martha unterrichtete, ohne auch nur auf den Gedanken zu kommen den Genderaspekt in ihrer Didaktik zu berücksichtigen. Zu meinem Erstaunen diskutierten die Jungen über Martha und Maria ebenfalls ohne auf die Idee zu kommen, dass das nichts mit ihnen zu tun haben könnte. Vor dreißig Jahren hätte man vielleicht Bemerkungen wie „Weiberkram“ von den Jungen hören können.

Was erscheint mir im Laufe der Jahrzehnte eher gleich geblieben?

„Die Kirche“ hat sich wenig geändert.

Genau so wenig, wie wir das Wort „Frauen“ verallgemeinern sollten, genau so wenig kann man natürlich von der „Kirche“ reden. Es gibt so viele Subsysteme, Subkulturen unter dem großen Mantel der verschiedenen Evangelischen Landeskirchen: Stadt und Land, Ost und West, Fromme und weniger Fromme, politisch Linke und politisch Rechte. Dennoch hatte ich 1983 zusammen mit anderen Frauen die große Erwartung, dass sich die Stimmung in der evangelischen Kirche gänzlich ändern würde, wenn mehr Frauen in die leitenden Ämter kämen. Wir erwarteten in den 80er-Jahren, dass sich die Strukturen verändern, verflüssigen, erleichtern würden, dass die Kirche zeitgemäßer werden könnte, die Spiritualität lebensnäher, gegenwärtiger.

Mit Sicherheit sind die „Hierarchien“ (heiligen Ordnungen) legerer geworden. In Bezug auf die Strahlkraft der Kirche ist aber aus meiner Sicht viel weniger passiert als ich damals erwartet habe. Die Kirchen(gebäude) werden immer mehr zum Museum. Der Gottesdienstbesuch ist auch bei weiblichen Predigerinnen nicht rasant gestiegen, sondern geht insgesamt immer mehr zurück. Da wo Pfarrerinnen viel Erfolg haben, ist es oft eher auf der Beziehungsebene angesiedelt oder ihrem Organisationstalent zu verdanken, als dass sie als charismatische Vertreterinnen der christlichen Botschaft zum Magnet für die Menschen werden und auf diese Weise für die Kirche werben.

Rückblick auf die Jahrzehnte

In den 80er-Jahren war die Kirche in Berlin-West gut situiert, links bewegt und es lebte sich in ihr wie selbstverständlich. Themen der Frauenemanzipation waren wichtig. 1989 wurde mit der Wende die ganze Kirche durchgeschüttelt und wiedervereinigt. Das Thema der Gleichberechtigung für Frauen wurde zu einem Nebenthema.

Die 90er-Jahre und das erste Jahrzehnt des neuen Jahrtausends waren EKD-weit die Epoche der Bewusstwerdung, dass es so nicht weitergehen wird mit der Volkskirche. Allerorten wurde über Strukturen nachgedacht, die Organisationskompetenz des Pfarrberufes gestärkt, die Managementfähigkeiten gefragt. Auch Pfarrerinnen haben sich erfolgreich dieser Aufgabe ge-

stellt und wurden zahlenmäßig immer mehr. Gleichzeitig wurden die Kirchenmitglieder immer weniger.

Nun sind wir alle mehr oder weniger atemlos dabei den Umbau der Kirche bei laufendem Betrieb vorzunehmen. Schmerzvolle Abschiedsprozesse von Ressourcen sozialer, finanzieller und baulicher Art sind an der Tagesordnung. In den Supervisionen stellt sich oft die Frage „Was ist eigentlich mein Beruf als Pfarrerin?“ Daher gibt es aktuell einen Trend zu Fortbildungen in geistlicher Begleitung und Spiritualität. Die Frage, WAS eigentlich gepredigt wird, bedarf dringender Aufmerksamkeit.

Die männliche symbolische Ordnung wackelt nicht

Frauen beklagten sich in den späten 70er- und 80er-Jahren heftig, dass die biblischen Geschichten immer um männliche Helden und Protagonisten kreisen. Das hat sich nicht geändert, stört die jungen Frauen nach meiner Beobachtung aber heute wenig. „Gefühlte Gleichheit bei erlebter Ungleichheit“ – dieser Terminus des Soziologen Ulrich Beck beschreibt gut, wie ich viele jüngere Theologinnen erlebe. Sie wollen sich nicht ärgern über diese lästigen alten Sachen. Und es tut ihrer Ehre auch keinen Abbruch, dass sie überwiegend über „Gottvater, Sohn und Co.“⁸, die Männer in biblischen Geschichten predigen.⁹ In gewisser Weise tradieren die Theologinnen auf diese Weise fröhlich das Patriarchat, glücklich in ihm eine recht gute Position erlangt zu haben. Männliche geprägte Texte und Gottesbilder werden kaum transformiert. Frauen sind mitgemeint. Die männliche symbolische Ordnung, auch die Talarmode, ist nahezu unverändert. Das macht aus meiner Sicht die kirchliche Botschaft nicht gerade attraktiv für den Rest der Welt. Das 21. Jahrhundert kommt im Gewand früherer Jahrhunderte, das auch von den Pfarrerinnen nicht in Frage gestellt wird. Ich staune immer, wie heftig Frauen dieses Kleidungsstück verteidigen, wenn ich sie manchmal kritisch hinterfrage.

Männer in Leitungsrollen. Frauen arbeiten viel.

Auch ist ein Großteil der Pfarrerinnen froh, wenn die Männer weiter in der Leitungsverantwortung sind. Sie überlassen ihnen gern die Leitungssämter und vertagen eigenes Herausgehobensein auf später, in der eigenen Biographie und der Weltgeschichte. Mädchen lernen weiterhin keine Machtspiele. Machtspiele sind unweiblich und unerotisch und nicht wirklich attraktiv im eigenen Lebensplan. Besonders aber die Überforderung in

solchen Ämtern wird zurecht kritisch hinterfragt. Teammodelle werden diskutiert und sind meiner Ansicht nach die Voraussetzung dafür, dass mehr Frauen in Leitungsverantwortung gehen.

Aus meiner Sicht arbeiten Frauen insgesamt immer noch viel mehr als ähnlich begabte männliche Kollegen. Pfarrerinnen, die einfach so dasitzen als Geschenk an die Welt, sind selten. Männliche Pfarrer können sich das noch in vielen Kontexten erlauben.

Ein echtes Problem vor allem für die jungen weiblichen „Professionals“ in der Kirche, junge Pfarrerinnen, ist es, dass nicht selten andere weibliche Beschäftigte, vorzugsweise Gemeinsekretärinnen, immer noch in der Wirklichkeitskonstruktion leben, dass sie für „etwas Höheres“ arbeiten, wenn sie für einen männlichen Pfarrer arbeiten, während sie es als eine Zumutung empfinden, etwas für eine Frau zu tun, die dieses auch selbst tun könnte, zumal, wenn diese jünger ist. In patriarchalen Gesellschaften definieren sich Frauen über Männer. Sie arbeiten für ihre Männer und Söhne. Man spricht von der „geliehenen Identität“: Ehefrau des erfolgreichen Mannes, Sekretärin des Pfarrers, Mutter des Sohnes. Töchter hingegen arbeiten für die Mütter. Das ist die ausgleichende Gerechtigkeit für Mütter im Patriarchat. Auch oder gerade ganz junge Männer erleben im Pfarramt da oft einen Support, den ihre jungen Mitstreiterinnen keineswegs haben. Natürlich kann es ihnen auch passieren bei Fehlverhalten von einem Drachen im Büro zusammengefaltet zu werden.

Wie geht es wohl weiter?

Es gibt immer mehr Frauen, die das Schiff Kirche lenken, kompetente, interessante, sichere Frauen. Trotz formaler Gleichstellung von Frauen leben wir aber immer noch in einer patriarchalen Kultur. Das Glaubenssystem, dass es eine „von Gott gegebene“ oder irgendwie evolutionär begründete Dominanz der Männer gibt, ist auch in den Köpfen von Frauen verankert. Fragt man Frauen danach, warum sie wohl glauben, dass alles so ist wie es ist, bekommt man oft noch die von der feministischen Ethnologie längst in Frage gestellte „Man the Hunter“-Theorie zu hören.

Die Auswirkungen einer jahrtausendealten Frauenunterdrückung gehen nicht in einigen Jahrzehnten juristischer Gleichberechtigung weg. Das heutige Patriar-

⁸ Vgl. den Buchtitel von Mary Daly, *Jenseits von Gottvater, Sohn und Co. Aufbruch zu einer Philosophie der Frauenbefreiung*, München 1988 (orig. 1973).

⁹ Im Studiengang Religionspädagogik sage ich gern: „Religionspädagogik ist, wenn Frauen Geschichten über Männer erzählen.“ Das löst heute nur ein müdes Lächeln aus. Weiter zur Tagesordnung.

chat ist zwar nicht mehr eine Väter-Gesellschaft, weil die Väter nicht mehr selbstverständlich in die Versorgungsverantwortung für die Familien gehen, wie vor einigen Jahrzehnten und auch nicht mehr die Definitionshoheit in den vier Wänden des Heims haben. Es ist also heute weniger ein Patriarchat im Wortsinn, als eine Männergesellschaft. Die Genderforschung spricht von hegemonialer Männlichkeit.

Wir leben in einer Gesellschaft, in der die Arbeit von Männern besser bezahlt wird, einer Gesellschaft, in der die Bedürfnisse von Männern viel mehr Gewicht haben, als die von Frauen. Trotz vieler Verbesserungen wächst auch die jetzige Generation der Söhne mit der Realität auf, dass man sich eine Frau im Bordell kaufen kann. Es gibt einen regelrechten Sklavenhandel in unserem Land, vor allem mit Frauen aus Osteuropa. Die Zahlen von sexueller Gewalt durch Männer gegen Frauen und Kinder haben sich in den letzten Jahrzehnten trotz medialer Enttabuisierung kaum verändert. Während viele Frauen immer besser ausgebildet sind und in bessere Positionen aufsteigen, bleibt die Realität bestehen, dass es in unserer nächsten Nähe Frauen gibt, die Gewalt von Männern alltäglich erleben.

„Alles schön im Patriarchat oder Frauen schreien unter Wasser“

Frauen merken ihre Einschränkungen oft gar nicht bewusst. Sie sind glücklich im Patriarchat, weil sie es nicht anders kennen. Bei einem Workshop zum Thema Lärm, mit Berliner Pfarrerinnen und Pfarrern, habe ich einmal einen Schrei-Kurs ausprobiert, alle sollten sehr laut brüllen. Das war ein ganz schöner Angang und fiel etlichen sehr schwer. In der Reflexion sagten einige, übrigens auch höchst erfolgreiche Frauen in meinem Alter, sie würden immer nur beim Schwimmen unter Wasser brüllen, das hätten sie so gelernt. Schreien unter Wasser als Metapher für eine gesittete Selbstbegrenzung. Lärm bei Mensch und Tier hat viel mit der Beanspruchung von Revier zu tun.

Vor einigen Jahren wurde in unserer Landeskirche, der EKBO, ein Flyer zum Umgang mit sexueller Belästigung am Arbeitsplatz Kirche entwickelt. In dem Zusammenhang fragte ich alle Pfarrerinnen, die bei mir in Supervision waren nach einschlägigen Erfahrungen. Die typische erste Reaktion war: „Nein, das habe ich nicht erlebt!“ Bei fast allen gab es aber einen Nachklang: Eine E-Mail oder ein Bericht in der nächsten Stunde, dass ihr doch noch etwas eingefallen war. „... ein Theologiepro-

fessor hat mich belästigt“, „... mein Mentor im Vikariat wollte ein Verhältnis mit mir anfangen, als ich mich weigerte, hat er mich im Vikariat gemobbt“, „... der Predigerseminarleiter hat mir nachgestellt“, „... als ich unserem Gemeindepfarrer in der Seelsorge von meinen Scheidungsproblemen erzählte, wollte er mich gleich im Bett trösten ...“

Das Problem bei der Besprechung solcher Themen ist immer, dass Frauen, die so etwas hören hin und hergerissen sind zwischen der Empörung, dem Anerkennen, dass solche Dinge wahr und alltäglich sind und der Loyalität mit ihren eigenen Männern, Söhnen, geschätzten Kollegen. „Mein Mann ist nicht so, er ist ein toller Vater, er kümmert sich um die Wäsche. Es ist alles gar nicht mehr so schlimm!“

Wir müssen aushalten, dass beides wahr ist. Ein und derselbe Mann ist ein sehr angenehmer Zeitgenosse, aber auch Träger von Privilegien der westlichen Patriarchate. Es ist nicht negativ, Privilegien zu haben. Frauen dürfen ihre Männer und Söhne ungehindert weiterlieben und diese dürfen sich selbst weiterlieben. Die Frage ist, wie man mit seinen Privilegien umgeht. Die politische Aufgabe von weißen Männern wäre es heute, darum zu wissen und ihre Privilegien auch einmal zu nutzen, um diskriminierte Gruppen zu verteidigen.¹⁰

Liebesgrüße aus dem Patriarchat

Am Ende noch ein Gedanke, zu der Frage, warum Frauen sich nicht mehr beschwerten über ihre mangelnde Repräsentierung in der kirchlichen Leitung. Es ist nämlich zu fragen, ob die zwei Drittel Basis-Kirchenfrauen die Kirche noch attraktiv finden würden, wenn „oben“ keine Männer mehr zu bewundern wären?

Ich möchte am Ende ein politisches Problem des heterosexuellen Begehrens kurz ansprechen. Simone de Beauvoir sagte in den „Memoiren einer Tochter aus gutem Hause“ (1968):

„Wenn in absolutem Sinn ein Mann, der einer bevorzugten Spezies angehört und von vornherein einen beträchtlichen Vorsprung vor mir hätte, mir nicht überlegen wäre, müsste ich zu dem Urteil kommen, dass er in relativem Sinn weniger wäre als ich. Damit ich ihn als meinesgleichen anerkennen könnte, müsste er mir überlegen sein.“

„Eine Frau, gleichgestellt, wird überlegen“ sagte unkomplizierter schon Sokrates (469–399 v. Chr.)

Muster des Begehrens sind kulturell alt und verwurzelt und wirken vielleicht mehr als wir wahrhaben wollen.

auch Männern auf diese Welt auch Teil einer sehr privilegierten Gruppe.

¹⁰ Die gleiche Situation existiert ja auch innerhalb der feministischen Debatte. Die weißen Frauen, die den westlichen Feminismus geprägt haben, sind gegenüber den meisten Frauen und

Frauen wünschen sich stärkere Männer. An ihrer Seite fühlen sie sich selbst irgendwie stärker. In Seminaren mache ich seit Jahrzehnten den Patriarchats-Lackmustest: „Wer von den Damen würde einen Freund/Mann haben wollen, der einen Kopf kleiner ist als sie?“ Bisher kam immer Protest von den Frauen. Keinesfalls! Leider ist es so: Frauen, die über ihre Partner ihren eigenen

Status aufwerten, sich durch ihn sicherer fühlen, bestätigen diesen und den Rest der Welt in der Annahme, dass Männer irgendwie überlegen sind.

Nun, nach über dreißig Jahren antworteten auf meine Frage erstmals zwei Frauen fröhlich und selbstbewusst, ihre Männer seien kleiner als sie.

Anne Grohn

Literatur

Annegret Böhmer, Arbeitsplatz Evangelische Kirche, in: Annemarie Bauer und Katharina Gröning (Hg.), Institutionsgeschichten, Institutionsanalysen: sozialwissenschaftliche Einmischungen in Etagen und Schichten ihrer Regelwerke, Tübingen 1995, S. 281–307

Annegret Böhmer, Mit Humor und Eleganz. Supervision und Coaching in Organisationen und Institutionen, Paderborn 2007

Annegret Böhmer, „Jokastes Töchter. Frauen und der Schwesternstreit“, 2011, S. 17 ff.
https://akd-ekbo.de/wp-content/uploads/Berliner_Tischreden_2011.pdf

Lydia Cacho, Sklaverei. Im Inneren des Milliardengeschäfts Menschenhandel. Frankfurt 2011

Mary Daly, Gyn/Ökology. Eine Meta-Ethik des Radikalen Feminismus. München 1981

Ute Klammer und Sabine Plonz (Hg.), Menschenrechte auch für Frauen?! Berlin 1999

Toril Moi, Simone de Beauvoir. Die Psychographie einer Intellektuellen. Frankfurt 1996

Same same – but different

Besonderheiten der Gleichstellung von Frauen im geistlichen Amt in Ostdeutschland¹

Die Stellung von Frauen in religiösen Gemeinschaften wird neben spezifisch religiösen Traditionen auch von ihrer jeweiligen gesellschaftlichen Position beeinflusst. Welche Rolle spielten gesellschaftliche Veränderungen für die Einführung der Frauenordination und die Zulassung von Frauen zum vollen geistlichen Amt? Welche Differenzen zwischen Ost und West lassen sich finden?

„Wenn Mutti früh zur Arbeit geht“ – Erwerbstätigkeit von Frauen in der DDR

Während in der Bundesrepublik das Modell der Hausfrauenehe beziehungsweise das Dreiphasenmodell eines Wiedereinstiegs in den Beruf nach der Familienphase lange prägend war, war die DDR-Wirtschaft bereits in den 1950er-Jahren dringend auf Frauen als Arbeitskräfte angewiesen. Bis in die 1960er-Jahre wurde die Berufstätigkeit von Frauen (auch in technischen Bereichen) selbstverständlich, die Geschlechterpolarisierung wurde zumindest teilweise aufgebrochen, mehr Frauen gelangten in Führungspositionen. Das darauffolgende Sinken der Geburtenrate und der Anstieg der Scheidungszahlen weckten in der DDR-Führung jedoch Ängste vor der Erosion der (patriarchalen) Kleinfamilie. Entsprechend kam es in den 1970er- und 1980er-Jahren zu einer Reaktivierung der Familienorientierung mit dem Ziel, den Bevölkerungsrückgang aufzuhalten. Materiell drückte sich dies in finanziellen Leistungen für Kinder und Familien aus, im gesellschaftlichen Diskurs kam es zur Betonung einer „neuen Mütterlichkeit“ und einer Reaktivierung traditioneller Zuschreibungen von Weiblichkeit.²

Durch die Erwerbstätigkeit gewannen Frauen in der DDR ökonomische Unabhängigkeit und soziale Sicherheit, Einstellungen zu Sexualität, Ehe und Familie ver-

änderten sich. Insbesondere im privaten und familiären Bereich blieben jedoch traditionelle Rollenzuschreibungen und die entsprechende Arbeitsverteilung in Haushalt und Kindererziehung wirksam und setzten berufstätige Frauen einer hohen Belastung aus.

In Folge der DDR-Geschlechterpolitik unterschied sich das Ausmaß der Integration von Frauen in den Arbeitsmarkt: 1989 lag die Erwerbsquote ostdeutscher Frauen bei 89 Prozent, in der Bundesrepublik bei 56 Prozent, 1991 waren unter Müttern in Ostdeutschland 74 Prozent in Vollzeit tätig, in Westdeutschland 23 Prozent.³ In der Gegenwart hat sich das Erwerbsmuster westdeutscher Frauen angepasst, das Doppelpersorgermodell ist gesellschaftlich insgesamt etabliert. Dennoch arbeiten Frauen (und Mütter) in Ostdeutschland häufiger Vollzeit und sind in Führungspositionen höher repräsentiert als in den westlichen Bundesländern.⁴

Frauenordination – Durchsetzung gesamtgesellschaftlicher Gleichberechtigung?

Die Phase des Kampfes für das volle geistliche Amt von Frauen fällt etwa in die gleiche Zeit wie die Gleichstellung von Frauen im Arbeitsleben in der DDR. „Dabei profitieren die Theologinnen für ihre persönliche Stellung vom Wandel des Rollenbildes der Frau in der Gesellschaft und in der rechtlichen Stellung von der Durchsetzung der Gleichberechtigung der Frau in der Gesellschaft.“ So hielten es die Arbeitsergebnisse aus den DDR-Kirchen zum Konsultationsprozess des Ökumenischen Rates der Kirchen „Gemeinschaft von Frauen und Männern in der Kirche“ (1977–1981) fest.⁵

Die gesellschaftlichen Entwicklungen hatten zum Teil direkte Auswirkungen auf kirchliche Akteure. So er-

¹ Der Beitrag basiert auf dem Aufsatz: Kerstin Menzel, Geschlechterverhältnisse im Pfarrberuf – Ostdeutsche Entwicklungen, in: Ulrike Wagner-Rau/Simone Mantel/Regina Sommer (Hg.), Geschlechterverhältnisse und Pfarrberuf im Wandel, Stuttgart 2013, S. 89–114.

² Auga, S. 319–322

³ Geisler

⁴ Bundesministerium des Innern, S. 11

⁵ Bund der Evangelischen Kirchen, S. 45

lernten viele Christinnen und Christen, denen das Abitur verwehrt wurde, vor dem Theologiestudium einen Beruf und absolvierten das Fachabitur. In diesen anderen Berufen erlebten sie die zunehmende Gleichstellung von Frauen und die kirchlichen Exklusionen mussten vor diesem Hintergrund noch ungerechtfertigter erscheinen. Auch waren die gesellschaftlichen Entwicklungen zunehmend im Pfarrhaus präsent: Ehescheidungen nahmen zu und immer mehr Pfarrfrauen waren berufstätig. Die Auswirkung gesellschaftlichen Wandels im Frauenbild wurde in den 1960ern dann noch verstärkt durch eine zunehmende gesamtkirchliche Öffnung zur Gesellschaft. Das Pfarrerbild wandelte sich vom autoritativen Amtsinhaber hin zu einem dialogischeren und stärker in gemeinschaftliche Prozesse eingebetteten Selbstverständnis.

Zugleich wird man keine bruchlose Übersetzung gesellschaftlicher Veränderungen annehmen dürfen. Zum einen setzte der staatlich forcierte Konflikt, der religiöse Identifikation sanktionierte und institutionelle Strukturen schwächte, kirchliche Akteure in ein Gegenüber zur Gesellschaft. Nicht alles, was gesellschaftlich en vogue war, wurde in der Kirche ebenso akzeptiert – und das in einigen Fällen mit guten Gründen.

Der Weg zur Ordination von Pfarrerrinnen wurde innerhalb der Bekenntnisverbände kontinuierlich abgestimmt und verlief deshalb in der Grundentwicklung in der DDR und der Bundesrepublik parallel. Entsprechend waren die Unterschiede zwischen unierten und lutherischen Kirchen stärker als die zwischen Ost und West.⁶ In den ostdeutschen lutherischen Kirchen wird – wie in der Vereinigte Evangelisch-Lutherische Kirche Deutschlands (VELKD) insgesamt – bis Ende der 1960er noch an einem weiblichen Amt „eigener Art“ festgehalten. In den unierten Kirchen dagegen begann bereits Ende der 1950er beziehungsweise Anfang der 1960er der Übergang von einem besonderen Amt der Theologin zur Gleichstellung in den wichtigsten Bereichen. Im Juli 1962 wird die Verordnung über das Amt der Pastorin der Evangelischen Kirche der Union (EKU) sowohl von der Evangelischen Kirche in Berlin-Brandenburg (EKiBB) als auch der damaligen Evangelischen Kirche von Schlesien übernommen. Während sich Pastorinnen im Bereich der östlichen Regionalsynode der EKiBB damit auf freie Pfarrstellen regulär bewerben konnten und alle Rechte des Pfarrers, einschließlich der zur Geschäftsführung und dem Vorsitz im

Gemeindekirchenrat, bekamen, behielten Pastorinnen in West-Berlin jedoch noch eine Sonderstellung: Gemeindliche Stellen mussten zu besonderen Pastorinnenstellen umgewandelt werden, Gemeindeleitung und Geschäftsführung blieben ihnen verwehrt ebenso wie die Amtsführung als alleinige Theologin.⁷ Berlin ist hier jedoch ein Sonderfall. Im Bereich der rechtlichen Regelungen finden sich Ost-West-Differenzen nur an wenigen Stellen.

Allerdings wurden die konkreten Befugnisse der Theologinnen sowie Ausnahmen zur „Zölibatsklausel“ im Osten häufig großzügiger ausgelegt.⁸ Auch die Zahl der ordinierten Theologinnen stieg im Osten nach 1957 schneller als in westdeutschen Kirchen. „Wenn wir die Zahl der Theologinnen für das Basisjahr 1957 gleich 100 setzen, so würde die entsprechende Zahl für das Berichtsjahr 1964/65 in den westlichen Gliedkirchen 116, in den östlichen Gliedkirchen 163 lauten.“⁹ Ebenso stieg der prozentuale Anteil der Theologinnen im Osten stärker.¹⁰ 1965 waren – im Rahmen einer Ausnahmeregelung – auch deutlich mehr verheiratete Pastorinnen in Ost-Berlin und Brandenburg tätig (16 der 64 amtierenden Theologinnen) als in West-Berlin (3 von 51).¹¹ Ein Hauptgrund für diese größere Liberalität in der Umsetzung und Einstellung dürfte allerdings auch in pragmatischer Notwendigkeit zu suchen sein – zuallererst in einem anhaltenden Pfarrermangel.

Untersuchungen zum Berufsverständnis und zur Berufspraxis von Pfarrerrinnen Anfang der 1990er-Jahre finden überraschend wenige Ost-West-Unterschiede. Die Struktur des Amtes, so Kornelia Sammet, überlagere für die konkreten Probleme der Berufsausübung die gesellschaftliche Kontextualisierung.¹² Auch die theologischen Diskussionen in den ostdeutschen Kirchen weisen keine grundsätzlich andere Argumentationsstruktur auf als in anderen Landeskirchen und den Bekenntnisverbänden: Von den Gegnern der Frauenordination werden vor allem theologische Begründungen angeführt, die Befürworter machen neben der theologisch-biblischen Auseinandersetzung auch die Berufungsgewissheit und die Fähigkeiten der jeweiligen Frauen sowie konkrete Nöte in den Gemeinden geltend. Die gesellschaftliche Situation hinterließ in der Debatte jedoch ebenfalls ihre Spuren: So lehnten die Kritiker*innen eine (volle) Ordination von Frauen als Anpassung an den Zeitgeist ab. Unter Befürworter*innen ist dagegen die gesellschaftliche Normalität arbeitender Frauen – seien sie verheiratet

6 Senghaas-Knobloch, S. 37–39

7 Ebd., S. 38

8 Hummerich-Diezun, S. 469

9 Senghaas-Knobloch, S. 49

10 Ebd.

11 Ebd., S. 62

12 Sammet, S. 189

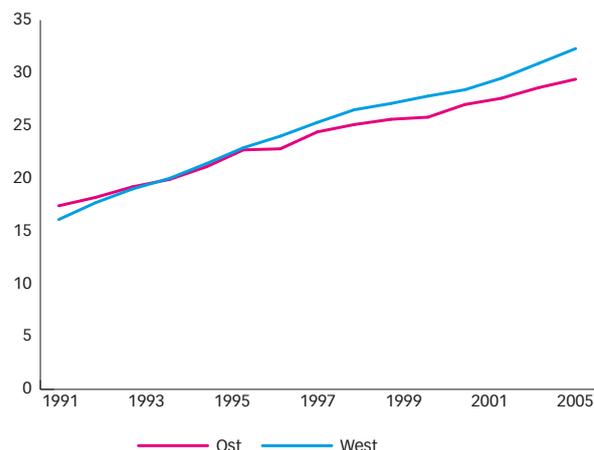
oder nicht – ein wichtiges Argument. Vermutlich hatte die Erfahrung, dass Frauen in einer Vielzahl von (auch klassisch männlich konnotierten) Berufsfeldern in der Gesellschaft gleichrangig erfolgreich arbeiteten, einen Einfluss auf das Selbstbewusstsein der Frauen und auf die Einstellung von Männern sowie auf die Perspektive der Gemeinden. So „bezeichnet der Hinweis, daß in der DDR Frauen häufiger als in der BRD im vollen Gemeindepfarramt tätig sind, auch wenn sie verheiratet sind, eine allgemein-gesellschaftliche Situation, in der Selbständigkeit von Frauen eher verlangt und gefördert und diese gesellschaftliche Situation bewußter wahrgenommen wird.“¹³ Gleiches ließe sich für die im Ostteil der EKIBB früher beginnende Berufung von Frauen in Führungspositionen wie Superintendenturen vermuten.

Insgesamt ist der Einfluss gesellschaftlicher Gleichberechtigung im Beruf also zu differenzieren. Die spezifische geschlechterpolitische Veränderung in der DDR-Gesellschaft war nur ein Faktor unter anderen, die zur Gleichstellung der Theologinnen führte.

Umbrüche nach 1990 – mit besonderen Auswirkungen auf Pfarrerinnen?

Für die Wechselwirkung von gesellschaftlichen und kirchlichen Entwicklungen ist noch eine zweite Phase interessant: die Zeit direkt nach der Wiedervereinigung ab 1990. Hier waren Frauen in Ostdeutschland in besonderem Maße von den gesellschaftlichen Umbrüchen – mit den Folgen Arbeitslosigkeit, Degradierung von Qualifikationen, Verdrängung aus qualifizierten Positionen – betroffen. Familiäre Umbrüche waren zu verarbeiten, der Systemwechsel erforderte zusätzliche Kräfte und Anpassungsleistungen. Die biografischen Umbrüche und der Verlust von Zukunftssicherheit zeigten sich unter anderem im Einbruch der Geburtenzahlen nach 1989.

Interessant ist nun, dass im Lauf der 1990er die ostdeutschen Landeskirchen ihre Führungsrolle beim Frauenanteil unter Pfarrpersonen verloren. Der Anteil der Pfarrerinnen stieg weiterhin an, aber weniger stark als im Westen und weniger kontinuierlich. Da der prozentuale Zuwachs vor allem auf die stärkere Übernahme von Frauen in den Beruf und den Ruhestandseintritt von Jahrgängen mit einem geringen Frauenanteil zurückzuführen ist, stellt sich die Frage, warum die Entwicklung sich im Osten abschwächt und besonders in den 1990ern starke Veränderungen aufweist. Gab es



Entwicklung des Anteils der Pfarrerinnen an Pfarrpersonen im aktiven Dienst in %, Quelle: EKD-Pfarrdienststatistik Zeitreihen 1988–2005 (Ausgabe 2007), Tab. 3.

Veränderungen in dieser Zeit, die Frauen in besonderer Weise betroffen haben?

Auch in der Kirche hat die Wiedervereinigung zu Verwerfungen geführt, die teilweise bis heute nachhallen. Viele haupt- und ehrenamtlich tätige „Kirchenfrauen“ hatten damals das Gefühl, westliche Strukturen „übergestülpt“ zu bekommen und ostdeutsche „Errungenschaften“ zu verlieren. Unterschiedliche kirchliche Kulturen trafen aufeinander. Viele Frauen fühlten sich dabei in gemischten Gremien zurückgedrängt. „Zu den Ost-Westbegegnungen fuhr die Frau aus dem Osten mit dem Unbehagen, nicht mithalten zu können, keine Zeit zu haben, in den neuen Räumen, im ungewohnten Lebensstandard, im ungeübten Redegefecht anzukommen. Die Räume waren besetzt, der Lebensstandard galt als normal, Wortgewandtheit war Selbstbehauptung, Platzsicherung.“¹⁴ Einige der 1994/95 vom EKD-Frauenreferat befragten Frauen berichteten auch davon, explizit als Frau beleidigt und diskriminiert worden zu sein.¹⁵

Wie in der Gesellschaft insgesamt gab es auch im kirchlichen Bereich Stellenabbau und Nichtanerkennung von Qualifikationen. Das war besonders für Frauen und Männer, die in der DDR aus politischen Gründen auf ein Studium verzichtet hatten, sehr schmerzhaft. Die verstärkte Konkurrenz um Stellen wurde deutlich empfunden.¹⁶ Etliche Frauen erlebten in der Wendezeit tiefgreifende persönliche Krisen und Kränkungen. Pfarrer*innen waren dank der Einkommenssteigerung und dem Beamtenstatus von dieser Entwicklung weniger betroffen als

¹³ Senghaas-Knobloch, S. 62 f.

¹⁴ Kirchenamt der EKD, S. 25

¹⁵ Ebd., S. 42–45

¹⁶ Ebd., S. 13–15.43

andere kirchliche Mitarbeiter*innen. So wuchs das in der DDR geringe Einkommensgefälle zwischen Pfarrer*innen und Katechetinnen/Gemeindehelferinnen, was für letztere zum Teil zu prekären Situationen führte. Auch mitarbeitende Pfarrfrauen waren von den neuen gesetzlichen Regelungen – insbesondere im Blick auf Rentenansprüche – benachteiligt.¹⁷ Einige Frauen beobachteten die Reaktivierung „alter Rollenbilder“ und dass sich die Vereinbarkeit von Beruf und Familie schwieriger gestaltete (zum Beispiel durch den Wegfall von Kinderbetreuungseinrichtungen). So sagt eine Frau Anfang der 1994: „Ich habe den Eindruck, dass seit der Wende die Ostkirchenmänner wieder unbefangener von der Rolle der Frau als Mutter und Hausfrau sprechen.“¹⁸

In der zweiten Hälfte der 1990er kommt in den ostdeutschen Landeskirchen noch der massive Rückbau von Pfarrstellen hinzu, während in den westdeutschen

Landeskirchen die Zahl der Pfarrpersonen im aktiven Dienst bis 1997 noch weiter anstieg. Haben die Kürzungen und Strukturreformen der späten 1990er-Jahre Frauen – besonders in der Phase des Berufseintritts – vielleicht in besonderer Weise betroffen?

Ost-West-Sensibilitäten

Bis heute spielen ost- und westdeutsche Prägungen an kleinen, unvermuteten Stellen eine Rolle. Auch in der Entstehung der Ausstellung war dies spürbar. Die Differenzen in der geschichtlichen Entwicklung waren vielen nicht unmittelbar bewusst. Vielleicht tragen die Ausstellung und die Dokumentation der Geschichte der Theologinnen in ihrer Konkretion dazu bei, die Vielfalt der Entwicklungen neu in den Blick zu bekommen.

Kerstin Menzel

Literatur

Ulrike Auga, ‚Stiefschwestern‘ – Zum Verhältnis feministisch-theologischer Ansätze in Ost- und Westdeutschland, in: Ulrike Auga/ Claudia Bruns/ Levke Harders/ Gabriele Jähnert (Hg.), Das Geschlecht der Wissenschaften. Zur Geschichte von Akademikerinnen im 19. und 20. Jahrhundert, Frankfurt a. M./New York 2010, S. 303–326.

Bund der Evangelischen Kirchen in der DDR (Hg.), Frau und Mann in Kirche und Gesellschaft. Arbeitsergebnisse des Facharbeitskreises „Zusammenarbeit von Mann und Frau in Kirche, Familie und Gesellschaft“ aus den Jahren 1972–1985, Berlin 1987.

Bundesministerium des Innern. Der Beauftragte der Bundesregierung für die Neuen Länder (Hg.), Frauen machen neue Länder. Das volle Leben! Frauenkarrieren in Ostdeutschland, Berlin 2010.

Esther Geisler, Unterschiede in der Müttererwerbstätigkeit bleiben bestehen, ZDWA (http://www.zdwa.de/zdwa/artikel/20101231_35397623.php 05.06.2012).

Waltraud Hummerich-Diezun, Die Weiterentwicklung der Berufsgeschichte der Theologinnen nach 1945 – ein Überblick, in: Andrea Bieler (Hrsg.), „Darum wagt es, Schwestern ...“. Zur Geschichte evangelischer Theologinnen in Deutschland. Frauenforschungsprojekt zur Geschichte der Theologinnen (Göttingen), Neukirchen-Vluyn 1994, S. 463–484.

Kirchenamt der EKD, Zur Situation und Befindlichkeit von Frauen in den östlichen Landeskirchen. Frauenreferat der EKD. Bericht 1995 (EKD Texte 56).

Eva Senghaas-Knobloch, Die Theologin im Beruf. Zumutung – Selbstverständnis – Praxis, München 1969.

¹⁷ Ebd., S. 13–15

¹⁸ Kirchenamt der EKD, S. 44

Theologinnen und Frauenordination

Streiflichter aus der schlesischen Oberlausitz¹

„Eva Oehlke. Pastorin“ – so schrieb es die Kirchengemeinde in Weißwasser 1970 auf den Grabstein ihrer geliebten und von vielen verehrten Seelsorgerin. Damit kam in ihrem Tode zum Ziel, was der Lebenden verwehrt blieb. Die 1893 geborene Breslauerin war nach ihrem Theologiestudium in ihrer Heimatstadt, in Königsberg, und Marburg die erste Vikarin in der damaligen schlesischen Provinzialkirche. Als einzige der damals in Schlesien zum kirchlichen Dienst eingesegneten Theologinnen ist sie, anders als auch ihre bekannteste Kollegin Katharina Staritz im *Verzeichnis der Ordinationen in der evangelischen Kirche von Schlesien 1925 bis 1945*² aufgeführt. Ihre Einsegnung fand am 14. Dezember 1932 in Landeshut durch den dortigen Superintendenten Richard Pflanz statt. Weil Eva Oehlke³ als Mitglied der Bekennenden Kirche die Bestätigung durch das unter dem Einfluss der Deutschen Christen stehende Konsistorium in Breslau ablehnte, wurde sie 1936 in Weißwasser nicht als Vikarin, sondern „nur“ als Gemeindegeliebte angestellt. Trotzdem übernahm sie je länger je mehr pfarramtliche Aufgaben. Als der Gemeindepfarrer am Ende des 2. Weltkrieges mit einem Teil der Gemeinde flüchtete, blieb sie und übernahm während seiner Abwesenheit die Leitung der Gemeinde. Ihre Bitte 1947, „ob es möglich und an der Zeit sei, in Weißwasser eine Vikarinnenstelle zu errichten und mich in einem Gottesdienst als Pfarrvikarin einzuführen“, wurde, obwohl sie einen Gehaltsverzicht angeboten hatte und trotz Unterstützung der Gemeinde und von Bischof Hornig, abgelehnt. – Als Begründung ist überliefert: Aus finanziellen Gründen! Wie mag es der Ruheständlerin gegangen sein, als 1960 mit Helga Bast und Ursula Radtke die ersten beiden Theologinnen in Görlitz ordiniert wurden und für sie (endlich!) Pfarrvikarinnenstellen eingerichtet wurden? Jedenfalls wurden in den Folgejahren weitere Theologinnen in der schlesischen Oberlausitz ordiniert, die dann

auch entsprechende Stellen erhielten: Waltraud Kern (1965), Renate Böttner (1968), Kathrin Müller, geb. Kohli und Sabine Beck, geb. Schröter (1973), Sabine Fuhrmann (1976) Jutta König (1977), Renate Haemmerlein, geb. Kluge und Edith Knospe (1981), Brigitte Lampe (1985), Ingrid Hassenstein (1986), Carola Kircher, geb. Anders (1989), Christa Schröder, geb. Kohli (1989), Antje Freye, geb. Grothmann (1992), Christina Duft, geb. Schwedusch und Ulrike Menzel, geb. Büscher (1993), Antje Kruse-Michel, geb. Kruse (1994).⁴ Für Renate Böttner sind die ersten in der schlesischen Oberlausitz ordinierten und im Pfarramt tätigen Theologinnen die „Wegbereiterinnen“ für alle folgenden Pastorinnen und Pfarrerinnen.

Interessant ist ein Blick in die Ordinationsakte für die Zeit von 1949 bis 1972 im Görlitzer kirchlichen Archiv.⁵ Die Dokumente spiegeln die unterschiedlichen Positionen zur Frauenordination und die aus heutiger Sicht mühsame Annäherung an eine geschlechtergerechte Haltung, Denkweise und Sprache wider.

Es ist zum Beispiel in der schlesischen Oberlausitz in den sechziger Jahren für die meisten Kirchenleitungsmitglieder und die entsprechenden Synodenausschüssen noch unvorstellbar, dass einer verheirateten Frau die in der Ordination erhaltene „Ermächtigung“ zum Dienst belassen bleibt. Doch dann melden sich die Pragmatiker zu Wort. So plädiert Superintendent Walter Klose in Weißwasser (sic!) 1967 dafür, dass auch die verheirateten Pfarrvikarinnen/Pastorinnen ihre Ordinationsrechte behalten. Sie werden angesichts des Pfarrermangels einfach für den Dienst gebraucht: „Ich halte die Bestimmung, dass die erteilte Ermächtigung im Falle der Verheiratung einer Pastorin ruht, für bedenklich. Die Kirche dürfte in Zukunft auch auf den Dienst einer verheirateten Pastorin angewiesen sein. Ich halte es für besser, wenn auf die verheiratete Pastorin die Bestimmungen ... angewendet würden, so dass sie zwar nicht mehr im

1 In der schlesischen Oberlausitz gab es in Nachfolge der schlesischen Provinzialkirche bis 2004 eine eigene Landeskirche mit Sitz in Görlitz. Seitdem bildet sie mit der ehemaligen Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg die Evangelische Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz. Ihr Territorium entspricht dem heutigen Kirchenkreis Schlesische Oberlausitz mit Sitz in Niesky. Görlitz ist Sitz einer Generalsuperintendentur.

2 Jahrbuch für schlesische Kirchengeschichte, Jg. 1965, Band 44, S. 73–159.

3 Vgl. Lexikon früher evangelischer Theologinnen. Biographische Skizzen, hg. v. Hannelore Erhart, Neukirchen-Vluyn 2005, S. 282.

4 Angaben von Pastor em. Dietmar Neß, Groß Särchen am 20.2.2019.

5 Archiv der Evangelischen Kirche der schlesischen Oberlausitz Konsistorium, Akte „Die Ordination 1949 bis 1972“, Band 1.



Eva Oehlke



ständigen Dienst der Wortverkündigung ist, aber doch die Ermächtigung im Dienst der öffentlichen Wortverkündigung und Sakramentsverwaltung in Kraft bleibt.“⁶

Die Ordinationsformulare und Ordinationsurkunden jener Zeit kennen weiterhin nur Brüder, Ordinanden oder Pfarrvikare, obwohl doch inzwischen auch Theologinnen ordiniert werden. Zum ersten Mal finden sich 1972 im Entwurf eines Ordinationsformulars der Evangelischen Kirche der Union Formulierungen sowohl für Männer als auch für Frauen. Allerdings sind die weiblichen Bezeichnungen in Klammern gesetzt. Doch in einem Votum des Liturgischen Ausschusses der Evangelischen Kirche in Schlesien, ebenso wie in den Stellungnahmen des Görlitzer Bischofs Joachim Fränkel ist 1972 und 1973 trotz der

inzwischen praktizierten Frauenordination immer noch nur vom Pfarrer, Ordinanden und Pfarrerbruder die Rede.

All das muss uns heute wie aus einer längst vergangenen Welt anmuten. Und doch wurde erst 1999 mit Dagmar Althausen die erste Frau Superintendentin in der schlesischen Oberlausitz, natürlich in – Weißwasser. Im Görlitzer Konsistorium wurde 1995 die Juristin Margrit Kempgen erste Oberkonsistorialrätin. Eine Theologin hat es in Görlitz nie dahin schaffen können. Dafür wächst die Zahl der Theologinnen im Gemeindepfarramt. Und seit 2018 nimmt mit Generalsuperintendentin Theresa Rinecker erstmals eine Frau das leitende geistliche Amt im Sprengel Görlitz wahr.

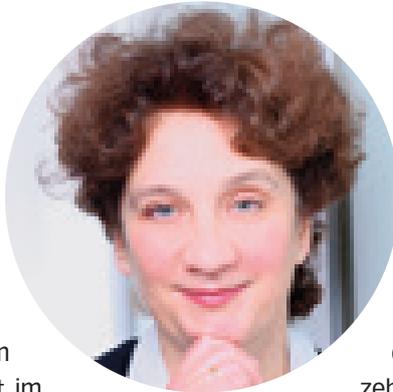
Sylvia Herche

⁶ Stellungnahme zu den „Leitsätze(n) zum theologischen und kirchenrechtlichen Verständnis der Ordination der Evangelischen Kirche der Union vom 26.1.1966“ von Walter Kloose an das Evangelische Konsistorium Görlitz vom 9.8.1967.

„Mut, der einen mitreißt“

50 Jahre Fernsehpfarrerinnen

„Pfarrerinnen Lenau ist voller Selbstzweifel ...“ – so wenig verheißungsvoll startete die erste deutsche Serienpfarrerin ihre Karriere auf dem öffentlich-rechtlichen Bildschirm. Irene Clarin verkörperte die gleichnamige Fernsehpastorin in „Pfarrerinnen Lenau“, einer ARD-Produktion aus dem Jahr 1990. Sie folgte damit wie so oft im Leben von Frauen dem Mann nach, in diesem Falle Robert Atzorn, der zwei Jahre zuvor in der Familienserie „Oh Gott, Herr Pfarrer“ für gute Quoten gesorgt hatte. An seiner Seite damals die junge, wunderbar freche und widerständige Maren Kroymann. „Wo Du hingehst, da will ich auch hingehen“ – so der Titel der Pilotfolge, die zwar noch keine ordinierte, sehr wohl aber eine Pfarrfrau zeigte, die bereits „ganz anders“ war: berufstätig, mit eigenem Kopf und Wohnsitz außerhalb des Pfarrhauses. Und damit um einiges tougher als Pfarrerin Lenau, bei der man es noch nicht lassen konnte, ihr ein paar vermeintlich typische Eigenschaften zuzuschrei-



ben: weiblich und „voller Selbstzweifel“ eben.¹

Weiblich gepredigt wurde auf dem Bildschirm bereits erheblich früher: 1969 sprach Liselotte Nord vom evangelisch-lutherischen Bayerischen Mütterdienst als erste Frau das *Wort zum Sonntag* in der ARD – fünfzehn Jahre nach Sendestart. Im selben Jahr begann auch Hannelore Frank ihre Tätigkeit als Sprecherin.² Ihr Weg ins Pfarramt war steinig: Das Kirchengesetz von Schleswig-Holstein sah Pfarrstellen für verheiratete Pastorinnen damals nicht vor. Trotzdem bahnte sie sich mutig den Weg zur eigenen Pfarrstelle auf Sylt, die sie 1970 antrat. Dort ließ sie erst einmal die Kirchenbänke rot anstreichen: eine Signalfarbe. In ihrem *Wort zum Sonntag* vom 31. Mai 1969 klingt diese Erfahrung durch: „Es begann damit, dass ich eines düsteren Tages aufbegehrte, daß ich zu wissen wünschte, wozu ich geschaffen bin, gedacht, bestimmt, berufen ... Die Frage war, die Welt zu ertragen oder sie zu än-

1 Zum selben Ergebnis kommt Dietmar Adler, <https://www.interfilm.org/de/artikel/zum-bild-protestantischer-pfarrer-und-pfarrerinnen-im-film/2054> (2003), wenn er zitiert: „Pfarrerinnen Lenau wirke irgendwie spirituell traurig.“ (S.13)

2 https://www.ndr.de/fernsehen/sendungen/schleswig-holstein_magazin/zeitreise/Zeitreise-Pastorin-Hannelore-Frank,zeitreise792.html

3 Robert Geisendörfer (Hg.), *Das Wort zum Sonntag 1969*. Evangelische Sendungen im Deutschen Fernsehen, München 1970, S. 33.

Hannelore Frank
(Wort zum Sonntag 1969)



Barbara Rudnik „Sehnsucht nach Liebe“
(ARD 2014)



dern ... mich abzufinden oder einzugreifen.“³ Was sich Frauen damals im Deutschland der späten Sechziger noch wünschten, klingt heute selbstverständlich – und war damals noch empörend schwer: „Ich wollte leben, und ich wollte glücklich sein.“⁴ Das Glück währte nicht lange: Hannelore Frank starb 1973 im Alter von nur 46 Jahren an Krebs. Ihre Worte ermutigen heute immer noch Frauen auf ihrem Weg in der Amtskirche. Sie ziehen Kraft aus dem Ruf in die Nachfolge: „Daraus spricht Zuversicht und Optimismus, Entschlossenheit zum Handeln und Mut, der einen mitreißt, ihm zu glauben und ihm gleich zu werden, wenn es irgend geht.“⁵

Mittlerweile sind Pfarrerrinnen vom Bildschirm nicht mehr wegzudenken. Sie gehören selbstverständlich zu den „kleinen Propheten“⁶ wie ihre ordinierten Kollegen und stellen eine starke Fraktion, nicht bloß formal im *Wort zum Sonntag*-Sprecherteam, das aktuell aus drei evangelischen Sprecherinnen und einem Sprecher besteht, sondern auch inhaltlich: Pfarrerrinnen beweisen Mut – auch im Zweifeln. Sie durchkreuzen Erwartungen, brechen Tabus und Rollenklischees. Sie sind erfrischend anders, selbstbewusst, zugewandt und kritisch. Und fordern diesen Satz auch weiterhin für Frauen ein: „Ich wollte leben, und ich wollte glücklich sein.“ Legendär bis heute der Beitrag von Mechthild Werner vom 21. Mai 2001, wo sie gemeinsam mit einer Sexpuppe im Studio auftrat. Jedes ihrer Worte sitzt messerscharf und prägt



Mechthild Werner
(Wort-zum-Sonntag-Sprecherin 1999–2005)

sich ein: „Das ist ‚Maria‘. Alles dran, was man braucht. Offen für alles. Jeder Mann kann sie nehmen.“⁷ Ein Plädoyer für Zuneigung und Achtung der Geschlechter untereinander – mündend in ein Gebet „für jede Maria aus Fleisch und Blut. Dass keiner sie beschmutzen kann. Dass Gott sie umhüllt, mit Würde, wie eine schützende Haut.“⁸

Barbara Manterfeld-Wormit

4 Ebd.

5 Ebd., S. 34.

6 Ruth Ayaß, *Das Wort zum Sonntag. Fallstudie einer kirchlichen Sendereihe*, Stuttgart 1997, S. 286 ff.

7 <https://www.daserste.de/information/wissen-kultur/wort-zum-sonntag/specials/manuskripte-100.html>

8 Ebd.

Wort zum Sonntag live
(Grand Prix 2016)



Wort zum Sonntag aktuell



Bitte nicht die alten Widerstände

Die einst aufgeführten „Argumente“ gegen die Frauenordination sind nicht wert, wiederholt zu werden. Sie zielten darauf ab, Frauen systematisch vom Verkündigungsauftrag und vom „Hirtenamt“ fernzuhalten. In den Kirchen einiger Länder tun sie das noch immer. Solche Immunisierungsversuche der Vergangenheit gegen eine Frauenordination haben sich stets besonders auf anthropologische, schöpfungstheologische Grundlagen gestützt. Instabil waren diese Argumente, aber deren „Logik“ musste dennoch entkräftet werden.¹ Das ist das Problem: Frauen, die den steinigen Weg zur Übernahme von Verkündigungs- und Leitungsamt in der evangelischen Kirche gingen, hatten stets damit zu tun, im argumentativen Entkräftungsmodus die vorherrschenden „Einschätzungen“ zu parieren. Sich ständig von einem tief kulturell verankerten Nein abzugrenzen, ist mühsam. Thesen von geschlechterhierarchisch begründeter Arbeitsteilung auf der Grundlage der Unterordnung der Frau waren zu entkräften, um das eigene Amtsverständnis zu begründen.

Mehr als einmal wurde es belegt, hergeleitet, begründet: Die Zugehörigkeit zu einem bestimmten Geschlecht rechtfertigt nicht den Ausschluss von der – öffentlichen – Wortverkündigung in Predigt und Sakramentsverwaltung, wie es zum Beispiel die Berliner BK-Theologinnen in ihrer Eingabe an den preußischen Bruderrat vom 2. November 1939 darlegen.² Dagegen zeigten sich die Gegner der Frauenordination immun. Ihr Schriftverstehen ließ sich von den historischen Forschungsergebnissen nicht erschüttern. So mussten historische Einzelanalysen erbracht werden (Streitfrage zu 1. Korinther 14,34 ff. und 1. Timotheus 2,8 ff.), um zu belegen: Keineswegs bestand ein General-Schweigegebot für Frauen – ausgesprochen durch die jesuanische oder frühchristliche Lehre. Die theologischen Vertreterinnen in der Zeit der Bekennenden Kirche konnten angesichts der Widerstände jedoch nicht in jeder Hinsicht durchsetzungstark sein. So war es den Berliner Theologinnen 1939 nicht möglich, radikal neu anzusetzen mit einer Bestimmung des Geschlechterverhältnisses. Die auf das Amts-

verständnis übertragenen Hierarchien liefen mit. So hatten sie zwar ein Amtsverständnis erarbeitet, das Frauen aus keiner Dimension des Verkündigungsdienstes ausschloss. Dennoch war ihnen – erstaunlich genug – nicht daran gelegen, „das gleiche Amt zu bekommen wie der Mann. Es geht uns darum, unseren Dienst so tun zu können, wie es der Sache entspricht.“³ Die Vorrangstellung des (männlichen) Pfarramtes wurde akzeptiert und ein besonderes Frauenamt für möglich gehalten. Die Frauen blieben hinter der eigenen Theologie zurück, die die gemeinsame Teilhabe an öffentlicher Wortverkündigung, Sakramentsverwaltung und Leitungsverantwortung in der Gemeinde offenlegte. Mag sein, die beharrende, institutionell konservierende Widerständigkeit war stärker, wo das theologische Argument zu revolutionär schien.

Das entwertet nicht die theologische Arbeit unter den damaligen Umständen, zeigt aber, dass wir trotz aller Theologie nicht davor gefeit sind, in die Falle der institutionellen Zwänge zu laufen. Hemmend waren die neokonservativen Strömungen der Jahre nach Kriegsende, die es den Theologinnen auf dem Weg zum ordinierten Dienst nicht leichter machten. Widerstände gegen die Ordination wurden erneut öffentlich befestigt. Bis in die 1960er-Jahre hinein bewegte sich die Gegnerschaft der Frauenordination nicht nur in hochkirchlichen, konservativ lutherischen oder freikirchlichen Zusammenhängen. Das geistliche Amt als die repraesentatio Christi, als väterliches Amt wollte man nicht durch Frauen besetzt sehen.

Und die Widerstände der Gegenwart? Sie sprechen eine andere Sprache, subtiler oft. Aber vor 100 Jahren hätte man sich dieses Bild, ein Hoffnungsbild, wahrscheinlich nicht vorstellen können: Eine Zehnjährige turnt fröhlich durch die Kirche nach der Krippenspielprobe. Sie ist fest entschlossen, selbst Pfarrerin zu werden. Sie weiß nicht, dass ihrer Oma damals 1967, als sie eine jung verheiratete Theologin war, noch der Zugang zum ordinierten Dienst verwehrt wurde. Die Uroma der Zehnjährigen hatte hingegen immer wieder behauptet, wie „erfüllend für sie der jahrzehntelange ehren-

1 Vgl. Christine Globig, „... eine prinzipielle Kritik an der Frauenordination verlässt den Boden der in der evangelischen Kirche geltenden Lehre“. Zur theologischen Begründung einer kirchlichen Entscheidung, in: Evangelische Kirche im Rheinland (Hg.), Pionierinnen im Pfarramt. 40 Jahre Gleichstellung von Frauen und Männern im Pfarramt in der Evangelischen Kirche im Rheinland. Festschrift. Düsseldorf 2015, S. 38–43.

2 Dagmar Herbrecht, Emanzipation oder Anpassung. Argumentationswege der Theologinnen im Streit um die Frauenordination in der Bekennenden Kirche, Neukirchen-Vluyn 2000, bes. S. 97–138.

3 Zit. nach Herbrecht (wie Anm. 2), S. 115.

amtliche katechetische Einsatz“ neben ihrem Ehemann, dem Landpfarrer, war. Die Zehnjährige weiß nicht, dass nichts daran selbstverständlich ist, wenn Frauen – wie ihre Mutter – Gemeinde leiten und predigen. Heute versteht es sich von selbst – und musste doch zuerst erkämpft werden. Das Mädchen weiß nichts davon, dass die Ordinationsfrage auch zur Machtfrage geworden war im Streit um Recht, Ressourcen und Rhetorik. Sie weiß noch nichts davon, dass die Kirchengeschichte Männern durch die Besetzung solcher Machtpositionen den alleinigen Vorrang gewährte. Auch kann sie noch nicht ermessen, wie „frisch“ eigentlich der Kurswechsel der Gegenwart im Angesicht von zwei Jahrtausenden Kirchengeschichte ist. Und sie ahnt auch kaum, wie sich in einigen Kirchen und Kulturen noch immer „Begründungsmuster“ gegen die Ordination von Frauen breit machen. Noch immer müssen nicht hinterfragte Rollenerwartungen beharrlich entlarvt werden.

Maria, die Vielbesungene, Mutter Jesu, hütete sich einst, still zu bleiben. Maria turnte mit ihren revolutionären Worten den Überzeugungen ihrer Mitwelt auf der Nase herum. Sie erlangte Öffentlichkeit, indem ihr ein Danklied auf die Lippen kam. Eine Öffentlichkeit, von der andere Frauen der Geschichte geträumt haben. Mary Beard schreibt in ihrem Manifest „Frauen und Macht“⁴ davon. Sie fragt nach den kulturellen Ursachen von Frauenfeindlichkeit, fragt auch danach, warum das Wort Autorität in der Kulturgeschichte so lange Frauen ausgeschlossen hat. Noch immer geht Schwäche mit dem weiblichen Geschlecht einher. Werden Frauen öffentlich und erhalten leitende Aufgaben, heißt es: „Frauen greifen danach.“ Die biblische Maria greift nicht nach der Macht. Sie singt von den durchkreuzten Machtperver-



Christina-Maria Bammel

sionen ihrer Zeit. Müssten nicht Frauen die Macht neu definieren, fragt Mary Beard und schlägt vor: „Man muss über die Macht als etwas Gemeinschaftliches nachdenken [...] Vor allem bedeutet es, Macht als ein Attribut, eine Zuschreibung oder ein Verb aufzufassen, nicht als einen Besitz. Was ich dabei im Sinn habe, ist die Fähigkeit, effektiv zu sein, etwas zu bewirken, etwas in der Welt zu verändern, und das Recht, ernst genommen zu werden, sowohl als Frauen insgesamt wie auch als Individuen.“⁵

Damit sind wir noch nicht fertig. Die Zehnjährige und ihr Berufstraum: Ganz frei und ledig wird sie nicht sein von den Hürden der Vergangenheit. Aber bitte: Mögen die alten nicht die neuen Widerstände sein!

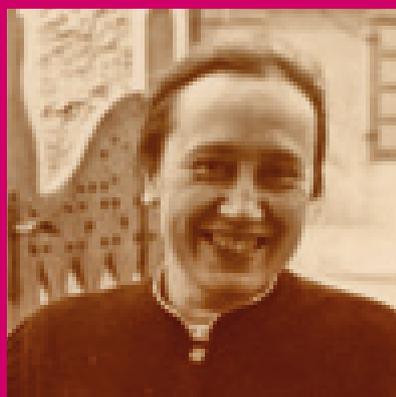
Christina-Maria Bammel

⁴ Mary Beard: Frauen und Macht. Ein Manifest, Frankfurt am Main 2018.

⁵ Ebd., S. 86.



IV. Interviews



Angelika Fischer, geb. Dombrowski

„Sie haben es um Vieles leichter als wir und dafür hat sich der Einsatz gelohnt!“ – Ja, dass Theologinnen meiner Generation es heute viel leichter haben, verdanken wir unseren Schwestern, auf deren Schultern wir stehen. Sie haben für uns die Sachen durchgeboxt, deren Früchte wir ernten dürfen. Es liegen nur wenige Jahrzehnte zwischen uns und doch scheinen ihre Erfahrungen aus einer anderen Ära zu stammen. Eine, der wir Jüngeren viel zu verdanken haben, ist Pfarrerin in Ruhe Angelika Fischer.

Sie wurde 1933 in Halle/Saale geboren und wollte schon als Schülerin Gemeindepfarrerin werden. Ihr Vater, Pfarrer der Bekennenden Kirche, gab ihr die Mahnung mit: „Kind, Kind, das wird ein dorniger Weg!“ Doch sie ließ sich nicht beirren, studierte Theologie in Halle und an der Humboldt-Universität zu Berlin, absolvierte ihr erstes Examen und zusätzlich noch eine Ausbildung an der Wohlfahrtsschule der Inneren Mission in Spandau, die sie mit dem Sozialarbeiterexamen abschloss. Nach dem Vikariat und dem zweiten Examen wurde sie 1962 durch Generalsuperintendent Helbich – Bischof Otto Dibelius ordinierte bis kurz vor seinem Ausscheiden aus dem Bischofsamt keine Frauen – in der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche zusammen mit drei anderen Theologinnen ordiniert.



Nach ihrer Eheschließung mit Rudi Fischer teilte das Konsistorium ihr 1963 mit, dass ihre Amtstätigkeit nun ohne Abfindung ende. Die Anrede laute nun nicht mehr „Pfarrvikarin“, sondern nur noch „Vikarin“. Und den Titel „Pastorin“ dürfe sie nicht tragen, da sie vor Inkrafttreten des neuen Pastorinnengesetzes ja bereits wegen ihrer Eheschließung aus dem Dienst geschieden sei: „Es soll auch in ähnlich gelagerten Fällen keine nachträgliche Ernennung zur Pastorin vorgenommen werden.“ Insofern solle sie nun weiterhin als „Frau Fischer-Dombrowski“ bezeichnet werden, wie sie allerdings nie hieß. Kurz darauf wurde ihr seitens des Konsistoriums mitgeteilt, dass sie Amtshandlungen nur nach jeweiliger Genehmigung durch den Superintendenten sowie den Ortspfarrer durchführen dürfe. Dies gelte auch auf den von ihr verantworteten Freizeiten für berufstätige Frauen. Unmittelbar darauf erhielt sie das Schreiben eines Amtsbruders zur Kenntnis, der eine Trauung absagte, da die Anmeldung ja kraftlos sei, weil „Frau Fischer“ keine Trauungen vornehmen dürfe.

Angelika Fischer wirkte nach ihrem erzwungenen Ausscheiden in der Frauenhilfe, der Berufstätigenarbeit der Kirche, als Dozentin, im Theologinnenkonvent und als Vorsitzende des Kuratoriums für das „Haus der Kirche“. Während all dieser Jahre setzte sie sich für die Gleichbehandlung der Theologinnen ein – mit Erfolg. Der Präses der Regionalsynode West der Kirche Berlin-Brandenburg, Hans Altmann, trat vor der entscheidenden Synode zurück, da er sich nicht in der Lage sah, einer Synode vorzustehen, die vorhatte, die Gleichbehandlung von Frauen und Männern im Pfarramt zu beschließen. Übrigens ließ er sich dann später von Angelika Fischer beerdigen. Und Bischof Otto Dibelius, der stets das Heiraten von Theologinnen „als segensreiche Lösung des Problems“ empfahl, ließ sich von ihr das Abendmahl geben und das Beffchen zubinden. Doch Angelika Fischer hatte als Berufene Landessynodale und als Vorsitzende des Ständigen Theologischen Ausschusses der Regionalsynode West die Weichen gestellt. So kam es schließlich im November 1974 zum Beschluss der Regionalsynode West, die Frauen im Pfarramt gleichzustellen und dementsprechend die Grundordnung der Kirche zu ändern.

Angelika Fischer durfte nun Pfarrerin heißen und auch als solche tätig sein: Am 17. Oktober 1976 hielt sie ihre Predigt in der Pauluskirche Lichterfelde über „Das Weib schweige in der Gemeinde!“ – den vorgesehenen Predigttext. Sie wurde gewählt und war die erste Frau in Paulus. Meine Vorgängerin in Matthäus, Regine Becker, und viele andere waren ihre Konfirmand*innen. Sie hat Generationen geprägt und für unsere Generation entscheidend daran mitgewirkt, dass es jetzt ist, wie es ist und wir nicht mehr zum Schweigen verurteilt sind. Vielen Dank!

Rajah Scheepers

Rosemarie Cynkiewicz

Das Zimmer, das sich Rosemarie Cynkiewicz als Oberkonsistorialrätin im dringend renovierungsbedürftigen Konsistorium in der Neuen Grünstraße mit ihrer juristischen Co-Dezernentin teilte, war durch eine Pappwand geteilt. Darin war eine Durchreiche, ursprünglich, um das eine gemeinsame Telefon hindurchzureichen. Rosemarie Cynkiewicz hatte es schon deutlich besser als ihre Vorgängerin Sieghild Jungklaus; denn sie verfügte bereits über ein eigenes Telefon, und die Durchreiche diente nur noch der schnellen mündlichen Kommunikation.

Rosemarie Cynkiewicz wurde 1936 in Frankfurt/Oder geboren und trotz bester Zeugnisse nicht zur Oberschule zugelassen. So wurde sie Drogistin und schließlich Apothekenassistentin. In ihrer Jugend waren ihr, insbesondere in den Anfeindungen durch die marxistisch-athetistische Ideologie des DDR-Staates, Junge Gemeinde und Studentengemeinde zur Lebenshilfe geworden. So holte sie an der Abendoberschule das Abitur nach, um Theologie zu studieren und in der Gemeinde dann selbst in diesem Sinn zu wirken. Der kommunistische Schuldirektor bemühte sich, sie davon abzuhalten: „Sie sind sich doch hoffentlich im Klaren, dass es bei der Kirche noch keine Gleichberechtigung der Frauen gibt!“ Dass es diese noch nicht gab, war ihr bewusst, hinderte sie aber nicht an ihrem Entschluss. Denn starke Frauen hatten sie geprägt: zusätzlich zu Mutter und Großmutter, die sie großzogen, waren ihr kirchliche Frauen, Diakonissen und Gemeindegewerkschaftlerinnen, mit ihrer Glaubensstärke ein Vorbild geworden.

Nach dem Theologiestudium an der Humboldt-Universität – beim Studienbeginn gehörten zum Jahrgang zwölf Männer und zwölf Frauen – legte sie 1965 das Staatsexamen ab. Für das Predigerseminar hatte sie bereits eine Einweisung in das damals noch bestehende Vikarinnenseminar in Gnadau erhalten, ehe es hieß, dies sei überfüllt – also kam sie in das Predigerseminar nach Brandenburg. Übrigens sehr zum Verdruss der dortigen Hausdame, der diese Neuerung gar nicht behagte. Nach dem zweiten Examen 1967 wurde sie 1968 von Generalsuperintendent Gerhard Schmitt zusammen mit drei Männern ordiniert. Nachdem ihr zunächst ihr kleiner und fülliger Vikariatsvater einen Talar von sich geliehen hatte, bekam sie schließlich von der westdeutschen Kirche einen passenden eigenen Talar mit Stehkragen. Der wird bis heute getragen.

Als Pastorin wirkte sie von 1967 bis 1977 in der Zachäus-Gemeinde im Prenzlauer Berg. Und auch nach-

dem Propst Winter sie ins Konsistorium holte, behielt sie dort einen Predigtauftrag. Sie blieb mit der Gemeinde eng verbunden und leitet dort noch immer einen Frauenkreis. Im Konsistorium amtierte sie von 1977 bis 1998, zuerst in den oben beschriebenen, später etwas verbesserten Verhältnissen in der Neuen Grünstraße, schließlich im wiedervereinigten Konsistorium in der Bachstraße in Berlin-Tiergarten. Als Oberkonsistorialrätin war sie im Ortsdezernat zuständig für den Sprengel Eberswalde sowie für die Arbeit mit Kindern, Konfirmanden und Jugendlichen und die dazu gehörigen Ausbildungen. Sie trug auch Verantwortung für den jährlich stattfindenden Konvent der Theologinnen in der DDR; inoffiziell kamen immer Vertreterinnen des westdeutschen Theologinnenkonvents dazu. Lebendig erzählt sie von den Kirchenleitungssitzungen der faktisch getrennten Kirche, an denen stets ein Kurier aus dem Westen teilnahm, um Informationen oder auch Medikamente über die Grenze zu bringen.

Nach der Wende arbeitete sie maßgeblich an der Vorbereitung der kirchlichen Einheit mit. Als am 28. Juni 1991 im fränkischen Coburg die erste gesamtdeutsche Synode nach der Teilung zusammentrat, besiegelten der EKD-Ratsvorsitzende Martin Kruse und Rosemarie Cynkiewicz, zu der Zeit Synodenpräses des Bundes der Evangelischen Kirchen in der DDR, mit einem Handschlag symbolisch die Verbindung. Am Tag zuvor war ein Kirchengesetz in Kraft getreten, das die Trennung beendete.

Im Examen wurde sie 1968 übrigens von einer Juristin gefragt, ob sie als Frau denn auch Superintendent werden könne. Worauf sie schlagfertig antwortete: „Über das Geschlecht des Superintendenten ist im Grundordnung nichts ausgesagt!“ Doch die Juristin konterte: „Falsch, darüber steht nichts in der Pastorinnengesetz, und deswegen können Frauen nicht Superintendenten werden.“ Und nachdem Rosemarie Cynkiewicz eine Wahl gegen einen Amtsbruder verloren hatte, sagte ihr der Superintendent: „Wenn Sie ein Mann gewesen wären, wären Sie gewählt worden!“ Die Ungleichbehandlung bis 1974 hinsichtlich der Zölibatsklausel, so erzählt sie, sei, zusätzlich zu der theologisch fragwürdigen Argumentation, in der DDR auf völliges Unverständnis gestoßen, habe dort doch die Berufstätigkeit der verheirateten Frau zum Alltag gehört.

Rajah Scheepers

Christa Otto, geb. Ogilvie

Nachdem Otto Dibelius sich jahrzehntelang geweigert hatte, Frauen zu ordinieren, sie aber immerhin durch die Generalsuperintendenten hatte ordinieren lassen, tat er kurz vor seinem Ausscheiden aus dem Bischofsamt etwas, womit niemand, vielleicht sogar er selber nicht, gerechnet hätte: Er ordinierte drei Frauen. Eine davon war Christa Otto, geb. Ogilvie.

Christa Otto wurde 1935 in Berlin-Dahlem geboren, verbrachte ihre Kindheit in Berlin, Leipzig und Wien, ehe sie Ende 1944 evakuiert wurde und schließlich fliehen musste. Die Familie kam nach Berlin-Steglitz. In der Steglitzer Markusgemeinde fand sie eine geistige Heimat. Während der Berlin-Blockade lebte sie für ein halbes Jahr in Schweden bei einer Familie, in der sie geliebtes Christentum kennen lernte. So entschied sie als junges Mädchen, Theologie studieren zu wollen. Ihre Umwelt reagierte entsetzt: Ihr Vater fragte sie, ob es in der Kirche überhaupt einen Platz für Theologinnen gäbe? Ihr Lehrer sagte, sie habe es bei ihrer Intelligenz nicht nötig, Theologie zu studieren. Und ihr Konfirmationspfarrer schließlich empfahl beim Hausbesuch ihren Eltern, sie unbedingt von ihrem Wunsch abzuhalten, damit ihre Tochter nicht im Konsistorium enden und Zigarre rauchen würde!

Doch dies alles bestärkte Christa Ogilvie nur in ihrem Wunsch, weswegen sie nach ihrem Abitur 1955 mit dem Studium an der Kirchlichen Hochschule begann. Für einen der Dozenten waren die vielen Theologiestudentinnen ein Grund zur Freude: „Das gibt einmal viele gut gebildete Pfarrfrauen!“ Während des Studiums verbrachte sie ein Jahr in England, der Pfarrer der dortigen deutschen Gemeinde machte ihr Mut, das Theologiestudium fortzusetzen. Schließlich erhielt sie ein Stipendium der Deutschen Studienstiftung und studierte ein Jahr in Zürich. Nach dem Studium arbeitete sie als Wissenschaftliche Assistentin. Das anschließende Vikariat absolvierte sie bei einer der ersten Theologinnen unserer Kirche, Lore Schlunk, und bei Superintendent Bruno Tecklenburg in der Johanniskirche in Lichterfelde.

Während ihres zweites Examens am 7. April 1965 kündigte Bischof Otto Dibelius plötzlich an, dass er sie persönlich ordinieren werde. Christa Otto erinnert sich heute noch, 54 Jahre später, an die Fassungslosigkeit der anderen anwesenden Prüfer – damit hatte niemand mehr gerechnet. Entsprechend fielen die Reaktionen aus: Christa Ogilvie erhielt Anrufe, die sie warnen wollten: Der Bischof werde sie nicht ordinieren, sondern nur



einsegnen, wie eine Diakonisse! Sie müsse unbedingt ihre Teilnahme an dieser „Ordination“ verweigern.

Doch Christa Ogilvie begab sich am 9. April mit ihren zwei Kommilitoninnen Helga Dannenberg und Hildegunde Wöller, die später in der kirchlichen Rundfunkarbeit beim Sender Freies Berlin tätig werden sollte, in die Dienstvilla von Otto Dibelius im Dahlemer Faradayweg. Der Bischof fragte die drei jungen Frauen: „Wollen Sie von mir ordinieren werden?“. So betreten am 11. April 1965 die drei Ordinandinnen Hand in Hand die Kaiser-Friedrich-Kirche in Tiergarten und wurden von Bischof Otto Dibelius ordinieren – eine Sensation.

Christa Ogilvie arbeitete danach bei der Landesjugend-, Berufstätigen- und der Schulwochenarbeit, ehe sie 1973 heiratete. Unmittelbar danach wurde ihr eine Stelle im Konsistorium angeboten, die sie am 1. Oktober 1973 in der Bachstraße antrat. Sie war damit die erste Theologin im Amt einer Oberkonsistorialrätin im West-Berliner Konsistorium, zuständig für Gemeindliche Dienste. Bei den Kollegiumssitzungen war sie die einzige Frau inmitten einer Schar rauchender Männer. Nach der Geburt ihres Sohnes im darauffolgenden Jahr herrschte im Konsistorium zunächst Unsicherheit, wie damit umzugehen sei. Im Jahr 1981 wechselte sie zur Morgenländischen Frauenmission, wo sie bis zu ihrem Eintritt 1997 das Amt der Oberin versah.

In ihrem Regal steht das Buch, das Bischof Dibelius ihr zur Ordination schenkte, *Ein Christ ist immer im Dienst*, samt Widmung: „Frau Pastorin Christa Ogilvie zur Ordination, Palmsonntag 11.4.1965, D. Otto Dibelius“.

Rajah Scheepers

Dorothea Dressel

„Sie suchen sich dann jemanden, der Sie ordiniert“ (Bischof Dibelius)

Dorothea Dressel wurde im April 1935 geboren und im Mai 1962 ordiniert – allerdings unter heute kurios anmutenden Umständen. Ihr Vater war Pfarrer in der Ostprignitz, ihre Mutter, eine geborene Furian, bis zur Heirat Lehrerin gewesen. Als der Vater aufgrund seiner Nähe zur Bekennenden Kirche zu drei Jahren Zuchthaus verurteilt wurde, musste die Familie aus dem Pfarrhaus ausziehen. Kurz zuvor war Dorotheas ältere Schwester Elisabeth im Alter von sieben Jahren verstorben. Der Bruder der Mutter, der Nauener Superintendent Hans-Georg Furian, konnte in dieser furchtbaren Situation ein Pfarrhaus in der Nähe von Göttingen für Mutter und Tochter besorgen. Nachdem Dorotheas Vater aus dem Gefängnis entlassen worden war, konnte die Familie zurückkehren, und 1950 wurde Dorothea durch ihren Vater konfirmiert.

1955 begann Dorothea Dressel mit dem Studium der Theologie im Sprachenkonvikt in Ost-Berlin und an der Kirchlichen Hochschule in West-Berlin – von 60 Studierenden war sie eine von fünf Frauen, in ihrem Semester sogar die einzige Frau. Einer ihrer Kommilitonen prägte den Ausspruch: „Männer studieren Theologie, Frauen studieren Theologen!“

Ihr Vikariat absolvierte sie nach dem ersten Theologischen Examen ab 1959 in Letschin bei einer der ersten Pfarrvikarinnen, Ilse Biedermann. Im gleichen Kirchenkreis war auch Hannelotte Reiffen tätig – „die Menschen hatten also schon mal Pfarrerrinnen gesehen“, wie Dorothea Dressel im Interview sagte. Vikarinnen durften damals nicht mit den Männern im Predigerseminar in Brandenburg unterrichtet werden, sondern kamen im „Zivilwaisenhaus“ in Potsdam beziehungsweise im „Vikarinnenseminar“ im Johannisstift in Spandau bei Dr. Christine Bourbeck zur Ausbildung zusammen.

1961 legte Dorothea Dressel als einzige Frau mit rund einem Dutzend Männern das zweite Theologische Examen ab. Bischof Otto Dibelius beglückwünschte alle Kandidaten zum Examen, teilte ihnen das Datum ihrer Ordinationsrüste mit und wann er sie in der Marienkirche ordinieren werde. Zu der frisch examinierten Schwester Dressel sagte er hingegen: „Sie suchen sich dann jemanden, der Sie ordiniert!“ Folgerichtig war Dorothea Dressel bei der Ordination in der Marienkirche nicht dabei.

Ihre Ordination vollzog Generalsuperintendent Günter Jacob (Lübben) – damals der einzige Generalsuperintendent, der Frauen ordinierte. So wurde Dorothea Dressel ordiniert, allerdings mit der Einschränkung, die damals für alle ordinierten Theologinnen galt, dass sie im Falle einer Heirat aus dem Amt auszuscheiden habe.

38 Jahre tat sie ihren Dienst im Kirchenkreis Seelow, in selbstverständlicher Anerkennung durch ihre Gemeinde: „Die Gemeinden waren das kleinste Hindernis!“, wie sie sagt. Wiewohl es durchaus Gemeindeglieder gegeben habe, die nicht von einer Frau beigesetzt werden wollten oder sich „einen richtigen Pfarrer“ gewünscht hätten.



Ordinationsurkunde
von Dorothea Dressel

Inzwischen leitet Dorothea Dressels Großnichte im Konsistorium die Abteilung „Personalien der Ordinierten“ – als erste Frau in diesem Amt. Konnte sich 1961 noch der Bischof weigern, Frauen zu ordinieren, ist heute eine Frau „Chefin“ aller ordinierten Männer und Frauen dieser Landeskirche.

Rajah Scheepers

ORDINATIONSBÜCHE

Nachdem die Vikarin

Dorothea D R E S S E L

vor Gott gelobt hat, daß sie ihr Amt führen will in Bindung an das Wort Gottes, wie es verfaßt ist in der Heiligen Schrift Alten und Neuen Testaments als der alleinigen Glaubensnorm, bezeugt in den altkirchlichen Glaubensbekenntnissen, dem Apostolikum, dem Nicänum und dem Athanasianum sowie in den Bekenntnissen der lutherischen Reformation und auf neue bekannt in der Theologischen Erklärung der ersten Bekenntnisynode der Deutschen Evangelischen Kirche in Barmen, haben wir sie gemäß dem Beschluß der Evangelischen Kirchenleitung Berlin-Brandenburg am heutigen Tage im Gottesdienst der Gemeinde S e e l o w zur Pfarrvikarin ordiniert.

Wir befehlen sie dem alleinigen Herrn der Kirche, Jesus Christus, dem alle Gewalt gegeben ist im Himmel und auf Erden. Er sendet auch sie. Er erfülle an ihr die Verheißung:

Siehe, ich bin bei euch alle Tage, bis an der Welt Ende!

Seelow, den 31. Mai 1962

Der Ordinator:

Die assistierenden Geistlichen:

D. J. J. J.

D. R. R.

D. D. D.

Heilgard Asmus

Erste gewählte Generalsuperintendentin

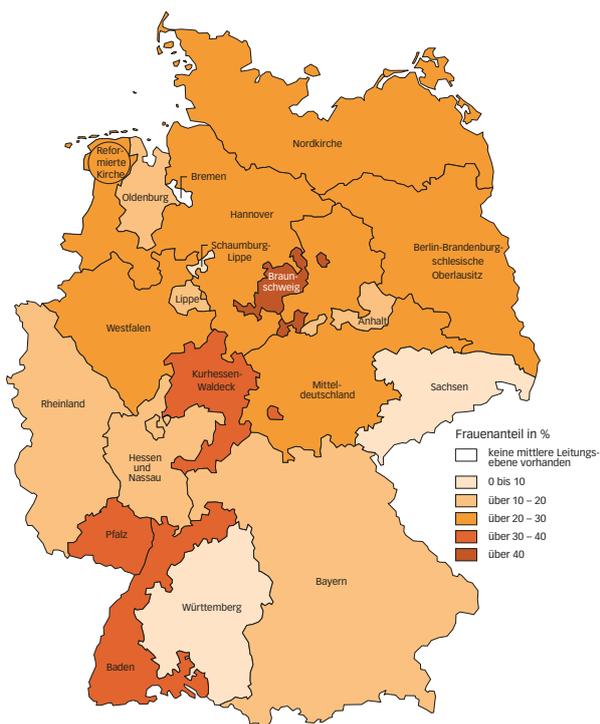
In diesem Interview begegnen wir einer beeindruckenden Frau, die Vorgängerin für Frauen in hohen kirchlichen Leitungspositionen ist. Derzeit bekleidet sie als Generalsuperintendentin ein bischöfliches Amt der Landeskirche, in das sie 2004 als erste Frau gewählt wurde. Aber sie ist nicht nur Vorgängerin, sondern in ihrer Position auch Förderin von Frauen. In der Kirche sowie in der Gesellschaft benötigt es noch viele Veränderungen, um eine ausgewogene geschlechtergerechte Verteilung in den höheren Leitungspositionen zu ermöglichen. Heilgard Asmus ist sich der Schwierigkeiten bewusst, auf die Frauen in der Kirche treffen können. Trotz ihres beruflichen Erfolges erzählt auch ihr Leben davon.



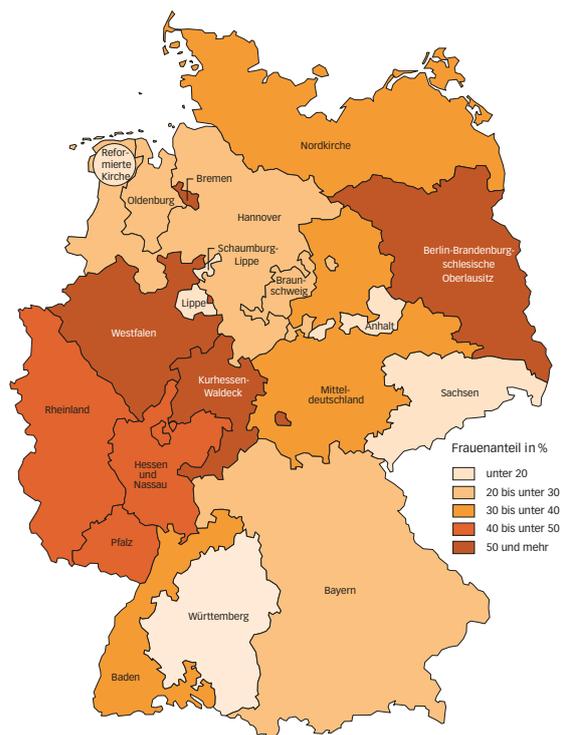
Mit Kind und Kegel ins Predigerseminar oder auch: Wollen wir spielen?

Heilgard Asmus spricht von „Spielarten“, wenn sie über Geschehnisse aus ihrem Leben berichtet, in denen ihr „Frau-sein“ eine Rolle „spielte“. Eine faszinierende Bezeichnung für Diskriminierungen, die ein lebensbegleitendes Ringen um Gleichberechtigung fordert. Ein Ringen, das sie teilweise als „Querdenken in ungewohnten Situationen“ bezeichnet und als „Handeln in

Leitungsämter auf mittlerer Ebene (Kreis) 2013



Kirchenleitungen 2013



Zur Person

Heilgard Asmus ist 1958 in Lehnin (Potsdam/Mittelmark) geboren und wuchs in einem Pfarrhaushalt auf. Nach ihrer Berufsausbildung, die für sie die einzige Möglichkeit war, ein Abitur abzulegen, da ihr andere Wege in der DDR trotz guter Schulnoten verwehrt waren, studierte sie Theologie in Jena mit dem Schwerpunkt Religionswissenschaften. Von 1987 bis 1999 arbeitete Heilgard Asmus im Gemeindepfarrdienst und war gleichzeitig ab 1997 auch als Krankenhausseelsorgerin im Klinikum Brandenburg an der Havel sowie als Dozentin für Seelsorge im landeskirchlichen Bildungswerk tätig. 1999 übernahm sie als erste Frau die Leitung des Pastoralkollegs und hatte dieses Amt bis 2004 inne. Ab 2005 leitete sie bis 2010 den Sprengel Cottbus als General-superintendentin, seit 2010 den Sprengel Potsdam. Heilgard Asmus ist verheiratet und hat drei Kinder und fünf Enkelkinder.



Hier geht's zum Video

Geistesgegenwart“. Es umreißt „Arbeiten unter Doppelbelastung“ sowie das Erbringen der Überzeugungsleistung, dass eine Frau als ein würdiges Gegenüber ernst zu nehmen ist. Zugleich ist der Hintergrund vor dem „gespielt“ wird, ein Arbeitsfeld, das mit keinen weiblichen Leitungsvorbildern ausgestattet war und von dem ihr – als einer Frau, die vielleicht Kinder haben möchte – von ihrem eigenen Vater abgeraten wurde.

Mit den „Spielarten“ hat Heilgard Asmus gelernt umzugehen. Sie setzte sich durch und zog als Vikarin mit ihrer dreimonatigen Tochter in das Predigerseminar ein, gegen den anfänglichen Widerstand der Leiter des Ausbildungsdezernates und ohne Kinderbetreuung. Sie behauptete sich als junge Pfarrerin im Entsendungsdienst, als ihr Vorgänger sie vorzuführen versuchte, indem er das Kennenlernetreffen mit der Jungen Gemeinde unter das Thema stellte: „Sollte eine Frau, die Kinder hat, in den Beruf gehen?“ Aber es sind nicht nur diese Einzelfälle, die die „Spielarten“ ausmachen, die Problematiken sind struktureller Natur. In einem kommunikativen Beruf, wie dem Pfarramt, zeigen sie sich im Redeverhalten. Es ist das „typisch Frau“, welches das Engagement in die Emotionalität abschiebt, oder das „eigentlich meinten Sie doch etwas anderes“, das versucht, Redebeiträge zu verändern, über sie hinweg zu gehen oder sie lächerlich zu machen. Heilgard Asmus meint, dass Frauen aufmerksamer sein müssen, um am Diskurs teilzuhaben und nicht unterbrochen zu werden. Die Leitung des Pastoralkollegs war für sie in dieser Hinsicht eine Herausforderung, bei der sie viel gelernt hat.

Heilgard Asmus sieht die Notwendigkeit, gezielt Frauen zu fördern. Seit 2001 richtete sie selbst Pastoralkollegs nur für Frauen ein. Als General-superintendentin unterstützt sie Mentoringprogramme für Frauen. Sie sieht Änderungsbedarf auf struktureller Ebene, um eine paritätische Besetzung von höheren Leitungspositionen in der Landeskirche zu ermöglichen.

Zusätzlich zu Förderprogrammen wünscht sie sich eine organisations-theoretische Betrachtung verschiedener Ämter, um Arbeitsfelder besser aufzuteilen und Unterstützungssysteme aufzubauen. Für Frauen ist die Vereinbarkeit von Beruf und Familie immer noch häufiger ein Kriterium bei der Berufswahl.

Außerdem beobachtet sie sowohl in der Gesellschaft als auch in der Kirche ein weiteres strukturelles Problem: Männer fördern in der Regel gezielt Männer und wählen sie in unbesetzte Ämter oder Positionen. Dieses Muster hat besondere Tragweite, da die Vorschlagskommissionen der EKBO zur Besetzung der hohen kirchlichen Ämter keine geregelten Geschlechterquoten haben und in der Überzahl männliche Vertreter aufweisen. Die Mitglieder der Vorschlagskommission werden von den Sprengeln entsendet. Als Gegengewicht hat sich Heilgard Asmus zur Aufgabe gemacht, nur Frauen für diese Arbeit zu gewinnen. Eine Geschlechterquote für Wahlgremien wäre jedoch auf institutioneller Ebene ein gutes Werkzeug, um Strukturen für die Gleichstellung zwischen Männern und Frauen¹ zu schaffen. Bis das erreicht ist, braucht es Einzelpersonen, die sich für paritätische Verteilung in höheren Leitungspositionen einsetzen, wie Heilgard Asmus. Sie kann auf einen beeindruckenden Lebensweg mit genau diesem Einsatz für Gleichberechtigung zurückschauen.

Rebecca von Waechter-Spittler

¹ Nota bene am Schluss: Dieser Artikel befasst sich mit der Gleichstellung zwischen Männern und Frauen und den sozialen Phänomenen von „Männlichkeit“ und „Weiblichkeit“. Die Auslassung soll keine Negation von nichtbinären Geschlechtsidentitäten darstellen.

Susanne Kahl-Passoth

*„Ich bin stolz auf das, was wir erreicht haben
– und dass ich dann selber leiten durfte.“*

Für Susanne Kahl-Passoth war Christiane Beisenherz, Pastorin der Gemeinde in Berlin-Lankwitz, in der sie konfirmiert wurde, ein wichtiges Vorbild. Im Studium an der West-Berliner Kirchlichen Hochschule gab es damals noch keine Professorinnen und nur wenig Professoren. Wenn sie bei dem Sohn des ehemaligen Schöneberger Superintenden Reinhold George zu Besuch war, positionierte dieser Bücher gegen die Frauenordination in Sichtweite. Doch in Göttingen lehrte Hannelore Erhart, und Kahl-Passoth fertigte bei ihr ihre Examensarbeit über die Lage der Erwerbsarbeit an. Unsicher, ob das Pfarramt mit ihren politischen Überzeugungen vereinbar sei, wirkte die Sitzung des Zentralausschusses des Ökumenischen Rates der Kirchen 1974 überzeugend: Kahl-Passoth entschied, dass ihre politische Überzeugung in der Kirche einen Platz habe. So wurde sie 1976 von Kurt Scharf nach ihrem Vikariat in der Patmos-Gemeinde ordiniert und hat seitdem die Kirche mit ihren politischen Vorstellungen gestaltet und verändert. Und stets war sie die erste Frau: als erste stellvertretende Superintendentin, als erste Landesjugendpfarrerin, als erste Leiterin der Evangelischen Frauen- und Familienarbeit in Potsdam und schließlich als erste Direktorin des Diakonischen Werkes Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz e.V. – damit war sie die erste Frau an der Spitze eines landeskirchlichen evangelischen Wohlfahrtsverbandes. Nach der Übernahme der Leitung des gesamten Diakonischen Werkes der Landeskirche im Jahr 2002 war Kahl-

24.10.1948

Geboren in Goslar

1976

Von Bischof Kurt Scharf ordiniert

1978–1988

Pfarrstelle in der Steglitzer Markuskirche

1981

Heirat mit Jörg Passoth, eine Tochter

1989–1993

Landesjugendpfarrerin in West-Berlin

1993–2000

Leiterin der Evangelischen Frauen- und Familienarbeit in Potsdam

Frauen in der Diakonie

Die Diakonie hat ihre Wurzeln im 19. Jahrhundert in der sogenannten männlichen Diakonie, die auf Johann Hinrich Wichern zurückgeht, und in der weiblichen Diakonie, die von Theodor und Friederike Fliedner begründet wurde. Die Diakonissen trugen bis in die 1960er-Jahre hinein die Tracht der bürgerlichen Kaiserswerther Frau samt Haube, bekamen ein Taschengeld und waren zur Ehelosigkeit verpflichtet. Inzwischen gibt es nur noch wenige Diakonissen, gleichzeitig sind die Diakonischen Einrichtungen in Deutschland einer der größten Arbeitgeber, fast eine Million Menschen arbeiten dort hauptberuflich, noch einmal so viele ehrenamtlich. Der Großteil der Angestellten sind Frauen, die Leitung liegt zu neunzig Prozent in Männerhänden.

Diakonisches Werk der EKBO

Das Diakonische Werk der Landeskirche besteht heute aus 438 selbstständigen Trägern mit fast 1.500 Einrichtungen des Sozial- und Gesundheitswesens und rund 52.000 hauptamtlich Beschäftigten.



2000–2002

Vorstand Evangelisches Diakoniewerk Elisabeth Herzberge

2002–2013

Leitung des Diakonischen Werkes Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz e.V. (erste Frau an der Spitze eines evangelischen Wohlfahrtsverbandes)

Seit 2014

Stellvertretende Vorsitzende des Deutschen Frauenrats

Seit 2015

Vorsitzende der Evangelischen Frauen in Deutschland (EFiD)

Passoth von 2006 bis 2010 auch Vorsitzende der bundesweiten Evangelischen Obdachlosenhilfe.

Widerständen ist sie in ihrem Leben vielen begegnet: Männer, die Frauen nicht ernst nehmen, Frauen, die Gegenkandidaten aufstellen, weil sie sich die Leitung durch eine Frau nicht vorstellen können oder neidisch sind, und nicht zuletzt die stoische Anrede im Pfarrkonvent als „Liebe Brüder“. Woraufhin Susanne Kahl-Passoth immer ein fröhliches „Und liebe Schwester“ ergänzt hatte. Den jüngeren Frauen wünscht sie mehr Lust auf Leitung, denn nach den vielen Kämpfen um die Parität von Männern und Frauen in Kirche und Gesellschaft sei es auch Aufgabe der Frauen, Macht und Einfluss zu wollen.

Rajah Scheepers



Hier geht's zum Video

Hildegard Flügge und Dorothea Hallmann

Mutter und Tochter im Talar

Ein halbes Jahr vor Kriegsende, am 26. Dezember 1944, wurde Hildegard Flügge in Sensburg (Masuren) ordiniert. Sie hatte in Königsberg, Berlin und Marburg studiert und im März 1936 vor der Bekennenden Kirche Ostpreußen ihr erstes Theologisches Examen abgelegt. Im Mai 1937 heiratete sie Dr. Theophil Flügge, Pfarrer der Bekennenden Kirche in Alt-Ukta, 1939 wurde die gemeinsame Tochter Dorothea geboren. Nachdem ihr Mann eingezogen und an die Front geschickt worden war, übernahm Hildegard Flügge die pfarramtlichen Dienste selbständig, legte im Mai 1944 ihr zweites Examen ab – normalerweise war dies verheirateten Theologinnen nicht gestattet – und wurde ordiniert. Im Januar 1945 floh sie mit ihrer Tochter nach Mecklenburg. Ab 1946 wirkte sie zwei Jahrzehnte in Rehfelde/Kreis Strausberg, allerdings „ohne je einen Pfennig dafür zu bekommen“, wie ihre Tochter im Interview erzählte. Ihre Mutter habe es gestört, dass man ihr nach dem Krieg erklärt habe, dass die Zeit der Not nun vorbei sei und für sie als ordinierte Theologin darum nur die Rolle der Pfarrfrau infrage käme, aber nicht



der Beruf einer Pastorin. Anders als für ihre Freundin Ilse Bölte, deren Mann im Krieg geblieben war, und die darum als Witwe selbständig eine Gemeinde leiten durfte. Den Talar habe sich ihre Mutter 1945 übrigens selber genäht – für eine verheiratete Theologin war das Tragen des Talars nicht vorgesehen. In all den Jahrzehnten hielt ihre Mutter dennoch Gottesdienste, feierte Abendmahl und taufte. „Ich bin ordiniert mit dem Segen Gottes – das kann mir keiner nehmen!“, so habe sie immer wieder geäußert.

Ihre Tochter Dorothea Flügge legte 1964 ihr erstes Examen ab und heiratete ihren Kommilitonen Dietrich Hallmann. Das Vikariat absolvierte sie nicht, „weil sie als verheiratete Frau damals keine Chance hatte, Pastorin zu werden“. Wie ihre Mutter habe sie als theologisch ausgebildete Pfarrfrau unentgeltlich an der Seite ihres Mannes mitgearbeitet, erst in Rathenow und später in Hohennauen. Sie hielt Gottesdienste, nahm am Pfarrkonvent teil und taufte – im schwarzen Kostüm. Für die Menschen sei sie „Frau Pastor“ gewesen, eben die Frau des Pfarrers. Auf Anraten ihrer Freunde absolvierte sie schließlich 1988 das zweite Theologische Examen – mit 49 Jahren – und wurde ordiniert, endlich war dies auch für eine verheiratete Frau möglich. Das Predigerseminar und das Vikariat habe man ihr erlassen, schließlich sei sie ja faktisch seit einem Vierteljahrhundert pfarramtlich tätig gewesen. Als ihr Mann 1990 zum Superintendenten von Cottbus berufen wurde, wurde sie mit ihm gemeinsam eingeführt, als Pfarrerin an St. Nikolai.

Rajah Scheepers



Gerlinde Strohmaier-Wiederanders

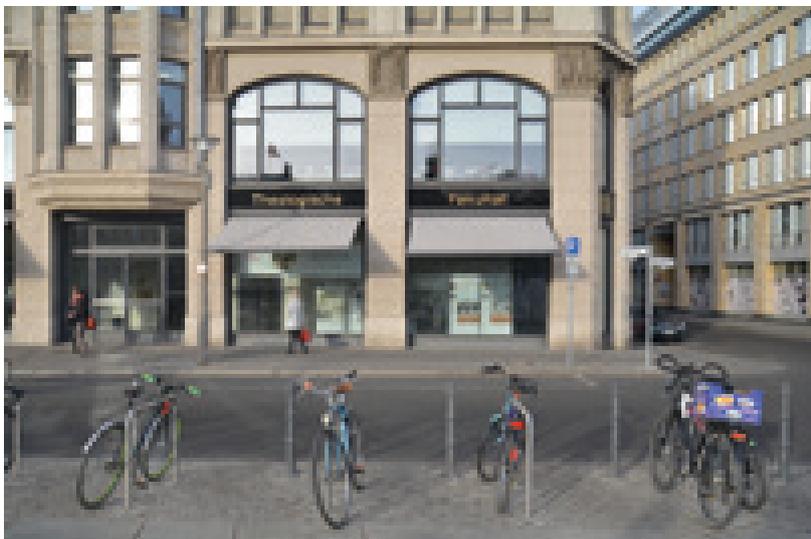
Frauen lehren Theologie

Der Frauenanteil in der Evangelischen Theologie ist einer der geringsten unter den Geisteswissenschaften. Liegt der deutschlandweite Frauenanteil bei den Theologiestudierenden inzwischen bei 59 Prozent, sind es bei den Promotionen nur noch 44 Prozent und bei den Professuren nicht mal ein Viertel, nämlich 24,3 Prozent, das heißt der Anteil der Männer in der Professorenenschaft liegt demnach bei 75,7 Prozent.

Wiewohl in Berlin bereits seit den 1920er-Jahren die ersten Frauen in Evangelischer Theologie promoviert wurden, dauerte es bis 1992, ehe die erste Theologin zur Professorin in Berlin berufen wurde: Gerlinde Strohmaier-Wiederanders. Weder in der Zeit der Weimarer Republik noch in der Zeit des Nationalsozialismus hatte es an der Theologischen Fakultät Professorinnen gegeben. Auch an der Kirchlichen Hochschule der Bekennenden Kirche in Berlin-Zehlendorf lehrte keine Frau.

Die erste Professorin an der Theologischen Fakultät war die Philosophin Liselotte Richter, eine Kierkegaard-Spezialistin. Sie habilitierte sich als erste Frau in Deutschland an der Humboldt-Universität im Fach Philosophie, wurde dann aber 1951 Professorin für Religionsphilosophie an der Theologischen Fakultät. Weder in Ost-Berlin, wo man Theologie an der „Sektion Theologie“ an der Humboldt-Universität oder am Sprachenkonvikt studieren konnte, noch in West-Berlin an der Kirchlichen Hochschule oder am Institut für Evangelische Theologie der Freien Universität hatte es eine Theologin auf einer Professur gegeben.

Im Folgenden soll Gerlinde Strohmaier-Wiederanders, die erste berufene Theologin auf einer theologischen Professur in Berlin, vorgestellt werden: Geboren im Dezember 1941, aufgewachsen in Prenzlauer Berg, absolvierte sie nach dem Abitur zunächst eine Ausbildung als Technische Hilfskraft.



Theologische Fakultät in
der Burgstraße 26



Das einzige ihr erlaubte Studienfach war evangelische Theologie, weswegen sie dieses Studium an der Humboldt-Universität aufnahm. Sie spezialisierte sich während des Studiums auf Christliche Archäologie und Kulturgeschichte. Bei ihrem Lehrer Alfred Raddatz schrieb sie ihre Doktorarbeit und erhielt eine Stelle als Assistentin. Lange Zeit war sie die einzige Frau an der „Sektion Theologie“. Ihr Vikariat absolvierte sie bei einer der ersten Pastorinnen Berlins, bei Sieghild Jungklaus in Pankow. Die Ordination wurde Gerlinde Strohmaier-Wiederanders versagt, da sie an der „Sektion“ beschäftigt gewesen war. Sie erinnert sich noch gut an die Diskussionen im Vikariat um die „Zölibatsklausel“: Warum die Verheiratung einer Frau das Ruhen der in der Ordination verliehenen Rechte nach sich zog, habe sich damals weder ihr noch ihren Kommilitonen erschlossen.

An der Berliner Fakultät wurde 1959 Rosemarie Müller-Streisand habilitiert und 1965 zur Dozentin ernannt. Mit der sogenannten „Promotion B“ wurden auch Ilse Bertinetti, Käthe Gäde, Brigitte Kahl und Gerlinde Strohmaier-Wiederanders habilitiert. An der Kirchlichen Hochschule in Zehlendorf wurde 1986 Elke Axmacher habilitiert, die 1992 Professorin für Evangelische Theologie und Didaktik in Bielefeld wurde. Am Sprachenkonvikt war Dr. Ilse von Loewenclau – auch Pfarrerin in Falkensee – Dozentin des Kirchlichen Lehramtes für Altes Testament. Sie hat das Amt einer Professorin ohne Titel ausgeübt. Gerlinde Strohmaier-Wiederanders erinnert sich noch lebhaft an die 1970er-Jahre, als der Frauenanteil unter den Studierenden an der „Sektion“ immer weiter gestiegen sei, während der Männeranteil aufgrund der Kriegsdienstverweigerer, denen das Studium an einer staatlichen Universität verboten gewesen war, am kirchlichen Sprachenkonvikt zugenommen habe.

Nach der deutschen Vereinigung wurde das Sprachenkonvikt 1991 mit der sich erneuernden Theologischen Fakultät fusioniert, 1993 wurde dort auch die Kirchliche Hochschule Berlin-Zehlendorf integriert. 1992 wurde Gerlinde Strohmaier-Wiederanders dort zur Professorin berufen. Die erste weibliche Dekanin an der theologischen Fakultät der Humboldt-Universität war die Kirchenhistorikerin Prof. Dr. Dorothea Wendebourg. Heute arbeiten an der Theologischen Fakultät zwei Professorinnen, Prof. Dr. Judith Becker in der Mittleren und Neueren Kirchengeschichte/Reformationsgeschichte und Prof. Dr. Ruth Conrad auf der Professur Homiletik/Liturgik und Kybernetik.

Rajah Scheepers

Hildegard Hoffmann, geb. von Knorre

Ihr Werdegang ist etwas ungewöhnlich. 1937 im Baltikum geboren, entschied sie sich als Abiturientin, Theologie zu studieren und ging so zum Studium zunächst nach Jena (1955–1957) und anschließend nach Berlin an die Humboldt-Universität, wo sie bis 1960 studierte. Die Ungerechtigkeit und Ungleichbehandlung habe sie lachend zur Kenntnis genommen, so erzählt sie im Interview. Bereits nach einem Jahr Vikariat absolvierte sie 1961 bei der Berlin-Brandenburgischen Kirche das zweite Examen. Um eine Wohnung zu bekommen, hatten sie und ihr Mann nämlich standesamtlich geheiratet, in der Hoffnung, dass sie ohne „richtige“, das heißt kirchliche Trauung, ins Vikarinnenseminar nach Potsdam dürfte, was verheirateten Frauen verwehrt war. Doch daraufhin ließ der zuständige Oberkirchenrat sie umgehend examinieren, um ihr keinen Grund mehr zu bieten, nicht kirchlich zu heiraten. Da sie im September 1961 geheiratet hatte, war ihr klar, dass sie kein Pfarramt übernehmen durfte. Übrigens fand sie das damals nicht aufregend, weil ihr Mann auch Theologe war und ihr daher ein gemeinsames Pfarramt als selbstverständlich erschien. Bereits als Vikarin in Oranienburg hatte sie einen Talar getragen und der dortige Superintendent hätte sie gerne dort behalten, aber als verheiratete Frau konnte sie nach den damaligen Gesetzen nicht ordiniert werden. Nach dem zweiten Examen erhielt sie nur das Zeugnis mit den Zensuren – ohne den Schlusssatz „haben wir ihm die Befähigung zur Anstellung im geistlichen Amt zuerkannt.“

Sie arbeitete sowohl in der Jugendarbeit als auch katechetisch, und wenn es nottat, vertrat sie ihren Mann im Pfarramt. Dieser wurde 1965 an den Brandenburger Dom berufen, verbunden mit einer Stelle als Studieninspektor am Predigerseminar. Um ihn zu entlasten, zog Hildegard Hoffmann von nun an sonntags öfters ihren Talar an und hielt selbstverständlich Gottesdienste und Amtshandlungen. Als ihr Superintendent zufällig einen ihrer Gottesdienste besuchte, sagte er ihr schmunzelnd, dass sie ihm das vorher hätte sagen können. Beschäftigt war sie in dieser Zeit stundenweise als Hilfskatechetin. Als ihr Mann 1973 nach Berlin zum Kunstdienst der Evangelischen Kirche der Union wechselte, blieb sie wegen der drei Kinder in Brandenburg, und vertrat ihren Mann im Pfarramt. Inzwischen wurde in der Brandenburger Kirche das zweite Theologische Examen als B-katechetische Prüfung anerkannt. In der Zusammenarbeit mit den Katechetinnen des Kirchenkreises empfand sie die Spannung zwischen den ordinierten Amtsträgern und den anderen Mitarbeitern als belastend. Aus diesem Grund lehnte sie für ihre Person die Ordination ab. Sie konnte sie mit ihrer Sicht auf das allgemeine Priestertum nicht vereinbaren.

Seit 1988 wirkte sie in der Gnadengemeinde (Chausseestr. in Berlin Mitte), offiziell als Katechetin und faktisch als gleichberechtigte Mitarbeiterin mit dem dortigen ordinierten Pastor. Ab 2000 unterstützte sie ihren Mann in seiner Ruhestandsbeschäftigung im Verein Kultur und Kirche am Weg in Dannewalde bei Gransee. Ihren letzten Gottesdienst hielt sie dort Pfingsten 2018. Sie selber sagt über sich: „Ich habe immer gemacht, was ich wollte!“

Rajah Scheepers

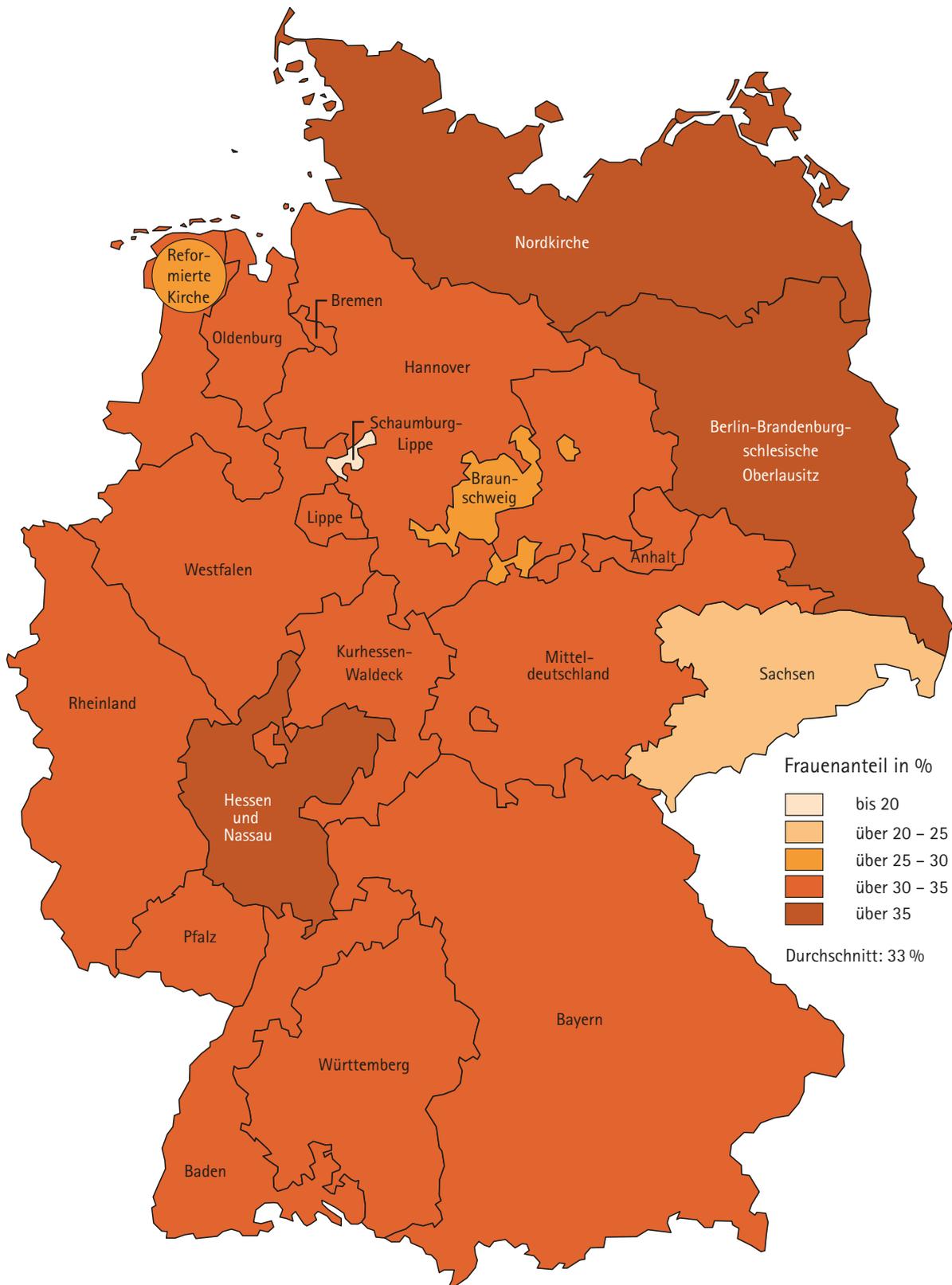


Angelika Obert

Der größte Widerstand, den ich zu überwinden hatte, war ein innerer: Mein Großvater, engagierter Pfarrer im Kirchenkampf, war strikt gegen die Frauenordination. Da er als Nazi-Gegner der ersten Stunde das unüberbietbare Über-Ich für die ganze Familie blieb, kam es mir lange Zeit schlechterdings unmöglich vor, als Frau eine Kanzel in Anspruch zu nehmen. Es bedurfte vieler Umwege – Germanistikstudium, Schauspielschule, allerhand Jobs, auch journalistischer Art – bis ich, schon Anfang 30, klar sah: Ja, ich werde Pfarrerin. Danach ging alles erstaunlich schnell: Nach dem theologischen Examen 1983 (ein Staatsexamen in Evangelischer Theologie hatte ich schon) führte mich bereits das Spezialvikariat 1984 in den Evangelischen Rundfunkdienst. Nur bekam ich dann als unverheiratete Frau einen Sohn. Konnte ich da noch ordiniert werden? Die Kirchenleitung in West-Berlin entschied: Ja. Am 22. November 1986 wurde ich in der Philippus-Gemeinde in Berlin-Schöneberg von Bischof Martin Kruse ordiniert und als Pfarrerin im Entsendungsdienst in den Evangelischen Rundfunkdienst berufen. Im Februar 1989 trat ich dort die Nachfolge von Pfarrer Joachim Schönburg an. Das war den Zeitungen eine Meldung wert: „Neue Rundfunkbeauftragte. Erstmals übernimmt eine Frau das Kirchenamt.“ Dabei war ich zu diesem Zeitpunkt noch die zweite Pfarrerin im damals personell gut ausgestatteten Evangelischen Rundfunkdienst Berlin. Allerdings wurde der Leiter des Rundfunkdienstes Helmut Giese bald sehr krank, so dass ich ihn seit 1992 zu vertreten hatte und 1994 dann auch zur Leiterin des Evangelischen Rundfunkdienstes berufen wurde. Die zweite Pfarrstelle wurde danach mit Aufgaben für den privaten Rundfunk besetzt. Ich war in den frühen 90er-Jahren nicht nur die einzige weibliche Rundfunkbeauftragte, sondern auch die einzige, die für zwei Landesrundfunkanstalten zuständig war: für den Sender Freies Berlin (SFB) und für den Ostdeutschen Rundfunk Brandenburg (ORB). Natürlich war ich von Anfang an bemüht, möglichst viele Frauen in die Rundfunkarbeit einzubinden. Auch sonst fand in der Rundfunkarbeit in den 90er-Jahren ein Umbruch statt: Hatte ich zunächst einsam in einer ausführlich debattierenden Alt-Männerrunde gesessen, kamen mit der neuen Generation immer mehr Frauen dazu, zunächst 1996 Heidrun Dörken in Frankfurt und Andrea Schneider als Beauftragte der Freikirchen. Gemeinsam arbeiteten wir an der Herausforderung, im Wandel der Medienlandschaft Schritt zu halten und den journalistischen Gegebenheiten in den elektronischen Medien gerecht zu werden. Für mich als Rundfunkbeauftragte in Berlin und Brandenburg (später auch schlesische Oberlausitz) waren die Erfahrungen, die sich aus der Vereinigung ergaben, das spannendste und zunächst auch schwierigste Arbeitsfeld. Nicht selten waren die Kollegen, die in der DDR ausgeharrt hatten und an der friedlichen Revolution beteiligt waren, zunächst misstrauisch gegenüber der „Frau aus dem Westen“, die ihre Texte „zensierte“. Trotzdem überwiegen in der Erinnerung die herzlichen und vertrauensvollen Begegnungen mit den ostdeutschen Kolleginnen und Kollegen. Im schwierigen Prozess der Personaleinsparungen, die damals nötig wurden, sowie in der ebenfalls schwierigen Auseinandersetzung um die Einführung des christlichen Privatsenders „Radio Paradiso“ habe ich meine damalige Chefin im Konsistorium Dr. Frauke Hansen-Dix als ausgesprochen fair und hilfreich erlebt.

Die Fragen stellte Christina-Maria Bammel





Theologen und Theologinnen im aktiven Dienst 2009

Studentinnen von Heute



**Magdalena
Bredendiek**

Warum hast Du angefangen, Theologie zu studieren?

Im Rahmen meines Erststudiums, der Romanistik, habe ich mein Latein nachgeholt. Schnell wurde mir klar, dass ich die kirchlichen Texte nicht nur übersetzen, sondern auch die Glaubensinhalte tiefer überdenken wollte. Also entschloss ich mich, erst einmal als Experiment, es mit der Theologie zu versuchen – und nun bin ich begeistert und möchte nicht mehr aufhören.

Wusstest Du vor Deiner Mitarbeit an der Ausstellung von dem steinigen Weg der Theologinnen ins Amt?

Obwohl ich natürlich von der Unterdrückung der Frauen gehört hatte, waren mir die Dimensionen der Probleme und Vorurteile, mit denen



**Ada-Julie
Görne**

Warum hast du angefangen, Theologie zu studieren?

Ich habe mir ein Studienfach gesucht, das mit meinem Hauptfach Archäologie harmonisierte, mich jedoch auch unabhängig davon faszinierte. Da ich die evangelische Kirche damals gerade erst für mich „entdeckt“ hatte, wollte ich unbedingt mehr über sie und ihre Geschichte herausfinden. Und natürlich, um mit anderen Studenten über deren Gottesbilder zu diskutieren! ;)

Wusstest du vor deiner Mitarbeit an der Ausstellung von dem steinigen Weg der Theologinnen ins Amt?

Nein, überhaupt nicht! Ich fand es nur immer schön, dass wir, im Gegensatz zur katholischen Kirche, weibliche Geistliche haben. Und als



**Rebecca
von Waechter-Spittler**

Warum hast Du angefangen, Theologie zu studieren?

Das Studium hat mich aufgrund der wissenschaftlichen Erarbeitung von theologischen Thematiken interessiert. Der potentielle Weg ins Pfarramt ist mit dem Wunsch verbunden Theologie zu prägen, die mit queertheoretischen Perspektiven im Gespräch ist und einen offenen Raum für alle Menschen in der Kirche mitgestaltet.

Wusstest Du vor Deiner Mitarbeit an der Ausstellung von dem steinigen Weg der Theologinnen ins Amt?

Ja, durch Eigeninteresse habe ich mich in einzelne Punkte bereits im Laufe meines Studiums eingelesen. Aus dieser Beschäftigung entspringt mein Engagement für das Projekt.

die Theologinnen konfrontiert waren, nicht bewusst. Nichts von der Gleichberechtigung, die ich bisher als Frau in der Theologie erleben durfte, ist selbstverständlich – alles wurde hart erkämpft. Aus der Dankbarkeit für das bereits Erreichte, wächst aber auch der Tatendrang, hier noch nicht aufzuhören, sondern die volle Gleichstellung zu erlangen.

Findest Du, dass Frauen und Männer heutzutage gleichberechtigt in der Kirche sind?

In meiner Kirchengemeinde beispielsweise nehme ich das Miteinander als vollkommen gleichberechtigt wahr. Im größeren Rahmen sieht es da schon anders aus: Ob es um Bischöfe, Hochschuldozierende oder Frauen in Führungspositionen geht – die Gleichberechtigung im großen Stil ist noch nicht erreicht. Besonders im Ausland erlebe ich oft Ablehnung oder zumindest große Skepsis gegenüber Frauen, die Pfarrerinnen sind oder werden wollen.

Was wünschst Du unserer Kirche in dieser Hinsicht für die Zukunft?

In der evangelischen Kirche muss es zur Normalität werden, dass Frauen in allen Positionen und Bereichen angemessen vertreten sind. Und ich würde mir wünschen, dass Diakoninnen, Pfarrerinnen und Bischöfinnen auch in den anderen christlichen Konfessionen anerkannt und akzeptiert werden.

ich dann vor zwei Jahren von einer Pfarrerin getauft wurde, war das für mich absolut natürlich und wunderbar.

Findest du, dass Frauen und Männer heutzutage gleichberechtigt in der Kirche sind?

Ui, schwierige Frage. Also ich habe es bisher so empfunden, dass Männer und Frauen in Berlin weitestgehend gleichberechtigt sind. Das erlebe ich immer wieder in meiner eigenen Gemeinde, beim Rundfunkgottesdienst oder bei verschiedenen Gottesdienst-Besuchen in anderen Kirchen.

Über die Lage in anderen Regionen Deutschlands bin ich viel zu wenig informiert, als dass ich mir da eine Meinung bilden könnte.

Was wünschst du unserer Kirche in dieser Hinsicht für die Zukunft?

Einfach Offenheit! Offen zu sein für Veränderungen, für „Experimente“ und für Mal-etwas-Neues-wagen macht vieles unkomplizierter und so wird es auch für Gott leichter, seine Kirche noch zu verbessern.

Findest Du, dass Frauen und Männer heutzutage gleichberechtigt in der Kirche sind?

Ich finde, dass diese Problematik gut mit der Spannung der Wörter Gleichberechtigung und Gleichstellung auszudrücken ist. Ich nehme wahr, dass Männer und Frauen in der evangelischen Kirche durchaus gleichberechtigt sind (i.e. sie haben theoretisch die gleichen Chancen). Aber eben nicht, dass sie gleichgestellt sind, also eine Ergebniseinheit besteht. Ähnlich wie im gesamtgesellschaftlichen Kontext ist wahrzunehmen, dass rechtliche Gleichberechtigung nicht zur faktischen Gleichstellung führt. Auch wenn manche Landeskirchen in der Gleichstellung schon weiter vorangeschritten sind als andere.

Was wünschst Du unserer Kirche in dieser Hinsicht für die Zukunft?

Ich wünsche mir mehr queere und feministische Perspektiven in der Kirche, die alte Strukturen kritisch hinterfragen und historische Aufarbeitung fördern. Ich wünsche mir, dass die Kirche weiterhin einen Beitrag zu einer offenen Gesellschaft leistet, sich selbst für marginalisierte Gruppen öffnet und sich einsetzt in der Gesellschaft, Sexismen und andere Formen von Diskriminierung abzubauen.

Kurt Schaf sagte mir bei der Besprechung, Diak. Dienr hätte mir ihnen angefragt, wie wir denn doch wohl nicht zum Talas ordiniert! Ja wir beide - mit Hinweis von Schaf - dem Talas anzu-

gen, rief Schaf mir, "Schließen Sie das mit Diak. Dienr"! Dies geschah auf irgendeine Weise. Wie berichtet mir Dienr, daß wir abends zu Diak. Dienr aufsuchen wollten. Die beiden Frauen wüs. den Frau Diak. Dienrs Gesellschaft leisten, während Dienr als Leiter des Projekt und bekannte Theologe Diak. Dienrs Klare machen würde, daß der Talas bei mir ein "Lithurgischen Gründen" ein Klipp sei. Demnächst hatte mir ein rotes und ich ein graues Kleid zur Verfügung. Es sei doch notwendig, daß wir an diesen Kleidern zur Ordination erschienen. Wie Dienrs Gespräch von einzelnen Reden ist, weiß ich nicht. Jedenfalls hat der Diak. Dienr überzeugt! Wie haben oft festgestellt, daß fragwürdige Argumente auch bewirken als nachher geschildert! Wir hatten dabei mächtigen Spaß.

Es war dann schon eigenartig, als wir an dem eisigen Winterabend über die glatten Straßen nahe dem geheim verpackt mit der RZ Sachsenhausen zur Kirche schritten, ein derartiges Hin und Her, daß wir uns am übertragenden Hinein auf "Glatteis" bewegten. Demnächst eine Ordination etc. ja für die 3K verboten

V. Lebensbilder

Immatrikulationseintrag von Agnes Harnack – vor ihrem Namen steht ein „F“ für Frau

100	Sohn Maria	Dominiandog	weib	+ Harnack		4 " 16 B. P.
101	Gerd Göttsch	Sohn	weib	gpf. tüchtig		10. 11. 09
102	Konrad Pfeiffer	St. Klein Bismarckstr.	weib	Metall- arb. 702		
103	Agnes Harnack	Prof. Harnack Pfeifferstr.	weib	theoret. Pfeifferstr.		11. 5. 12
104	Karl Pfeiffer	Frankfurt/Main Bismarckstr.	weib	Lehrstuhl Metallarb.		11. 5. 12
105	Gerd Göttsch	Sohn Harnack	weib	gpf. tüchtig		10. 11. 09

Dr. Dr. h.c. Agnes von Zahn-Harnack

Agnes Harnack wurde 1884 in Gießen geboren. Da ihr Vater, der Theologe Adolf Harnack, 1888 an die Friedrich-Wilhelms-Universität (FWU) in Berlin berufen wurde, besuchte Agnes Harnack eine Mädchenschule in Berlin-Charlottenburg. Anschließend begann sie eine Ausbildung als Lehrerin für mittlere und höhere Mädchenschulen – damals der einzige „geisteswissenschaftliche“ Beruf, zu dem Frauen Zugang hatten. Ebenso war das Examen einer der höchstmöglichen Abschlüsse für Frauen. Sie begann als Lehrerin zu arbeiten und bereitete sich ab 1906 privat, gemeinsam mit zwei Freundinnen, auf das Abitur vor, welches sie 1908 als Externe an einem Berliner Realgymnasium ablegte.

Nach teils heftigen Widerständen waren in Bayern, Baden, Württemberg, Sachsen, Thüringen und Hessen seit 1903 Frauen zum Studium an Universitäten zugelassen. Ab 1908 war dies nun auch an preußischen Universitäten möglich. Agnes Harnack trug sich noch im selben Jahr als erste Studentin mit der Matrikelnummer 5252 an der FWU ein. Sie studierte an der Philosophischen Fakultät Philologie und Philosophie.

Um ihre Fähigkeiten im wissenschaftlichen Arbeiten wahrhaftig unter Beweis zu stellen, wurden die Studienjahre von Frauen zu jener Zeit oft mit der Promotion beendet. Agnes Harnack promovierte sehr erfolgreich an der Königlichen Universität Greifswald (denn die FWU ließ nur Studierende mit einem humanistischen Abitur zur Promotion zu) und erhielt ihre Doktorurkunde am 31. Juli 1912.

Agnes von Harnack¹ setzte sich für mehr Rechte und gleiche Bildungschancen für Frauen ein. Sie war dabei streng und forderte von ihren weiblichen Mitstreiterinnen genauso viel Gehorsam und Disziplin wie von den Männern; dies galt noch mehr in Kriegszeiten. Nachdem 1918 das Frauenwahlrecht eingeführt worden war, kritisierte von Harnack stark, dass die Frauen noch gar nicht genügend gebildet seien, um dieser hohen Verantwortung gerecht zu werden. Sie forderte daher unter anderem eine Verlängerung der Schulzeit und bessere Fortbildungschancen für Frauen.

1919 heiratete sie den Juristen Karl von Zahn und wurde Mutter von drei Kindern. Sie war weiterhin aktiv für Frauenrechte tätig und war Mitbegründerin des Deutschen Akademikerinnenbundes und Vorsitzende des Bundes Deutscher Frauenvereine. Wenn sie auch keine Theologin war, so verband die doch den Protestantismus stark mit der Frauenbewegung und forderte auch in den Kirchen mehr Partizipationsmöglichkeiten für Frauen.

1949 wurde ihr von der Universität Marburg die Ehrendoktorwürde für ihr Engagement verliehen. Sie verstarb 1950 in Berlin.

Magdalene Bredendieck

19. Juni 1884

Geboren in Gießen als Tochter des Theologen Adolf von Harnack (1851–1930) und Amalie Thiersch (1858–1937)

1890–1900

Besuch von Höheren Mädchenschulen in Berlin-Charlottenburg

1900–1903

Ausbildung zur Lehrerin für mittlere und Höhere Mädchenschulen

Ab 1903

Lehrerin an einer höheren Töchtererschule in Berlin-Charlottenburg

1908

Externes Abitur

6. Oktober 1908

Eintrag als erste Frau in die Immatrikulationslisten der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin

1908–1912

Studium der Germanistik, Anglistik und Philosophie; Abschluss: Promotion zum Dr. phil.

1919

Heirat mit dem Ministerialrat beim Reichsarchiv in Potsdam, Karl von Zahn (1877–1944), drei Kinder

ab 1919

Schriften zur Frauenbewegung, zu kirchlichen und theologischen Fragen und zu gesellschaftspolitischen Problemen

¹ Adolf Harnack wurde 1914 geadelt, seitdem hieß die Familie von Harnack.

1926

Mitbegründerin des Deutschen Akademikerinnenbundes (DAB), der die universitäre Frauenbildung förderte

1928

Monographie: „Die Frauenbewegung. Geschichte, Probleme, Ziele“

1931

Vorsitzende des Bundes Deutscher Frauenvereine

1936

Biografie ihres Vaters Adolf von Harnack

1939–1945

Unterricht für Kinder jüdischer Abstammung, denen der Schulbesuch offiziell verboten war

1949

Ehrendoktorwürde der Theologischen Fakultät der Philipps-Universität Marburg in Anerkennung ihres Engagements „im Geiste eines freien und entschiedenen Protestantismus und in wahrhaft evangelisch-sozialer Gesinnung“

22. Mai 1950

Gestorben in Berlin



Ilse Kersten

„... dass es manche Arbeit gibt, zu der eine Frau vielleicht geeigneter wäre als ein Mann.“

Ilse Kersten war 1920 die erste Frau in Berlin, die ein theologisches Fakultätsexamen ablegte. Da die Kirchen keine Frauen zum theologischen Examen zuließen, beantragten zehn Berliner Theologinnen an der Friedrich-Wilhelms-Universität die Examenszulassung. Der Dekan der Fakultät, Adolf von Harnack, erkannte den Antrag als berechtigt und prüfte die Frauen, allen voran Ilse Kersten. Sie veröffentlichte im selben Jahr einen Aufsatz in der Zeitschrift „Die christliche Welt“, in dem sie sich für die Frauenordination einsetzte. Sie schrieb, dass es „manche Arbeit gibt, zu der eine Frau vielleicht geeigneter wäre als ein Mann.“ Sie forderte die Einrichtung eines Frauenamtes aufgrund der veränderten kirchlichen Realität und übte Kritik am Amt der Pfarrgehilfin, welches den Pfarrer dazu ermuntere, gerade die Arbeit, die er am wenigsten gern tue, von sich abzuwälzen.

Nach dem Examen arbeitete sie in verschiedenen Berliner Gemeinden als Pfarrgehilfin und absolvierte ein inoffizielles Vikariat bei Pfarrer Albrecht Kaiser. Er bescheinigt ihr: „Ich habe Fräulein Ilse Kersten ausgebildet, wie es sonst im männlichen Vikariat geschieht. Ich darf versichern, dass die Eindrücke dieses inoffiziellen Vikariatsjahres denen des offiziellen entsprechen.“

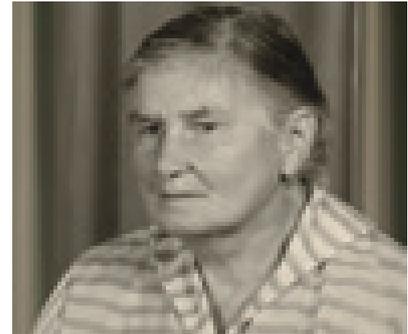
Von 1932 bis 1945 wirkte Ilse Kersten als Pfarrvikarin in der Kapernaumgemeinde in Berlin-Wedding. Sie war Mitglied des Bruderrates der Bekennenden Kirche und gehörte zur Widerstandsgruppe um den Gefängnispfarrer Harald Poelchau. Die Gruppe half untergetauchten Regimegegnern und verfolgten Juden. Sie vermittelten ihnen Arzt- und Krankenhausbesuche und organisierte Bezugsscheine für Lebensmittel. Dora Mechur, ein Mitglied dieser Gruppe, erinnert sich: „In Ilse Kerstens Wohnung fanden wöchentliche Bibelkreise statt und am Schluss wurden wir unterrichtet über die aktuellen Geschehnisse. Wir erfuhren von Verhaftungen christlicher und jüdischer Geistlicher, von Hinrichtungen, von Konzentrationslagern und vielem anderen mehr. Alle Teilnehmer waren treue Widerstandskämpfer. Eine einzige Anklage hätte uns alle ins KZ gebracht.“

Von der Bekennenden Kirche wurde Ilse Kersten durch Präses Gerhard Jakobi 1936 zur Pfarrerin eingeseget. Nach dem Krieg arbeitete sie als Pfarrvikarin in Berlin-Kladow.

Marita Lersner



Hier geht's zum Video



11.9.1893

Geboren in Mewe, Kreis Marienwerder/Westpreußen

1920

Erstes Theologisches Examen an der Friedrich-Wilhelms-Universität, Berlin

1929

1. Theologisches Examen durch das Konsistorium, Berlin

1932–1943

Pfarrgehilfin in der Kapernaumgemeinde, Berlin-Wedding

2.7.1936

Einsegnung in der Bekennenden Kirche durch Präses Gerhard Jakobi

1943–1946

Pfarrvikarin in der Evangelischen Frauenhilfe Berlin

1946–1954

Pfarrvikarin in Berlin-Kladow

24.10.1967

Gestorben in Berlin

A B S C H R I F T,
an W.O.I. 1920./20.

Berlin, 31. März 1920.

Theologische Fakultät:
an der Friedrich-
Wilhelms-Universität

Konsistorien:
Die evangelischen
Landeskirchen
verwehrten Frauen das
kirchliche Examen

Frl. I. Kersten:
Ilse Kersten absolvierte
am 27. März 1920
ihr Erstes Theo-
logisches Examen

Harnack:
Der Kirchenhis-
toriker Adolf von
Harnack war Dekan
der Theologischen
Fakultät der Friedrich-
Wilhelms-Universität

Das Ministerium beehrt sich durch demnach zu erör-
tern, daß die Theol. Fakultät der Evangelischen Theologie stu-
dierenden Frauen, die von ihr ein Abschlußzeugnis ihrer theo-
logischen Studien erlangen (da die Konsistorien ihnen sol-
che nach dem bestehenden Verfahren, es nicht erteilen), geant-
wortet ist, daß die diesen Wunsch entsprechende Ver-
sicherung für gerechtfertigt hält.

Demgemäß hat die Theol. Fakultät am 27. d.M. die
erste solche Prüfung mit einer Pause abgehalten (Frl. Kersten,
Tochter des Ober-Prof., -Berichterst. Kersten), die sie nach mit
dem Resultat "im Ganzen gut" bestanden hat.

In Bezug auf die Form des Examen hat sich die Theol.
Fakultät an die Form des ersten theologischen Examen für
Männer genau angeschlossen. Die Examinanda hat hiesige
schriftliche wissenschaftliche Arbeiten anfertigen, mehrere
Flussarbeiten leisten und auch eine Predigt und Katechese
ausarbeiten müssen. Die mündliche Prüfung geschah vor der von
der Fakultät eingesetzten Examenkommission, der vier Mitglie-
der angehören.

Ad. v. Harnack,
Dekan.

An das Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung.

8

Dr. lic. Elisabeth Bornkamm, geb. Zinn

„Dienerin am Wort“

Elisabeth Zinn wurde 1908 in Berlin als Tochter von Dr. Wilhelm Zinn und seiner Frau Clara geboren. 1927 legte sie das Abitur ab. Seit ihrer Jugend war Elisabeth Zinn eine Freundin und Vertraute von Dietrich Bonhoeffer. In den folgenden fünf Jahren studierte sie Theologie und Philosophie in Berlin und Tübingen. Nur wenige Tage nach ihrem ersten Theologischen Examen promovierte Elisabeth Zinn 1932 über die Theologie Friedrich Christoph Oetingers.

Seit 1911 hatten Frauen an der Theologischen Fakultät in Berlin das Recht zu promovieren. Die erste in Berlin promovierte Theologin war Anna Stange. Sie promovierte 1925 bei Adolf von Harnack über „Celsus und Origenes“. Bis 1945 erlangten in Berlin insgesamt acht Frauen den theologischen Doktorgrad. Des Weiteren gab es auch Ehrenpromotionen für Frauen, so wurde zum Beispiel Berta Gräfin von der Schulenburg für ihr sozialdiakonisches Engagement mit der Verleihung eines Dokortitels ehrenhalber gewürdigt.

Nach dem zweiten Theologischen Examen 1933 wurde Elisabeth Zinn vom Konsistorium als „Dienerin am Wort“ begrüßt und von der Bekennenden Kirche angestellt. Die Bekennende Kirche widersetzte sich den dem Nationalsozialismus nahestehenden Deutschen Christen und stellte sich gegen die Gestaltung einer Reichskirche. Auch wenn der verfassungsrechtliche Status der Bekennenden Kirche unklar blieb, war man sich einig im Widerstand gegen die Reichskirche der Deutschen Christen und unterstützte die Barmer Theologische Erklärung. In Preußen entwickelte sich die Bekennende Kirche unter Berufung auf kirchliches Notrecht dahingehend, dass bezüglich Verwaltung, Pfarrerausbildung, Dienstrecht und Finanzen eine eigene Kirchenstruktur entstand.

Als Lehrvikarin der Bekennenden Kirche erteilte Elisabeth Zinn in der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche unter anderem Unterricht für junge jüdische Frauen, die durch die Taufe versuchten, ihr Leben zu retten. Am 2. Juli 1936 erfolgte in Dahlem im Rahmen der ersten Einsegnungen von Frauen in der Provinz Berlin/Brandenburg die Einsegnung von Elisabeth Zinn zur Vikarin durch Pfarrer Gerhard Jacobi von der Bekennenden Kirche. Sie war eine der ersten neun Vikarinnen, die von Jacobi in der Jesus-Christus-Kirche in Berlin-Dahlem eingesegnet wurden. Auch wenn Jacobi stets von „Einsegnungen“ sprach, entsprach das Gelübde der Vikarinnen weitgehend dem der ordinierten Männer. Mit der Einsegnung wurde auch eine zölibatäre Lebensweise verlangt, so dass bei Heirat das Arbeitsverhältnis endete. Das Amt der Vikarinnen beschränkte sich allerdings auf die Zuarbeit für Pfarrer. So durften sie zum Beispiel Konfirmandenunterricht erteilen, aber selbst nicht konfirmieren.

1908

Geboren in Berlin

1927

Abitur in Berlin

1927–1932

Studium der Theologie und Philosophie in Berlin und Tübingen

1932

Erstes Theologisches Examen und Promotion

1933

Zweites Theologisches Examen

1933–1938

Gemeindearbeit in Berlin

1934

Zweite Vorsitzende des Verbandes Evangelischer Theologinnen Deutschlands

1936

Einsegnung in Berlin-Dahlem

1938

Heirat mit Pfarrer Günther Bornkamm

Seit 1945

Ehrenamtliche Arbeit als Theologin

1995

Gestorben in Heidelberg

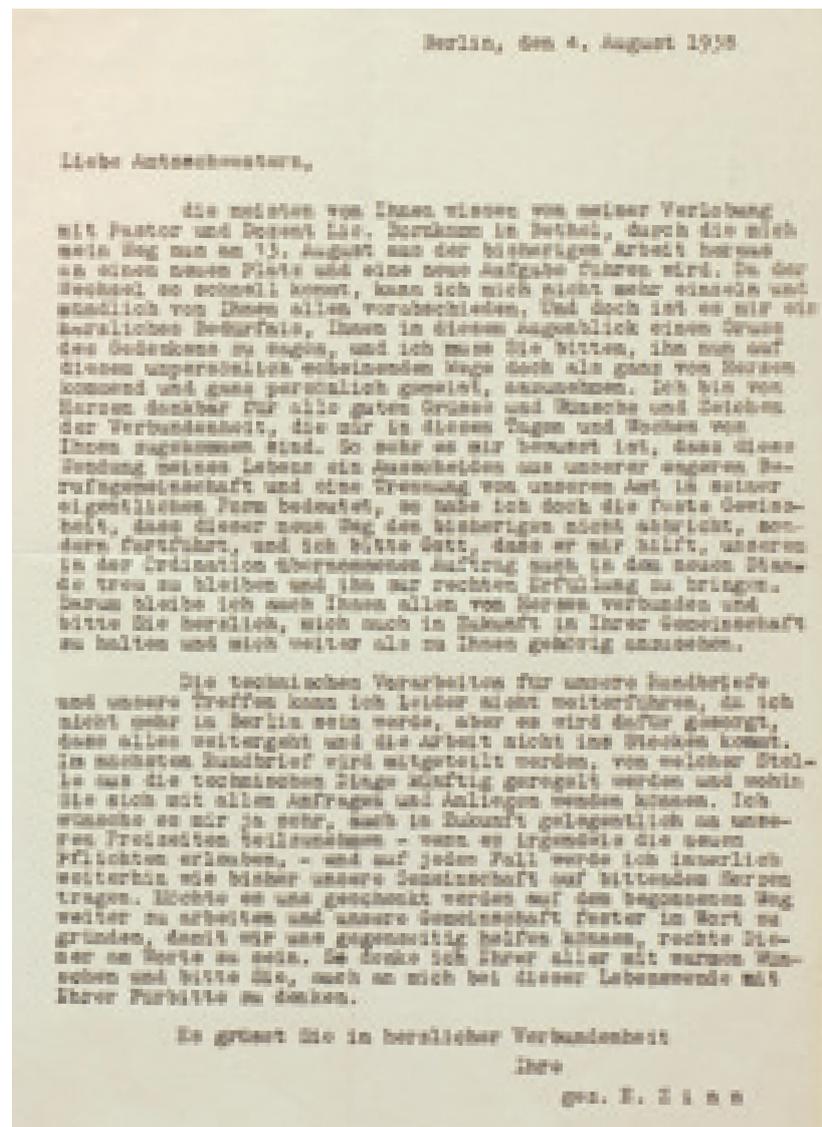


Als eingeseignete Vikarin arbeitete Elisabeth Zinn zwar in der Gemeinde, in der Jugendarbeit und Krankenseelsorge; die Sakramentsverwaltung war ihr aber nicht erlaubt. Sie verteidigte das Alte Testament als Wurzel des Christentums und man schätzte sie wegen ihrer Fähigkeiten für eine lebendige und anregende Wortverkündigung.

1938 heiratete sie Günther Bornkamm und schied daraufhin aus ihrer Arbeit als Vikarin aus. Die Familie zog 1949 nach Heidelberg, wo ihr Mann auf den Lehrstuhl für Neues Testament berufen wurde. Trotz ihrer fünf Kinder und einem weltoffenen Haushalt, in dem viele Studenten aus aller Welt ein- und ausgingen, pflegte Elisabeth Bornkamm, geb. Zinn, ihre Interessen weiter und war mit Leidenschaft als Theologin tätig. Sie blieb im intensiven Fachgespräch mit ihrem Mann sowie befreundeten Kollegen und Kolleginnen und leitete über Jahrzehnte in Heidelberg einen Bibel-Frauenkreis, der aufgrund der anspruchsvollen Quellenarbeit und grundsätzlichen Diskussionen gerade auch nichtkirchliche Teilnehmerinnen anzog. In späteren Jahren wurde sie kirchlich rehabilitiert: Die volle Ausübung ihres Berufs wurde ihr gestattet und sie hat befreundete Paare getraut und ihre Enkelkinder getauft. 1995 starb sie in Heidelberg.

Tanja Pilger-Janßen

Brief zum Abschied an die Amtsschwester
anlässlich der Verlobung von
Elisabeth Zinn und ihres Ausscheidens
aus ihrem Dienst im August 1938



Hier geht's zum Video

Dr. lic. Dr. h.c. Anna Paulsen

Debatte um die Ordination (1941/42)

„Sollte man diese Amtsausübung der Frauen nur aus der Verlegenheit des Notstandes erklären ...?“¹

Diese reflektierende und auf grundsätzliche Klärung drängende Frage ist typisch für Anna Paulsen, die als eine der ersten promovierten Theologinnen in Deutschland eine Generation älter war als die Vikarinnen, die während des Zweiten Weltkriegs die vollen Ordinationsrechte forderten.

Anna Paulsen studierte Theologie in der Hoffnung, dass sich ihr „aller Ungewißheit zum Trotz ein Weg unter die Füße legen würde“.² Da es noch kein kirchliches Examen für Frauen gab, schloss sie ihr Studium in Kiel mit dem Fakultätsexamen ab und verfasste dann eine Dissertation zum Thema „Die Überwindung des protestantischen Schriftprinzips durch einen historischen Offenbarungsbegriff unter dem Einfluß des Württembergischen Biblizismus mit besonderer Betonung seines theosophischen Gedankenkreises“, mit der sie 1923 promoviert wurde. Anna Paulsen hatte nie ein kirchliches Amt inne. Zwanzig Jahre leitete sie die Bibelschule im Burckhardthaus. Als erster Frauenreferentin der EKD war es ihr ein Anliegen, auch durch Publikationen den Frauen selbst Gehör zu verschaffen. Theologisch fühlte sie sich seit ihrer Kindheit im dänischen Nordschleswig der Theologie Søren Kierkegaards verbunden. Diese verständlich darzustellen, sah sie als Lebensaufgabe.

Als die 10. Synode der Bekennenden Kirche der Altpreußischen Union (BK-APU) im November 1941 den Vikarinnenausschuss einsetzte, um die Möglichkeit der Frauenordination zu klären, wurde Anna Paulsen als Mitglied dieses von männlichen Theologen dominierten Ausschusses berufen. Als promovierte Exegetin und Leiterin des Burckhardthauses hatte sie sich nicht nur intensiv mit exegetischen Fragen auseinandergesetzt, sondern auch vielfach zur Rolle der Frau in Bibel und Kirche publiziert. Dazu hatte sie sich im Vorfeld als aktives Mitglied der Berliner Theologinnengruppe für eine einheitliche Ordnung der Rechte der Vikarinnen in Bezug auf Sakramentsverwaltung, Anstellung und Besoldung eingesetzt.

In die intensiven theologischen Diskussionen im Vikarinnenausschuss brachte Anna Paulsen sich insbesondere zum neutestamentlichen Diakoniebegriff, zur Charismenlehre und zur Auslegung der gegen das Amt der Theologin vorgebrachten Texte (1. Kor 14, 1. Kor. 11 und 1. Tim 2) ein. Ihr Agieren im Ausschuss zeigte, dass ihr eigener Meinungsbildungsprozess

1893

Geboren in Hoirup/ Nordschleswig

1916–1921

Theologiestudium in Tübingen, Münster und Kiel; Abschluss: Fakultätsexamen

1921–1924

Promotion (Lic. theol.) und Tätigkeit als Dozentin in der Katechetinnenausbildung

1925–1945

Mitbegründung und Leitung der Bibelschule im Burckhardthaus Berlin; Beginn einer regen Publikationstätigkeit, insbesondere zur Rolle der Frau in Bibel und Kirche

1951–1959

Aufbau und Leitung des Frauenreferats der EKD

1953

Ehrendoktorwürde der Theologischen Fakultät Kiel

1955/81

Zwei Monographien über die Theologie Søren Kierkegaards

1981

Gestorben in Heide

¹ Anna Paulsen, Einführung, in: dies. (Hg.), Amt und Auftrag der Theologin, Gelnhausen und Berlin-Dahlem 1963, S. 5.

² Anna Paulsen, Mein Studienweg [ca. 1974, masch. Manuskript], S. 13.



Am Schreibtisch 1939 in Berlin

zur Frauenordination noch im Fluss war.³ Zu einem klaren Engagement für die volle Frauenordination fand Anna Paulsen erst Jahre später.

Ulrike Häusler

- 3** Dazu ausführlich: Andrea Bieler, Konstruktion des Weiblichen. Die Theologin Anna Paulsen im Spannungsfeld bürgerlicher Frauenbewegung der Weimarer Republik und nationalsozialistischer Weiblichkeitsmythen. Gütersloh 1994, S. 259 ff.



Hier geht's zum Video

In ihrer Funktion als Frauenreferentin der EKD stellte Anna Paulsen Arbeitsberichte von Frauen und wichtige Texte zum Amtsverständnis von Frauen in der Reihe „Der Dienst der Frauen in den Ämtern der Kirche“ zusammen. Bei „Die Vikarin“ von 1956 und „Amt und Auftrag der Theologin“ von 1963 handelt es sich um den ersten Band dieser Reihe in der 1. und 2. Auflage.



Hannelotte Reiffen

Hannelotte Reiffen war eine der beiden ersten Frauen, die in Deutschland ordiniert wurden. Sie war eine hoch gebildete und streitbare Theologin. Reiffen wurde am 10. Oktober 1906 in Bonn geboren, studierte ab 1926 Evangelische Theologie in Marburg, Rostock und Bonn und absolvierte 1932 in Koblenz ihr erstes Theologisches Examen. Als Vikarin schloss sie sich der Bekennenden Kirche an und legte im Frühjahr 1935 ihr zweites Theologisches Examen vor dem Bruderrat der rheinischen Bekennenden Kirche ab. Anschließend übernahm sie in Worbis im Harz und einzelnen Gemeinden der Provinz Brandenburg Aushilfsdienste. Ab Ende 1940 konnte sie in Illmersdorf/Mark einen Gemeindepfarrer vertreten und arbeitete im brandenburgischen Bruderrat mit.

Aus Protest gegen einen Beschluss der Synode der Bekennenden Kirche in Hamburg von 1942, die uneingeschränkte Ordination Männern vorzubehalten, ordinierte der Präses und spätere Bischof Kurt Scharf sie am 12. Januar 1943 gemeinsam mit Ilse Härter im Talar zum Dienst an Wort und Sakrament. Als die Russen bei Kriegsende in ihrer Gemeinde einmarschierten, zog sie ihren Talar an und setzte ihr Barett auf, woraufhin die russischen Soldaten ehrfurchtsvoll ein Spalier gebildet hätten. Reiffen blieb bis 1947 in Illmersdorf und übernahm anschließend eine Pfarrstelle in Groß Neuendorf im Oderbruch. Ihr ehemaliger Kollege aus dem Oderbruch, Pfarrer i.R. Eberhard Iskraut, erinnert sich noch lebhaft an die Fischerkate, in der sie damals gelebt habe, ehe sie zwei Zimmer im Kirchengebäude habe beziehen können. Im Oderbruch geriet sie immer wieder in Konflikte mit den Behörden der DDR und erhielt nicht zuletzt wegen ihrer Predigtäußerungen Vorladungen.

Seit der Zeit ihres Studiums in Bonn war sie eine Schülerin Karl Barths gewesen und stets mit ihm in Kontakt geblieben. Pfarrer i.R. Eberhard Iskraut besitzt noch das Manuskript einer Vorlesungsmitschrift Barths zum Thema „Taufe“, das Reiffen 1960 aus dem Westen erhalten hatte und ihm diktierte. Aufgrund ihrer Befassung mit Barths Theologie weigerte sie sich, Säuglinge zu taufen. Auf Kompromisse ließ sie sich nicht ein. Die Landessynode beschloss 1963, Pfarrer und Pastorinnen des Amtes zu entheben, die die Kindertaufe verweigerten. Doch nichts geschah. So bat Reiffen um die Eröffnung eines Disziplinarverfahrens gegen sich selbst. Doch nichts passierte – wie sie später erfuhr, hatten ihre 25 Amtsgeschwister im Kirchenkreis gedroht, keine Säuglinge mehr zu taufen, sollte gegen sie ein Disziplinarverfahren eröffnet werden. Nach ihrer Pensionierung 1967 zog sie wieder nach Bonn, engagierte sich in der Friedensbewegung sowie im Kreis um Walter Kreck, arbeitete an der Edition der Werke Barths mit und leitete in ihrem Haus bis zuletzt wöchentlich eine große Arbeitsgruppe zur „Kirchlichen Dogmatik“. Sie starb am 30. Mai 1985 in Bonn.

Über ihre Position als Frau in der Kirche sagte sie: „Die Bekennende Kirche hat uns Frauen von Anfang an voll berechtigt aufgenommen. Man hört heute noch, die Gemeinden wollen nicht. Aber es sind die Kirchenleitungen, die Schwierigkeiten machen, die Frau müsse in der Gemeinde schweigen ...“

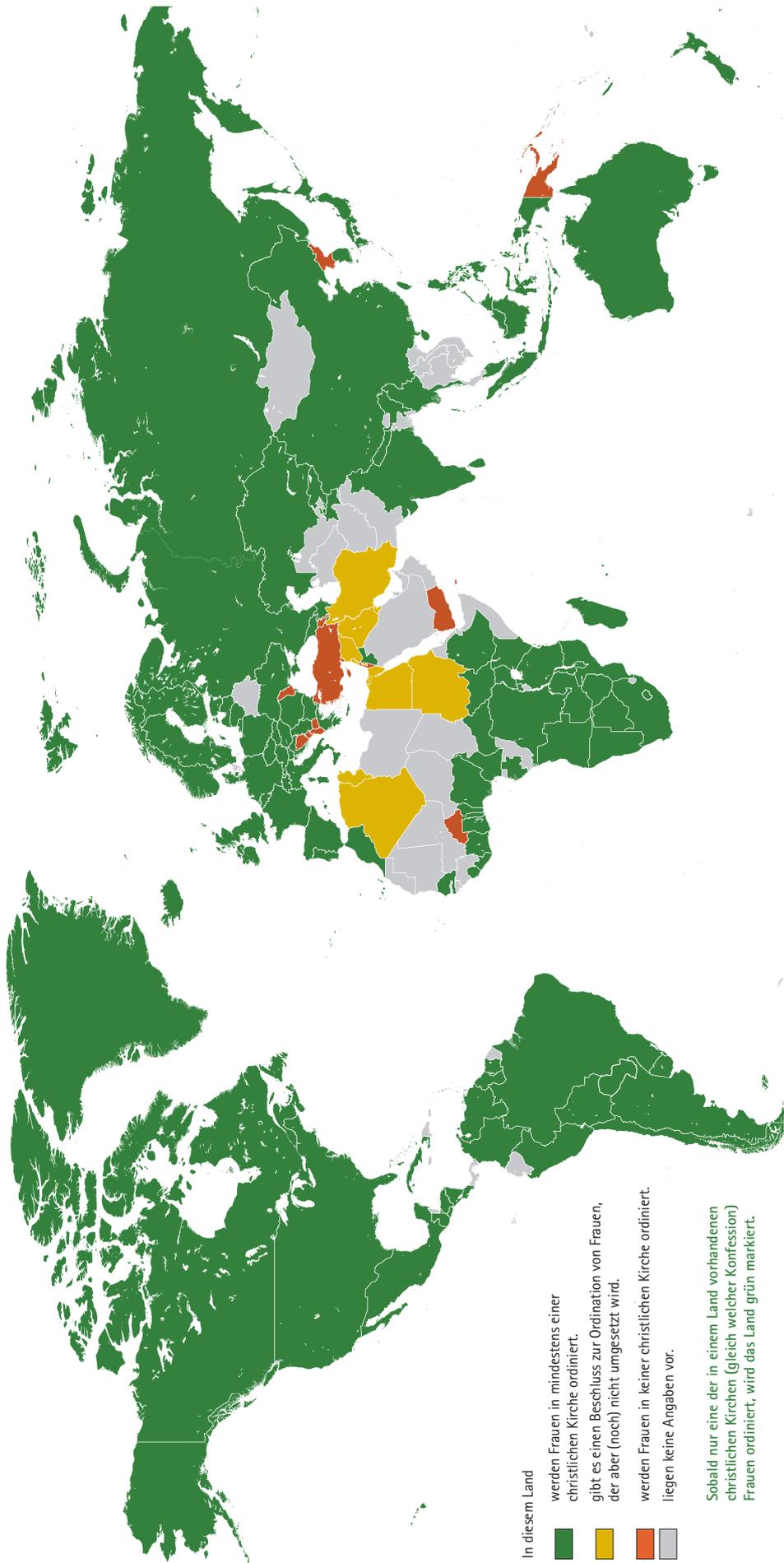
Rajah Scheepers



Literatur

Peter Bukowski, Horst Leske, Eberhard Mechels (Hg.), *Furcht ist nicht in der Liebe. Festschrift für Hannelotte Reiffen*. Mit einem Geleitwort von Helmut Gollwitzer, Bonn 1974

Birgitt Jähnichen, Traugott Jähnichen, *Gehorsam und Widerspruch. Der Lebensweg der Theologin Hannelotte Reiffen (= Schriften der Hans-Ehrenberg-Gesellschaft, Bd. 2)*, Waltrop 1996



Frauenordination weltweit

Dr. h.c. Ilse Härter

Vorkämpferin der Frauenordination

„Wer darum weiß, dass in der Vergangenheit alles einmal anders war, der kann die Gegenwart besser beurteilen und kann sich auch eher vorstellen, dass sich in Zukunft noch einiges ändern lässt.“

„Ilse Härter zu begegnen, ist aufregend. Dabei ist sie selbst ein äußerst nüchterner, sehr unaufgeregter Mensch. Sachlichkeit ist ihre große Stärke, Übertreibungen schätzt sie nicht, und das reiche Lob, das mit einer Laudatio verbunden ist, hört sie – das weiß ich – zunächst einmal kritisch an. Lobhudeleien wehrt sie ab: was sie getan habe, sei doch das Selbstverständliche gewesen.“¹

So beginnt die Laudatio, die Dr. Christine Globig am 31. Januar 2006 anlässlich der Verleihung der Ehrendoktorwürde der Kirchlichen Hochschule Wuppertal auf Ilse Härter hält. Globig lobte die praktisch veranlagte Wissenschaftlerin, zu deren großer Stärke ihre Sachlichkeit zählte, die kritisch auf Lobesreden reagierte und Übertreibungen ablehnte. Sie erinnert aber auch an eine warmherzige Pfarrerin, die tiefe Freundschaften pflegte, vielseitig interessiert war und deren feinsinniger Humor und große Klugheit, gekoppelt mit einer umfassenden theologischen Ausbildung, dazu führte, dass der Platz der Theologinnen in der Bekennenden Kirche neu definiert werden musste.

„Ilse Härter hat das verheerend konservative Frauenbild der BK nicht nur theologisch ausgeleuchtet – das hat sie in ihrer wissenschaftlichen Arbeit später *auch* getan – sondern sie hat es *überwunden*. Sie hat in einem Moment, an zwei maßgeblichen Tagen im März 1939 Widerstand geleistet und damit eine neue Wirklichkeit gesetzt.“²

Was passierte an diesen beiden Märztagen?

Ilse Härter hatte 1931 mit dem Studium der Theologie in Göttingen begonnen, welches sie später in Tübingen, Königsberg und Bonn fortsetzte und 1935 abschloss. 1934 war sie in Königsberg der Bekennenden Kirche beigetreten und später auch im Studentischen Bruderrat. Zwischen den beiden Examina leistete sie ihr Vikariat in Elberfeld und wurde unter anderem von D. Hermann Hesse betreut.

Dieser verkündete ihr Ende März 1939, dass ihre Einsegnung unmittelbar bevorstehe, eine volle Ordination wurde ihr verweigert. Darauf reagierte Härter mit dem berühmten Satz: „Sagen Sie dem Presbyterium: Zu meiner Einsegnung werde ich nicht anwesend sein.“ Am nächsten Morgen suchte

¹ Christine Globig, Eine Laudatio auf Ilse Härter. »Ich habe nur das Selbstverständliche getan«, auf <http://www.pfarrerverband.de/pfarrerblatt/index.php?a=show&id=3103> und abgedruckt in: Deutsches Pfarrerverband 1/2012

² Ebd.

12.1.1912

Geboren in Asperden

1931–1935

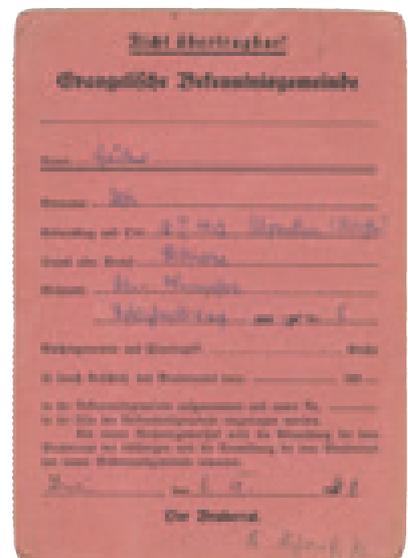
Theologiestudium in Göttingen, Tübingen, Königsberg und Bonn

1937–1941

Vikariat in der reformierten BK-Gemeinde Elberfeld

1941

Entlassung aus dem Dienst in der Gemeinde in Berlin-Wannsee wegen der Verweigerung des Eides auf Hitler





12. 1. 1943

Ordination in Sachsenhausen

1945 – 1972

Schul- und Berufsschulpfarrerin in
Leverkusen und Elberfeld

2006

Verleihung der Ehrendoktorwürde
durch die Kirchliche Hochschule
Wuppertal

28. 12. 2012

Gestorben in Moyland im Alter von
100 Jahren

sie den Referenten beim Rheinischen Rat, Johannes Schlingensiepen, auf und bat um die Ordination. Als dieser die Entscheidung jedoch an der „Zölibatsfrage“ festmachen wollte, konterte Härter, dies sei theologisch nicht belegbar, und ging.

JS: „Sind Sie jetzt bereit, das Gelübde der Ehelosigkeit abzulegen?“ IH: „Wieso? Will die BK jetzt [...] den Zölibat einführen?“ JS: „Nein, aber Sie sind eine Frau.“ IH: „Daran habe ich noch nie gezweifelt. Aber was soll das?“ JS: „Bekanntlich heiratet die Hälfte der Theologinnen.“ IH: „[...] Das ist doch keine Begründung, uns nicht zu ordinieren. Wie begründen Sie das theologisch?“³

Vier Jahre und zwei Stellen als Vertretungspfarrerin später wurde sie dann doch ordiniert: am 12. Januar 1943 zusammen mit Hannelotte Reiffen von Präses Kurt Scharf in dessen Gemeinde in Sachsenhausen, als erste vollgültige Ordinationen überhaupt.

Otto Dibelius, zu diesem Zeitpunkt Mitglied des Vikarinnen- und Ordinationsausschusses und späterer Bischof der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg, hatte am Tag vor der Ordination noch Einspruch dagegen erhoben, dass die Frauen im Talar ordiniert würden. Daraufhin ließ ihm Ilse Härter mitteilen, Reiffen und sie müssten dann im roten und grünen Sommerkleid erscheinen, da sie kein schwarzes besäßen. Da in der kurzen Zeit keine Marken zum Kauf von schwarzem Stoff zu bekommen waren, musste Dibelius schließlich doch seine Zustimmung für die Ordination in Amtskleidung geben.

Nach dem Zweiten Weltkrieg arbeitete Härter bis zu ihrer Pensionierung 1972 als Schul- und Berufsschulpfarrerin in Leverkusen und Elberfeld, wobei sie „unbedingt überzeugend gewesen [sei], ermutigend für die Jüngeren und auch für die Kollegen: eine in manchem unbequeme, anspruchsvolle, kritische, immer aber warmherzige Lehrerin, Kollegin und Freundin“.⁴ Erst im Ruhestand begann sie, die Geschichte der Frauen in der Kirche wissenschaftlich aufzuarbeiten, wofür sie 2006 mit der Ehrendoktorwürde ausgezeichnet wurde.

„Als Zeitzeugin, durch ihr Archiv mit Dokumenten und ihren Beiträgen als Autorin ist sie für die Frauenforschung der BK unentbehrlich.“⁵

Ada-Julie Görne



Hier geht's zum Video

- 3 Hannelore Erhart (Hg.), Lexikon früher evangelischer Theologinnen. Biographische Skizzen, Neukirchen-Vluyn 2005, S. 151
- 4 Christine Globig, Eine Laudatio auf Ilse Härter. »Ich habe nur das Selbstverständliche getan«, auf <http://www.pfarrerverband.de/pfarrerblatt/index.php?a=show&id=3103> und abgedruckt in: Deutsches Pfarrerblatt 1/2012
- 5 Walz, Heike, Gegen den Strom schwimmen. Feministische Theologie und Theologische Geschlechterforschung im samtenen Dreieck von Gesellschaft, Kirche und Wissenschaft, in: Wrogemann, Henning (Hg.), Theologie in Freiheit und Verbindlichkeit. Profile der Kirchlichen Hochschule Wuppertal/Bethel, Neukirchen-Vluyn 2012

Ilse Fredrichsdorff

Pastorin im Krieg

„Siehe, ich habe dir gegeben eine offene Tür, und niemand kann sie zuschließen, denn du hast eine kleine Kraft und hast mein Wort behalten und meinen Namen nicht verleugnet.“

Ordinationsspruch (Off 3,8)

Mit ihrer Ordination im September 1943 öffnete sich für Ilse Fredrichsdorff eine Tür, die ihr lange Zeit unerreichbar und verschlossen schien. Auf ihrem Weg ins Pfarramt musste sie viele Hindernisse überwinden und Umwege gehen.

Ilse Fredrichsdorff hatte Anfang der Dreißigerjahre eine Ausbildung als Buchhändlerin begonnen, entschloss sich dann aber weiterzulernen und legte 1936 das Abitur ab. Sie schrieb sich für ein Theologiestudium ein, wurde jedoch relegiert, weil sie illegale Lehrveranstaltungen an der Kirchlichen Hochschule der Bekennenden Kirche besucht hatte.

Ilse Fredrichsdorff studierte in Basel und Halle weiter, doch 1938 brach sie aufgrund der verschärften politischen Lage und der unsicheren Berufsperspektive für Frauen das Studium ab. Einige Monate unterrichtete sie sogenannte nichtarische Kinder an der Berliner Familienschule der Bekennenden Kirche. Schließlich kehrte

sie an die Kirchliche Hochschule zurück und legte 1940 ihr Erstes Theologisches Examen ab. Die zweite Ausbildungsphase, das Vikariat, war für Frauen völlig ungeregt. Die Türen der Predigerseminare blieben ihnen verschlossen. Ilse Fredrichsdorff unterrichtete wieder an der Familienschule und übernahm Aufgaben in der Bekennenden Kirche.

Die Theologinnen der Bekennenden Kirche kämpften an zwei Fronten: Zum einen mit der gesamten Bekennenden Kirche gegen die Deutschen Christen und die Repressalien des NS-Regimes und zum anderen gegen diejenigen Männer innerhalb der Bekennenden Kirche, die ihnen nicht dieselben Rechte gewähren wollten. Wie in vielen anderen Arbeitsbereichen, wurde während des Krieges auch in der Bekennenden Kirche spontan nach dem Motto „Ist Not am Mann, lasst Frauen ran!“ gehandelt. Trotz einer rechtlich unsicheren Situation übernahmen viele Vikarinnen während des Krieges mit großem

Route des Flüchtlingstrecks

Ilse Fredrichsdorff begleitete 1945 einen Flüchtlingstreck mit fünfzig Wagen von Lietzen bis Kummer



Hier geht's zum Video

Engagement und oft ohne die nötige Vorbereitung auf das Gemeindepfarramt eine Pfarrstelle, die durch den Kriegsdienst der Pfarrer vakant war.

Im Jahr 1943 öffneten sich für Ilse Fredrichsdorff gleich drei Türen, die für ihren weiteren Dienst in der Kirche von entscheidender Bedeutung waren. Im März bekam sie die Vertretung von zwei Pfarrstellen in Märkisch-Oderland übertragen. Im August legte sie ihr Zweites Examen bei der Bekennenden Kirche ab. Und schließlich wurde sie im September von Kurt Scharf ordiniert. Sie hatte ein Ziel erreicht, das lange außerhalb ihrer Reichweite lag: Sie war nun eine ordinierte Gemeindepastorin.

Sie trug die Verantwortung für fünf Dörfer in einem Umkreis von dreißig Kilometern und wohnte bei der Pfarrfamilie in Lietzen. Sie tat ihren Dienst voller Freude, Aufopferung und Gottvertrauen, fuhr die weiten Wege zwischen den Dörfern mit dem Rad und half, den großen Haushalt im Pfarrhaus zu führen.

Zunächst hielt sie Gottesdienste in einem schlichten schwarzen Kleid. Nach einer Beerdigung bei eisigen Temperaturen drängten die Bauern der Gemeinde darauf, sie solle einen Talar tragen, damit sie sich darunter warm anziehen könne. Es dauerte mehrere Monate, bis der schwarze Stoff beschafft werden konnte. Mit der Zeit half ihr der Talar nicht nur gegen die Kälte, sondern sie erlebte, wie er ihr Autorität und Respekt verlieh.

Das Jahr 1945 brachte unvorstellbare Herausforderungen mit sich. Der Frontverlauf näherte sich Lietzen. Im Januar verließ die Pfarrfamilie das Pfarrhaus, das daraufhin erst zum Lazarett wurde und dann der Unterkunft von dreißig Soldaten diente. Ilse Fredrichsdorff war, neben ihren pfarramtlichen Aufgaben in der Gemeinde, mit der Betreuung der Verwundeten und der Versorgung der Soldaten ununterbrochen im Dienst.

Als im April die Schlacht um die Seelower Höhen begann, wurde der Befehl zur Räumung der Dörfer gegeben. Als Amtsperson wurde Ilse Fredrichsdorff mit der Leitung des Flüchtlingstrecks beauftragt. Die entsprechende Anerkennung und Wertschätzung wurde ihr unterwegs jedoch oft verwehrt. Sie fühlte sich als Frau gedemütigt und ausgenutzt. Während des mehrwöchigen Weges bemühte sie sich nicht nur um das Vorankommen und die Unterbringung, sondern auch um die seelsorgerliche Begleitung der ihr anvertrauten Menschen.

In einem Brief beschrieb sie die Situation:

„Dass es ein trauriges Leben auf der Landstraße ist, brauche ich dir nicht erst zu versichern. – Überall haben wir geschlafen, in Scheunen, auf Fußböden, in Küchen. Gewaschen haben wir uns mitten auf dem



Marktplatz. Der Tag war für uns ausgefüllt mit dem Kampf um die Lebensexistenz. Jagd nach den Dingen, die wir zum Leben nötig haben.“ (Mai 1945)

In dieser Zeit hatte sie oft das Gefühl, dass die *kleine Kraft*, die ihr von Gott geschenkt wurde, nicht ausreichte. Sie fand Trost in ihrem Glauben, hielt an Gottes Wort fest und teilte ihre Hoffnung mit den Menschen. Sie schrieb:

„Da will ich diese so schwere Woche mit einem Gottesdienst beschließen [...] Wir singen *Lobe den Herrn* und *Warum sollt ich mich denn grämen?* [...] Ich haben den Gottesdienst in lieber Erinnerung. Eine von den Erquickungen, die Gott einem schenkt. Die Nacht war schwer für mich. Der Treck muss früh weiter, sonst wäre es zu spät, und die kämpfende Truppe würde uns überrennen.“ (Mai 1945)

Im mecklenburgischen Dorf Kummer erlebte sie das Kriegsende, das jedoch kein Ende der Not brachte. Im Juli kehrten die Menschen in das zerstörte Lietzen zurück. Viele litten aufgrund der schlechten Versorgungslage an Krankheiten, wurden Opfer von Überfällen und Vergewaltigungen. Ilse Fredrichsdorff musste bis zu sechs Beerdigungen am Tag halten und wurde selbst überfallen. Unermüdet tat sie ihren Dienst und schonte sich nicht, bis sie keine Kraft mehr hatte. Sie erkrankte an Typhus und starb am 16. November 1945. Die vielen Blumen bei ihrer Beerdigung zeugten von der großen Wertschätzung und Anteilnahme, die ihr entgegengebracht wurde. Ihr Grab auf dem Friedhof neben der Dorfkirche in Lietzen wird bis heute von der Gemeinde gepflegt.

Meike Waechter



VI. Vernetzung



Vernetzung und Vertretung

Konvent Evangelischer Theologinnen

Elisabeth Zinn, zweite Vorsitzende 1934, Christine Bourbeck, Vorsitzende 1951–1965, Ingeborg Becker, Vorsitzende seit 1961,¹ Ingrid Laudien, zeitweise Vorsitzende seit 1971.² Dass gleich vier der in dieser Festschrift vorgestellten und geehrten Theologinnen und Pfarrerinnen sich in führender Position im Konvent Evangelischer Theologinnen engagierten, unterstreicht dessen Bedeutung. Je neuer eine Forderung ist und je mehr Widerstände sie hervorruft, desto mehr bedarf es der Vernetzung.³ Schon an diversen Namensänderungen des Verbandes lässt sich ablesen, welche Wandlung in seiner Zusammensetzung und Zweckbestimmung er im Laufe seiner Geschichte vollzogen hat.

Seine Gründung erfolgte erst 1925, siebzehn Jahre nach der Zulassung von Frauen zum Studium als „Verband evangelischer Theologinnen Deutschlands“. Schon 1919, als sich nach dem Ersten Weltkrieg allgemein die Arbeitsbedingungen für Frauen wieder verschlechterten, hatte die 1909 als erste Theologin promovierte Carola Barth zur Gründung eines Theologinnenverbandes aufgerufen. Sie verband damit die Forderung, „den weiblichen Theologen das Pfarramt in seinem vollen Umfang freizugeben“.⁴ Eine erneute Initiative 1924 führte 1925 zur Gründung des Verbandes mit dreißig Mitgliedern. 1935, nach zehn Jahren waren es schon 253.

Als Verbandszweck wurde die Erlangung der vollen Amtsrechte allerdings in keiner Weise angegeben. Die Gründerinnen nannten:

1. die Notwendigkeit, ein Organ zu schaffen, das gegenüber Kirchenbehörden zu Gesetzesentwürfen zur Anstellung akademisch-theologisch gebildeter Frauen (als Beamte) Stellung nehmen kann,
2. die Verständigung der Theologinnen über die Arbeit einer Theologin in der Gemeinde (in den folgenden Jahren gehörten Berichte über Arbeitsbereiche zu den Tagesordnungen)
3. eine Stellenvermittlungsbörse

Grundlage für diesen kurzen Artikel sind die Dokumentation „70 Jahre Konvent Evangelischer Theologinnen in der Bundesrepublik Deutschland 1925–1995“ sowie einzelne Gespräche mit Zeitzeuginnen.

Ausdrücklich wurde festgestellt: „Der Wunsch, als Theologinnen innerhalb der Gemeinde tätig zu sein, entspringt nicht frauenrechtlerischen Bestrebungen. Insofern sind wir nicht Kampforganisation, die die männliche Pfarrertätigkeit, also die volle Gemeindeleitung, nun auch für Frauen beansprucht. Vielmehr möchten wir dort angreifen, wo Frauenarbeit besonders notwendig erscheint. Diese Beschränkung bedeutet aber nicht, dass wir als Helferinnen und Angestellte eines Pfarrers arbeiten möchten, [...] sondern wir möchten mit ganzer Verantwortung und Selbständigkeit von der Kirche [...] angestellt werden [...]“⁵

Schon 1930 führten seit 1928 ausgetragene Meinungsverschiedenheiten innerhalb des Verbandes zu einer Abspaltung. Die Minderheit, die als „Vereinigung evangelischer Theologinnen“ austrat, forderte, vertreten unter anderem von Annemarie Rübens, das Pfarramt. Die Mehrheit führte, artikuliert von Erna Schlier-Haas an: „[...] daß wir, wenn das Pfarramt der Frau Wirklichkeit wird, [...] einen unverheirateten Pfarrerinnenstand haben werden. [...] Daß aber auch die verheiratete Theologin noch ihr Amt weiterführen sollte – wie manche von uns fordern –, scheint mir unmöglich zu sein, wenn man bedenkt, dass Frau und Mutter sein auch ein Amt ist, das man nicht ohne Not und sicherlich nicht ungestraft ‚nur nebenbei‘ durchführen darf.“⁶

Die nächsten Auseinandersetzungen drehten sich um die im Kirchenkampf geforderte Entscheidung über die Verbandszugehörigkeit. Obwohl die meisten Mitglieder der Bekennenden Kirche angehörten und auch die Zugehörigkeit des Verbandes zum evangelischen Frauenwerk mit diesem Flügel verband, wurde die durch Lic. Elisabeth Zinn vorgebrachte Forderung, eine Theologinnenvereinigung innerhalb der Bekennenden Kirche zu bilden, abgelehnt. Die Positionsbestimmung im Kirchenkampf wurde ausdrücklich den Landesgruppen überlassen.⁷ Um den Verband nicht auseinanderbrechen zu las-

1 Zusammen mit Dr. Seeber (Berlin-West) war Becker 1961 im gemeinsamen und 1965 in getrennten Vorständen, s. Dokumentation S. V.8 und VI.4

2 „70 Jahre Konvent Evangelischer Theologinnen in der Bundesrepublik Deutschland 1925–1995“, hg. v. Konvent Evangelischer Theologinnen, Stuttgart 21997, S. VI.4

sen, beschränkte sich dessen Tätigkeit auf den Informationsaustausch.

Doch 1940 wurde er wieder aktiv, um die Diskussionen über eine Neufassung der Theologinnengesetzgebungen sowohl in der Deutschen Evangelischen Kirche als auch in der Bekennenden Kirche zu begleiten. In dieser Zeit änderte das Organ des Verbandes seinen Namen, aus den „Mitteilungen“ wurde „Die Theologin“.

In der Zeit der Deutschen Teilung gab es ab 1951 erstmals auch getrennte Tagungen. Im Osten entstand 1951 die „Arbeitsgemeinschaft evangelischer Theologinnen“, in die sowohl Theologinnen im Amt als auch Studentinnen aufgenommen wurden, in Westdeutschland der „Konvent evangelischer Vikarinnen in Deutschland“, der sich somit als Organisation für die Belange der kirchlich angestellten Theologinnen verstand, denen eben Gemeindeleitung, Gemeindegottesdienst und Sakramentsverwaltung vorenthalten waren. Einige Regionalkonvente verweigerten nicht angestellten Theologinnen die Aufnahme.

Inhaltlich ging es in den 50er-Jahren besonders darum, die Verschiedenheit der in den Landeskirchen entstandenen Gesetzgebungen wahrzunehmen und weitere Entwicklungen zu begleiten. Im Bereich der lutherischen Kirchen wurden die im Verkündigungsdienst tätigen Frauen Pfarrvikarinnen genannt. In der Evangelischen Kirche der Union wurde das Amt der Pastorin eingeführt, die auch zur Sakramentsverwaltung und in besonderen Fällen mit der Gemeindeleitung beauftragt werden konnte. Der Name des Konventes ändert sich 1962 erneut in „Konvent evangelischer Theologinnen in Deutschland“. Seit den 60er-Jahren wurde dann auch wieder die Forderung nach einem gleichberechtigten Pfarramt erhoben, verbunden mit ausführlichen Diskussionen über geschlechtsspezifische Fähigkeiten



und Aufgaben von und für Frauen und insbesondere um die Frage der durch die Frauen zum „Problem“ gewordene Ehelosigkeit im Pfarramt bzw. die Möglichkeit einer „verheirateten Theologin im Amt“. Neben anderen publizierte Anna Paulsen über diese Themen.

Noch im April 1961 tagte unter anderem mit solchen Fragestellungen im Berliner Johannesstift ein gesamtdeutscher

Konvent. 1963 begann die Praxis der bald jährlich stattfindenden gemeinsamen Konvente im Berliner Missionshaus in der Georgenkirchstraße. 1964 wurde die Trennung der Konvente in Ost und West mit der Bildung zweier Vorstände vollzogen. Ab 1969 änderte sich der Name im Westen in „Konvent Evangelischer Theologinnen in der BRD und Westberlin“, Mitglied konnte jede Theologin nach bestandenerm erstem Examen oder einer entsprechenden Prüfung sein. Die Verbandszeitschrift „Die Theologin“ erschien 1967 zum letzten Mal, später erscheinen wieder Rundbriefe, der westdeutsche Konvent gibt sich 1980 die Rechtsform eines Vereins.

Die gemeinsamen Tagungen im Missionshaus von rund hundert Frauen, davon circa zwanzig aus Westdeutschland, werden in den 70er- und 80er-Jahren zu einem Höhepunkt der jeweiligen Arbeit. Die ehemalige Konsistorialrätin Rosemarie Cynkiewicz (Nachfolgerin von Sieghild Jungklaus), die für die Theologinnen auf dem Gebiet des Bundes der evangelischen Kirchen in der DDR seit 1977 die Verantwortung für diese Tagungen und die Leitung des gemeinsamen Vorbereitungsteams hatte, nannte drei Säulen: die theologische Arbeit, die Berichte zur Lage, das gesellige Beisammensein. Unabdingbar war der Abschluss mit einem Abendmahlsgottesdienst. Die Kolleginnen aus Westdeutschland übernachteten in West-Berlin und machten jeweils Tagesbesuche. Der westdeutsche Konvent erarbeitete in

3 Es finden sich aus dem Gebiet der EKBO noch Maria Weigle, Potsdam für die 40er-Jahre, S. III.7ff; Angelika Fischer 1970 Berlin (West), S. VI.8 und Rosemarie Cynkiewicz ab 1977 Berlin (Ost), S. VII.2.

4 In Christ und Welt 1920, 34. Jg., Nr. 7, Sp. 109, zitiert nach 70 Jahre Konvent, I.8

5 Broschüre, hg. v. Konvent Evangelischer Theologinnen, Stuttgart 21997, I.8f

6 Ebd., II.3

7 Ebd., III.1 ff

diesen Jahren Stellungnahmen zu Gleichstellungsfragen wie auch zur Altersgrenze und zu Lebensformen.

Die Geschichte der Landeskongvente auf dem Gebiet der Altpreußischen Union, der Evangelischen Kirche in Berlin-Brandenburg (EKiBB) in der Zeit der DDR und West-Berlins sowie des Konvents in der Evangelischen Kirche der schlesischen Oberlausitz muss noch erforscht und geschrieben werden.

In West-Berlin entstand in den 80er-Jahren der Pfar-
rerinnenkonvent, der sich zum einen ausdrücklich mit den Herausforderungen befasste, denen sich Frauen im Pfarramt gegenübergestellt sahen, zum anderen mit feministisch-theologischen Ansätzen. Dies hatten die

Theologinnenkongvente seit Ende der 70er nur zögernd umgesetzt, da man „für alle da sein“ wollte.⁸ Wichtiger war, zum Austausch und zur Vernetzung regelmäßig Theologinnen aus der Ökumene einzuladen. Seit 1990 versammeln sich die verschiedenen Kreise erneut unter dem Namen Theologinnenkonvent (zeitweise Theologin-
nen- und Gemeindepädagoginnenkonvent) in der EKiBB beziehungsweise der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg schlesische Oberlausitz (EKBO). Der Theologinnenverband trifft sich weiterhin jährlich und tauscht sich sowohl zu theologischen Themen als auch über aktuelle Entwicklungen in der Landeskirche aus.

Magdalena Möbius

⁸ Ebd., VII.3

Von der Frauenhilfe zur Frauenarbeit

Die Geschichte der Frauenarbeiten auf dem Gebiet der heutigen Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg schlesische Oberlausitz (EKBO) verdient eine eigene Forschung und Veröffentlichung. Im Rahmen dieser Veröffentlichung über Frauenordination kann nur ein kurzer Überblick gegeben werden.

Auch lange nach den ersten Ordinationen waren Pfarrerinnen häufig in Frauen- und Mädchenarbeit sowie in der Ausbildung von Frauen tätig. So finden sich in fast allen Biografien Phasen der Tätigkeit im Feld der Frauenarbeit, Frauenbildung und des beruflichen und ehrenamtlichen Engagements in Frauenverbänden. Das ist zum einen auf die langjährige Einschränkung der Aufgaben auf geschlechtsspezifische Arbeit zurückzuführen, wie es in den Theologinnengesetzen der 30er-Jahre festgelegt ist, aber sicher auch darauf, dass die in der Ausstellung Geehrten ausgewählt wurden, weil sie jeweils Pionierinnen und sich somit der Notwendigkeit verbandlicher Frauenarbeit und der Förderung von Frauen und Mädchen bewusst waren. Neben den in der Ausstellung und dieser Festschrift vorgestellten Frauen absolvierte zum Beispiel auch Katharina Staritz ihr Lehrvikariat in der schlesischen Frauenhilfe, bevor sie dann 1932 nach ihrem zweiten Examen als Breslauer „Stadtvikarin“ Seelsorgerin und Lehrende für Kinder, Jugendliche und, weiterhin mit der Frauenhilfe, für Frauen wurde. Ihre Einsegnung 1938 bezeichnete sie selber als „Ordination“.¹

Aus der Perspektive der Frauenarbeit ist die Frauenordination einerseits Erfolg zahlreicher Bemühungen um Gleichstellung, andererseits war die Frauenhilfe mit ihrer langen Geschichte von Fortbildungen für ehrenamtlich in der Leitung von Frauengruppen, der Gestaltung von Andachten und Bibelarbeiten und zu gesellschaftlichen Fragen tätigen Frauen in gewisser Weise auch eine Gegenbewegung zum – zur Zeit ihrer Gründung rein männlichen – Pfarramt.

Die Gründung der Frauenhilfe, 1902 in Brandenburg, 1904 in Schlesien, wurde ganz entschieden von der Kaiserin Auguste Viktoria (1858–1921) befördert, als deren Hauptwunsch überliefert ist: „Grundsatz der Frauenhilfe ist, die in der evangelischen Gemeinde vorhandenen Kräfte der Frauen und Jungfrauen zu Liebesdienst in der Gemeinde zu gewinnen und zu schulen. Es soll nicht

durch berufliche Kräfte geschehen, was durch freiwillige geleistet werden kann und muss.“² Das andere Standbein wurden schnell die beruflich in der Frauenhilfe tätigen Frauen und die aus evangelischen Ausbildungsstätten wie dem Burckhardthaus hervorgegangenen kirchlichen Mitarbeiterinnen. Mit der Frauenhilfe hatten Frauen nun finanzielle Mittel zur Verfügung, mit denen sie Aus- und Fortbildungseinrichtungen, soziale Arbeit (Gemeineschwestern, Müttererholungsheime) und den Bau von Gemeindehäusern unterstützten. Die Leitung und Geschäftsführung der brandenburgischen Frauenhilfe und später der Frauen- und Familienarbeit hatten bis 1992 Männer inne. Es folgte Pfn. Susanne Kahl-Pasoth als erste Frau, in Görlitz schon seit 1975/78 Renate Salinger, dann 1993 Petra-Edith Pietz – jedoch übernahmen in allen Jahrzehnten Frauen leitende Verantwortung, so neben vielen anderen die 2018 verstorbene Marie-Luise Demke. Ehrenamtliche Vorsitzende des Leitungskreises der Frauenhilfe beziehungsweise später der Frauen- und Familienarbeit waren immer Frauen.

In der NS-Zeit durfte die Frauenhilfe unter dem Vorzeichen der rein spirituellen Arbeit weitermachen, Bildungs- und soziale Arbeit, sogar die Trägerschaft von Kindergärten wurde massiv erschwert. In der Zeit der sowjetischen Besetzung musste die Frauenhilfe ihren Vereinscharakter aufgeben und wurde so früh als Frauen- und Familienarbeit zu einem unselbständigen Werk der Kirche. Doch nicht erst durch den politischen Druck stand die Bibel im Zentrum der Frauenarbeit: So heißt es in der „Jahresaufgabe“ der Brandenburgischen Frauenhilfe 1926/27: „Was können wir dazu tun, dass die Bibel in unserem Volk zum Lesebuch wird?“ Die Bibelarbeiten sollten so gestaltet werden, dass die Frauen angeregt werden, mitzuarbeiten, ihre Gedanken und Erkenntnisse zu biblischen Texten zu finden und auszusprechen beziehungsweise durch die Texte miteinander ins Gespräch zu kommen – so hielt es die Theologin Maria Weigle, die die 1936 gegründete „Reichsbibelschule“ in Potsdam bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs leitete, so halten wir es bis heute.

Ebenso wichtig wie die vielen Mütterkreise, Frauenrüstzeiten und Familienfreizeiten der Frauenhilfe waren in der DDR der große Zweig der „Berufstätigenarbeit“ und die Kontakte in die Ökumene (so nach Polen

¹ <https://de.evangelischer-widerstand.de/html/view.php?type=dokument&id=448&l=de> Zugriff 4.3.2019. Staritz war 1942 bis 1943 im Konzentrationslager Ravensbrück inhaftiert. Sie hatte

sich unter anderem als schlesische Mitarbeiterin des „Büros Pfarrer Grüber“ für Christinnen und Christen jüdischer Herkunft engagiert.

und Mosambik), sowohl in Brandenburg als auch in der schlesischen Oberlausitz.

In den 70er- und 80er-Jahren gründeten sich in Ost und West Frauengruppen, die sich nicht mehr Frauenhilfe nannten, aber ihre Anregungen auch von den landeskirchlichen Frauenarbeitsstellen erhielten. In und neben diesem Engagement gab es auch zahlreiche Netzwerke lesbischer Frauen.

Infolge der neuen Frauenbewegung, die sich in der Bundesrepublik Deutschland im Zusammenhang mit dem Aufstand von Frauen im Kontext der Studentenbewegung entwickelte, und infolge der so genannten „Sexismus-Konsultation“³ des Ökumenischen Rates der Kirchen, die 1974 in West-Berlin stattfand, begannen auch unter Frauen in der Kirche feministische Aktivitäten. 1974 erschien Elisabeth Moltmann-Wendels Buch „Menschenrechte für die Frau. Christliche Initiativen zur Frauenbewegung“. Es forderte Gleichberechtigung für die Frau in der Kirche im Namen der Menschenrechte. Zugleich enthielt es die Übersetzung von Texten zur Frauenbefreiung aus den USA und damit erste Ansätze einer feministischen Theologie. 1975 wurde Elisabeth Moltmann-Wendel von der Frauenarbeit, die damals von Frau Dr. Seeber geleitet wurde, zu einer Tagung in der Evangelischen Akademie am Kleinen Wannsee eingeladen. „Frauen zwischen Selbstaufgabe und Selbstbehauptung“ lautete der Titel ihres Vortrages. Das Besondere an dieser Tagung: Zugleich waren auch Vertreterinnen der „säkularen Frauenbewegung“ eingeladen worden, unter ihnen Renate Bookhagen.

Im Praktisch Theologischen Ausbildungsinstitut (PTA) gab es einen so genannten Frauenemanzipationskreis. Im Rahmen von „Kirche in der Verantwortung“, eine die Evangelische Kirche kritisch begleitende Gruppe von Mitarbeitenden und Mitgliedern der Kirche, die sich 1974 in Folge heftiger Auseinandersetzungen in Kirche und Gesellschaft um den Umgang mit Häftlingen der Roten Armee Fraktion gebildet hatte, wurde 1979 eine Frauengruppe gegründet, die verändert bis heute existiert. Auf dem Kirchentag in Hamburg durften erstmals mehr Frauen in den Eröffnungsgottesdiensten predigen, gab es ein Frauenzentrum, das das Frauenwerk in Hamburg vorbereitet hatte. „Mit Mirjam durch das Schilfmeer – Frauen bewegen die Kirche“ lautete die Überschrift der Bibelarbeit von Heidemarie Langer, Herta Leistner und Elisabeth-Moltmann-Wendel, die damit eine Frauenbewegung in der Kirche beförderten. Feministisch-theologische Tagungen vor allem in der Evangelischen

Akademie in Bad Boll beförderten die Entwicklung. Das forderte Auseinandersetzungen heraus. Unter anderem wurde Susanne Kahl-Passoth vom Leitungskreis der Frauenarbeit zu einem Gespräch geladen, um sehr kritische Nachfragen zur feministischen Theologie und zu Forderungen nach der Gleichberechtigung von Frauen in der Kirche zu beantworten. Die Evangelische Sammlung in Berlin forderte später ein Lehrzuchtverfahren.

1988 kam es nach einjähriger Vorbereitung zu einem so genannten Frauenhearing in der Kirche in West-Berlin, das aus Sicht der Beteiligten erfolgreich war, aber natürlich nicht nur Zustimmung fand. Unterstützt wurde es von Bischof Kruse. In der Folge gab es einige Jahre lang eine so genannte Frauenversammlung. 1991 wurde nach der Öffnung der Mauer zur ersten gemeinsamen Frauenversammlung eingeladen.

Nachdem die DDR 1972 die – natürlich auch in der evangelischen Frauenarbeit kontrovers diskutierte – Fristenregelung in der Volkskammer beschlossen hatte – in den ersten drei Monaten durfte ein Schwangerschaftsabbruch ohne vorherige Beratung durchgeführt werden – beschloss der Bundestag zwei Jahre später mit der Mehrheit von SPD und FDP ebenfalls ein Fristenmodell. Die CDU reichte daraufhin eine Verfassungsklage ein. Das Bundesverfassungsgericht erklärte 1975 diese Regelung mit dem Argument für verfassungswidrig, dass das ungeborene Leben nicht geschützt wird. So wurde 1976 die so genannte Indikationsregelung beschlossen: Eine Abtreibung bleibt in den ersten drei Monaten einer Schwangerschaft straffrei bei einer medizinischen und eugenischen Indikation, nach einer Vergewaltigung und bei einer sozialen Notlage.

Nachdem die Mauer gefallen war, musste sich der Bundestag erneut mit dem Thema befassen, da in der DDR die Fristenregelung galt. So gab es 1990/91 heftige Debatten in der Gesellschaft, die auch in den Kirchen geführt wurden. Im August 1990 veröffentlichten Bischof Dr. Martin Kruse als Ratsvorsitzender der EKD und Bischof Dr. Karl Lehmann, als Vorsitzender der Deutschen Bischofskonferenz eine gemeinsame Stellungnahme unter der Überschrift „Zur Frage nach dem Schutz des ungeborenen Lebens im Prozess der Vereinigung der beiden deutschen Staaten.“ Beide waren sich einig, dass eine Fristenregelung nicht vereinbar sei mit dem christlichen Glauben.

Rosemarie von Orlikowski, Studienleiterin für Frauenarbeit, Ellen Hoffman, Studienleiterin für Familienbildungsstättenarbeit, beide im Evangelischen Bil-

2 Arbeitshilfe zum Weitergeben (AHZW) 1/99, 100 Jahre Evangelische Frauenhilfe in Deutschland, S. 35 f.

3 Weltkonsultation gegen die Diskriminierung von Frauen

dungswerk und Susanne Kahl-Passoth als damalige Landesjugendpfarrerin waren Mitglieder einer Arbeitsgruppe zum § 218, die mehrere Veranstaltungen organisierte mit der Tendenz, den Paragrafen zu streichen beziehungsweise die Fristenregelung der ehemaligen DDR zu übernehmen. Eine Verschärfung sollte auf jeden Fall verhindert werden. Als Reaktion auf die gemeinsame Erklärung der Bischöfe Kruse und Lehmann hatten die drei eine Stellungnahme veröffentlicht. In dieser brachten sie ihre Empörung zum Ausdruck, dass diese Erklärung ohne Einbeziehung kirchlicher Frauenorganisationen und Frauenbeauftragter veröffentlicht worden war.

Über die Entwicklungen im Bund der evangelischen Kirchen in der DDR berichtete Pfarrerin i.R. Waltraut Hopstock dem Frauentag in der EKBO 2014 am Beispiel Annemarie Schönherr: „Im März 1981 kamen in der Wohnung von Schönherr Frauen zusammen, die sich für feministische Theologie interessierten. Ein Arbeitskreis bildete sich, für zwei Jahre angesiedelt beim Kirchenbund. Ursula Radke lud dazu ein. Wir lasen die Pionierinnen der feministischen Theologie und natürlich auch das Buch ‚Gott hat nicht nur starke Söhne‘ von Catharina Halkes. Für die DDR-Ausgabe schrieb Annemarie Schönherr ein Vorwort. Daraus zitiere ich: ‚Man mag darüber streiten, ob der Begriff *Feministische Theologie* glücklich gewählt ist. Mir scheint, schon allein, daß er provoziert, macht ihn geeignet. Denn es ist Zeit, darauf aufmerksam zu machen, daß Frauen in den Kirchen bisher fast ausschließlich in der Sprache von Männern angesprochen wurden und deren Sprache zu sprechen genötigt waren.‘ In meiner Erinnerung war das eine freudige Aufbruchzeit. Frauen lasen die Bibel neu, forschten nach der darin enthaltenen Frauengeschichte. Frauensolidarität zu erleben, war ermutigend und half, die eigene Sprache zu sprechen.“⁴

1986 gründete sich im Bund der evangelischen Kirchen mit bald 180 Frauen der Arbeitskreis Feministische Theologie in der DDR, im Grunde eine nationale Sektion der Europäischen Gesellschaft für theologische Forschung von Frauen, der 1988 bis 1993 mit „Das Netz“ einen Informationsbrief herausgab.⁵ Zur gleichen Zeit, 1987–1989, erschien – natürlich unter aktiver Beobachtung der Staatssicherheit – der als Materialsammlung



Annemarie Schönherr auf der europäischen ökumenischen Versammlung in Basel 1989

„von und für Frauen an der berühmten Basis“⁶ gedachte Rundbrief „Lila Band“, herausgegeben von der damaligen Landesjugendwartin der sächsischen Landesstelle Junge Gemeinde Friederike Woldt (heute Friederike von Kirchbach).

Als gemeinsames Projekt von Frauen verschiedener Konfessionen aus Ost und West gründete sich 1992 das Ökumenische Frauenzentrum Evas Arche.

Die Frauenarbeit und Familienbildung wurden 2006 mit Christiane Markert-Wizisla als Leiterin in das Amt für kirchliche Dienste integriert, seit 2016 wählt eine Frauenversammlung wieder einen Vorstand der „Frauen in der EKBO“

Magdalena Möbius und Susanne Kahl-Passoth

⁴ Dokumentation <http://www.efid.adminkerygma.de/upload/custom/DokumentationFrauenkonferenz2014.pdf>, Zugriff am 25.5.2019. Kirchenbund: Bund der evangelischen Kirchen in der DDR

⁵ Siehe Antje Röckemann in: *Feministische Theologie. Initiativen, Kirchen, Universitäten – eine Erfolgsgeschichte*, S. 47–50

⁶ *Lila Band* Nr 4, zitiert nach *Feministische Theologie. Initiativen, Kirchen, Universitäten – eine Erfolgsgeschichte*, S. 88

Feministische Theologie und Geschlechterforschung an der Theologischen Fakultät der Humboldt-Universität zu Berlin

Die Evangelisch-Theologische Fakultät der Humboldt-Universität zu Berlin (HU) entstand 1989 in einer Fusion der Sektion Theologie der HU, des Sprachenkonvikts in Berlin-Ost, und der Kirchlichen Hochschule Berlin-West. Die Feministische Theologie wurde in die Strukturplanung einbezogen und wurde Wahlprüfungsfach im Diplomstudiengang durch das Engagement Studierender und der ersten Frauenbeauftragten, Brigitte Kahl. Die Koordination des feministischen Lehrangebots wurde von 1990 bis 1996 von einer Gruppe Studentinnen und Theologinnen aus dem akademischen Mittelbau aller Berliner Ausbildungsstätten vorgenommen. Eine Reihe von erfolgreichen Studientagen zur Feministischen Theologie war 1995/96 eines der zentralen Argumente der Frauenbeauftragten der Fakultät, Christl Maier, in der Verhandlung der Mittelvergabe der HU um Frauenforschungsprofessuren. 1995 erhielt die Theologische Fakultät eine von drei C3-Professuren für Frauenforschung, die jedoch bis 2007 als eine ein-/zweisemestrige Gastprofessur existierte. Als Argument fungierte, dass so alle gelehrten Disziplinen vertreten werden könnten. Dabei wurde deutlich, dass die Fakultät keine Verankerung der Professur für Frauenforschung anstrebte, unter anderem wegen befürchteter Sparmaßnahmen. Die Resonanz der feministisch-theologischen Themen führte jedoch 1998 zu einer Beantragung der dauerhaften Besetzung der Professur. Das Präsidium der HU lehnte diesen Antrag im Kontext neuer Sparrichtlinien des Berliner Senats ab. Trotz einer Mittelzusage für die Gastprofessur musste eine Kommission sich stets neu um eine Finanzierungssicherung bemühen. Die Inhaberinnen der Gastprofessur von 1995 bis 2007 waren Anne Jensen, Brigitte Enzner-Probst, Ruth Albrecht, Stephanie Klein, Regina Ammicht-Quinn, Ilse Meseberg-Haubold, Andrea Günter, Antje Roggenkamp-Kaufmann, Ursula Rudnick, Helga Kuhlmann, Ulrike Bail, Elisabeth Hartlieb. Durch das Engagement Interessierter erfolgten Lehraufträge und Einladungen im Rahmen einer Stiftungsprofessur des Stifterverbandes für die Deutsche Wissenschaft an: Silvia Schroer (Wintersemester 1996/97), Elisabeth Schüssler Fiorenza (Sommersemester 1997) und Theresa Berger (1999).

Die Bedeutung der Professur wurde durch die Einführung des Studienganges Gender Studies an der HU im Wintersemester 1997/98 unterstrichen. Die Fakultät verpflichtete sich, sechs Semesterwochenstunden in den Gender Studies zu lehren. Es öffnete die Feministische Theologie für die Gender Studies. Die gemeinsame Kommission Gender Studies schlug eine Einrichtung einer dauerhaften Professur vor, die Theologische Fakultät lehnte eine Kostenbeteiligung aus vermeintlich finanziellen Gründen ab. Eine Kooperation der Fakultät mit dem Zentrum für transdisziplinäre Geschlechterstudien (ZtG) ermöglichte die Gründung der Juniorprofessur für Theologie und Geschlechterstudien, die von 2007 bis 2016 existierte und von Prof. Dr. Ulrike Auga bekleidet wurde. Zum 1. April 2007 wurde Auga auf die Juniorprofessur im Kontext der Religionswissenschaft, Missionswissenschaft sowie Ökumenik (RMÖ) berufen. Die Stelle wurde durch die Kommission für Frauenförderung (KFF) der HU finanziert und kooperierte mit avancierten Orten der Geschlechterforschung – dem ZtG und dem DFG-Graduiertenkolleg „Geschlecht als Wissenskategorie“, dessen Mit Antragstellerin Auga war.

International viel beachtete Forschungsschwerpunkte waren die Interdependenz zwischen Biopolitik, Staat und Religion sowie die Anwendung postkolonialer, postsäkularer und Gender/Queerer Epistemologien auf Religionsforschung und Theologie. Ulrike Auga trat für eine Analyse der Religion als eines zentralen Faktors der Geschlechterkonstruktionen ein und etablierte Religion als „intersektionale Kategorie“. Die Lehre in Englisch und Deutsch umfasste neben RMÖ-Themen Vorlesungen, Seminare, Exkursionen zu Theologie und Geschlechtertheorien, öffentliche Theologien, Religion, Handlungsmacht und Geschlecht in den Transitionen von DDR/Westdeutschland, Südafrika, Westafrika, Wahrheits- und Versöhnungskommissionen, Menschenrechte, Männlichkeitsforschung. Auga arbeitete in Exzellenzinitiativen mit, lehrte im MA-Austauschprogramm in Stellenbosch, Pietermaritzburg, Durban und kooperierte mit Winchester (Lisa Isherwood). Im Zuge der Studienreform überarbeitete Auga verschiedene Module zu „Religion



und Geschlecht“. Die Juniorprofessur war an allen Prüfungsformen beteiligt. Von Auga wurden mit Studierenden wie Bertram Schirr und Kerstin Menzel stark beachtete Universitätsgottesdienste durchgeführt.

Im Wintersemester 2010/11 bestätigte die Evaluierungskommission herausragende Leistungen der Juniorprofessur in Forschung, Lehre, Drittmittelinwerbung und verlängerte diese um drei Jahre. Von 2013 bis 2014 gewann Auga den Bonhoeffer-Stiftungspreis und lehrte am Union Theological Seminary, NYC während Teresa Forcades i Vila die Juniorprofessur vertrat. Von 2015 bis 2016 forschte Auga mit am Center for Theological Inquiry Princeton mit einem NASA-Preis. Die Juniorprofessur wurde von Farah Zeb gestaltet. Die Juniorprofessur

konnte für Auga bis Ende des Sommersemesters 2016 erweitert werden. Trotz Einsatzes des ZtG, der Frauenbeauftragten und Studierenden konnte die Fakultät keine finanziellen Mittel für eine Verstetigung der Stelle finden. Nach Ablauf der Qualifizierungszeit fiel die Juniorprofessur – als nicht zum Stellenkontingent der Fakultät gehörend – zurück in das Kontingent der KFF zur Förderung von Nachwuchswissenschaftlerinnen. Ulrike Auga lehrte im Wintersemester 2016/17 als Gastprofessorin für Gender, Diversity und Kulturtheorie an der HU und betreut weiterhin Studierende und Promovierende der Theologie als Mitglied des ZtG. 2017 gewann sie den Humboldt-Princeton Strategic Partnership Grant in Gender Studies.

Ulrike E. Auga

Literatur

Ulrike Auga, „Feministische und Geschlechterbewusste Arbeitskreise und Theologien in der DDR“, in: Digitales Deutsches Frauenarchiv, Dachverband deutschsprachiger Lesben-/Frauenarchive, -bibliotheken und -dokumentationsstellen i.d.a 2019. <https://www.digitales-deutsches-frauenarchiv.de/themen/feministische-und-geschlechterbewusste-arbeitskreise-und-theologien-der-ddr> [Zugriff am 6.3.2019].

Christl M. Maier, „Erfolgsmodelle der Institutionalisierung Feministischer Theologie an Universitäten und Evangelischen Kirchlichen Hochschulen: Berlin“, in: Gisela Matthiae, Renata Jost u. a. (Hgg.), *Feministische Theologie. Initiativen, Kirchen, Universitäten – eine Erfolgsgeschichte*, Gütersloher Verlagshaus: Gütersloh 2008, S. 253–256.

Anne Mareike Müller, *Geschichte, Werden und Bedeutung der Professur Theologie und Geschlechterstudien an der Theologischen Fakultät der Humboldt-Universität zu Berlin. Eine Geschichte mit Zukunft*, Berlin 2011.

Für mehr Gleichberechtigung, Vielfalt und ein Miteinander der Geschlechter

„Wir wollten und wollen die männlich geprägte Kirchenwelt aufmischen“, sagte mir neulich eine Gesprächspartnerin, als ich sie nach ihrem Engagement für mehr Rechte für Frauen fragte. Dies sagte sie mir, der ich in den 80er-Jahren konfirmiert wurde und für den es seit der Kindheit selbstverständlich ist, dass Pfarrerinnen und Bischöfinnen Dienst in unserer Kirche tun.

Ich bin so erzogen worden. Doch die Tatsache, dass Frauen ihren Dienst in Wort und Sakrament tun, war für Generationen vor mir nicht Alltag gewesen. Auch wenn viele sagen, dass die Frauenordination eine besondere Frucht der Reformation sei, so muss dennoch gesagt werden, dass diese Frucht nur sehr langsam gewachsen ist und es viel zu lange gedauert hat, bis diese Erkenntnis auch in Kirchenordnungen niedergeschrieben wurde.

Die Einführung der Frauenordination ist im Vergleich jüngeren Datums. Auch in unserer Kirche ist der tiefe Schmerz bei älteren Pfarrerinnen noch in lebendiger Erinnerung. Das wissen vor allem diejenigen, die tapfer gegen Widerstände für ihren Zugang zum Pfarrberuf gekämpft haben. Das wissen die, die den harten und steinigen Weg gehen mussten, als sie ihre Berufung erkannt und sich für den Beruf der Pfarrerin entschieden haben. Die Lebensgeschichte so mancher Pfarrerin lässt die Kraft der Berufung erahnen. Für ihr Engagement ist von Herzen zu danken. Zu danken ist aber auch für ihren Lebenserfolg: In der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz sind derzeit 933 Personen im Pfarrdienst, unter ihnen 407 Frauen.

Wenn wir auf die letzten 75 Jahre zurückblicken, dann stellen wir markante Fortschritte in der Teilhabe von Frauen am geistlichen Amt fest. Heute kann sich wohl niemand mehr eine evangelische Kirche ohne Pfarrerinnen vorstellen. Wenn wir an die verschiedenen Aufgaben in den Kirchengemeinden und Einrichtungen denken, können wir uns die Kompetenz und das Engagement der Pfarrerinnen nicht mehr wegdenken. Denn es ist ein Segen, dass Predigerinnen und Seelsorgerinnen wie ihre männlichen Kollegen durch die Verkündigung des Evangeliums ihren Dienst am Menschen tun. Ohne die weiblichen Ordinierten wäre unsere Kirche wesentlich ärmer – in ihrer Erscheinung und in ihrer Vielfalt –, denn unsere Kirche gewinnt durch die unterschiedlichen Ausdrucksmöglichkeiten von Frauen und Männern im geistlichen Amt an Profil und an Ausstrahlung.

Paulus schreibt: „Hier ist nicht Jude noch Grieche. Hier ist nicht Knecht noch freier Mensch. Hier ist nicht Mann noch Frau. Denn Ihr seid allesamt einer in Christus Jesus!“ (Galater 3, 28) Paulus stellt sich keine geschlechtslose Einheit der Gemeinschaft der Gläubigen vor, sondern eine an guten Beziehungen reiche Umgangskultur innerhalb der Kirche Jesus Christi. Der urchristliche Gleichheitsansatz des Paulus im Sinne einer Berufung verlangt gerade danach, die Gaben und Fähigkeiten von Frauen zu schätzen und sie zur Geltung zu bringen. So geschieht es, wenn die Frauen nicht nur als Pfarrerinnen, sondern auch als Diakoninnen, Religionspädagoginnen, Katechetinnen, als Kirchenmusikerinnen, Wissenschaftlerinnen und Verwaltungsangestellte dieser Berufung Folge leisten.

Die Erkenntnis, dass Vielfalt in Kirche und Gesellschaft bereichert, ist eine Frucht der vergangenen Jahrzehnte, und gerade diese waren mit Blick auf die Frauenordination nicht ohne Konflikte und Auseinandersetzungen.

Da war und ist es weiterhin gut, dass Netzwerke aufgebaut und mögliche Kooperationspartner*innen ausgelotet, Plattformen für Austausch und Vernetzung etabliert wurden und werden. Nicht weniger gehört da auch dazu, dass die Sensibilisierung für Fragen von Geschlechtergerechtigkeit und Vielfalt sowie die Reflexion überlieferter und erlernter Rollenbilder weiterhin vorangetrieben werden.

Bei den paulinischen Worten: „Und wenn ein Glied leidet, so leiden alle Glieder mit, und wenn ein Glied geehrt wird, so freuen sich alle Glieder mit.“ (1.Kor. 12, 26) denke ich unweigerlich auch an das Miteinander der Geschlechter in unserer Kirche. Ich freue mich an den Talenten, an dem reichen Schatz an Frauen und Männern und an der gewachsenen Gemeinschaft, die in unserer Kirche noch mehr von gleichberechtigten Beziehungen getragen sein könnte. Zu oft sind es in der verfassten Kirche und auch in der Diakonie immer noch ausschließlich Männer, die über Mittelvergabe oder Stellenbesetzungen entscheiden, obwohl wir gemeinschaftlich aufgerufen sind, an Lösungen für gendergerechte Stellenbesetzungen, die Überwindung des Gender Pay Gap, an Meinungsbildung zu Geschlechtergerechtigkeit und Vielfalt mitzuwirken.

Was wollen wir also heute? In den letzten drei Jahren gewann die Frage des Miteinanders der Geschlechter

an politischer Bedeutung, der sich auch die Institution Kirche nicht entziehen konnte. Was heißt Gleichberechtigung heute? Wie verändern sich Lebens- und Arbeitswelten von Frauen und Männern? Folgen die Strukturen im Kirchenwesen dem Trend in Wirtschaft- und Gesellschaft? Oder hinken sie hinterher? Die Debatte um Grenzverletzungen und das korrekte Verhalten am Arbeitsplatz tat ihr Übriges, um Diskussionen für ein besseres Miteinander voranzubringen. Inzwischen haben wir an vielen Stellen eindrucksvolle Zeichen und hoffnungsvolle Beispiele für eine weibliche, bunte und vielfältige Kirche. Was wollen wir also heute? Wir wollen weiterhin „aufmischen“ und zeigen, dass vielfältige, geschlechtergemischte (Pfarr-)Teams die stärkeren sind, dass Frauen in Gremien auch leiten und mehr Frauen auf Podien eine Selbstverständlichkeit darstellen, und dass bei der Förderung ebenfalls Vielfalt (Diversity) und Gender mitbedacht werden müssen.

Und wollen wir grundsätzlich im Sinne des Evangeliums zeigen, dass verfasste Kirche und Diakonie gesellschaftliche Vorreiterinnen sein sollten, wenn es um Chancengerechtigkeit und ein vielfältiges Miteinander geht?

Wenn dem so sein soll, dann möchte ich aber vor allem auch die Männer in die Verantwortung genommen wissen, denn ohne deren Beteiligung kann uns dies nicht gelingen. Es ist die Aufgabe aller Geschlechter, das Ziel der Veränderung, der Befreiung und das Schaffen neuer Chancen anzupacken.

Zum Schluss ist da noch die Frage der Quotenregelung – sie ist nicht weniger bedeutend. Niemand findet Quoten elegant, denn juristisch sind sie ohnehin angreifbar. Sie sind allerdings ein bedenkenswertes Mittel zum Zweck und auf Zeit, wenn man das Verhältnis von Frauen und Männern und ihr Miteinander auch in kirchlichen Gremien und Institutionen ändern möchte. In Diskussionen wird mir immer wieder gesagt: Erst wenn der Frauenanteil in einer Organisation oder in einer Arbeits Einheit 30 Prozent erreicht habe, sei ein Kulturwandel spürbar. Aber es geht ohnehin nicht nur um das Erreichen einer Zielbestimmung, denn Gleichberechtigung hieße ja 50 Prozent. Ganz zu schweigen von der wachsenden Gruppe der Personen, die sich der binären Geschlechternorm entziehen möchte, gar aus den herkömmlichen Quotensystemen fällt. Dass eine kirchliche



Welt, in der Frauen die Hälfte der Dienste und Entscheidungen verantworten, eine bessere, offenere und vielfältigere Kirche sei, wage ich nicht zu behaupten.

Weniger um das Erreichen der Zielbestimmung geht es bei der Quote, als vielmehr um den Kulturwandel auf dem Weg dorthin. Und unabhängig davon geht es heutzutage um die Frage, wer sich mit entsprechender Qualifikation überhaupt noch für den Dienst in der Kirche bereitfinden möchte.

Vor diesem Hintergrund habe ich für die kommenden Jahre zwei wesentliche Wünsche mit Blick auf mein Engagement:

Mögen einerseits unsere Anstrengungen so Frucht tragen, dass die Frage der Gleichstellung zwischen Männern und Frauen in der Kirche zwar eine Selbstverständlichkeit, aber bald kein Thema mehr sein wird.

Und möge andererseits die Freude an dem, was in den vergangenen 75 Jahren gewachsen ist, die haupt- und ehrenamtlich Mitarbeitenden so beflügeln, für mehr Gemeinschaft und Gerechtigkeit einzutreten, damit weiter möglichst viele Menschen sich in den Dienst der Kirche und der Gemeinschaft Jesu Christi stellen lassen.

Kristian Gaiser

Gleichstellungsbeauftragter der
Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-
schlesische Oberlausitz (EKBO)

Das Mentoringprogramm der EKBO

Durch meine Vikarsmentorin Martina Gern, Gemeindepfarrerin in Schlachtensee, habe ich 1986/87 wertvolle Erfahrungen bei meinen ersten Schritten im Beruf sammeln können. Ich wollte zu einer Frau, um zu lernen, wie eine Pfarrerin in der überwiegend männlichen geprägten Pfarrerschaft ihren Dienst tut. Als Martina Gern 1989 die erste Superintendentin in der EKIBB (West) wurde, blieb sie mir Vorbild und Verbündete, die Zeit als Mentorin aber war zu Ende. Ich musste ab 1989 meinen Weg in eine Pfarrstelle und später als stellvertretende Superintendentin selbständig gehen. Wie gerne hätte ich auch hier eine Mentorin zur Seite gehabt, eine erfahrene Schwester, mit der ich meine persönlichen Perspektiven und Chancen diskutieren könnte, von der ich Impulse und kritische Rückmeldungen zur Weiterentwicklung bekäme, vor allem auch bei meinen Anfängen 2004 als Oberkonsistorialrätin in einem auf theologischer Seite durchgehend männlich geprägten Konsistorium.

In meinem neuen Amt erlebte ich bei der Besetzung von Superintendenturen, wie schwer sich Pfarrerinnen finden lassen, die dieses schöne und verantwortungsvolle Amt ausüben wollten. Gleichzeitig gab es immer Männer, die sich das sofort zutrauten und sich selbstbewusst dem Wahlverfahren stellten.

Über viele Jahre hinweg wurden nur vier bis fünf von fünfundzwanzig Kirchenkreisen von Frauen geleitet. Und als 2016 und 2017 zwei weitere gestandene Superintendentinnen in den Ruhestand traten und Männer folgten, gab es unter uns ordinierten Frauen einen spürbaren Ruck. In einem Forum „Lust auf Leitung“, an dem 140 Pfarrerinnen aus der ganzen Landeskirche teilnahmen, entstand die Idee, ein Mentoringprogramm in Gang zu setzen und auf diese Weise Frauen Mut zu machen, sich auf eine Leitungsfunktion einzulassen.

Deshalb bietet die EKBO jetzt zum ersten Mal ein Mentoringprogramm für Pfarrerinnen an. Dreizehn erfahrene Führungsfrauen aus verschiedenen kirchlichen Leitungsbereichen bilden mit dreizehn Pfarrerinnen Tandems. Das Programm verbindet Workshops zur Weiterentwicklung eigener Leitungskompetenzen mit Beratung und Austausch im Mentorin-Mentee-Tandem. Es schafft konkrete Verbindungen zwischen den Erfahrun-



Das Mentoring-Programm für Frauen im ordinierten Dienst hat begonnen: Dreizehn Pfarrerinnen und ihre Mentorinnen trafen sich im Januar 2019 zum ersten Mal. Das einjährige Programm verbindet Workshops mit Beratung und Austausch. Und ist Teil eines Paketes mit verschiedenen Maßnahmen, mit dem insbesondere auf den geringen Anteil von Frauen in den mittleren Leitungsebenen reagiert wird.

gen im alltäglichen Pfarrdienst und den Leitungsebenen. Es bringt Wertesysteme, Rollenverständnisse, Motivationen und Erwartungshaltungen in einem professionellen und organisierten Rahmen zusammen. Zu Themen wie Kulturwandel in Organisationen, genderbewusste Arbeit, strategisches Netzwerken sind Referentinnen eingeladen, für Kamingespräche kommen weitere leitende Personen hinzu.

Das Mentoringprogramm ist ein Baustein, um unter anderem das Ziel von mindestens zwölf Superintendentinnen in fünfundzwanzig Kirchenkreisen zu erreichen. Wir sind überzeugt, dass es eine wirklich gut investierte Zeit ist, von der Mentees, Mentorinnen und unsere ganze Kirche profitieren werden. Darüber hinaus ist von allen Verantwortlichen kirchenpolitischer Wille, administrative Anpassungsfähigkeit und die individuelle Bereitschaft von Frauen, mehr Verantwortung zu übernehmen, nötig. Ich bin guten Mutes, dass unsere Töchter es schaffen werden.

Dorothea Braeuer

Pfarrer*innen 21

Eine Initiative für die Zukunft des Pfarramts

Der Pfarrberuf ist im Wandel. Selbstverständlich wird das Pfarramt im 21. Jahrhundert von Frauen wie Männern ausgeübt. Zur beruflichen Realität gehört, dass Pfarrer*innen neben ihrem Einsatz in Kirche und Gemeinde auch Eltern sind, Familienangehörige pflegen und dabei Partner*innen an ihrer Seite haben, die ihrerseits voll berufstätig sind. Überkommene Pfarrbilder verflüssigen sich und werden kritisch reflektiert.

Bereits in ihrer Ausbildung lernen Vikarinnen und Vikare, auf die nötige Balance zwischen Beruf und Privatleben zu achten.

Nicht überall stoßen die komplexer gewordenen Anforderungen an den Pfarrberuf auf Verständnis. Professionelle Berufseinstellung der Pfarrperson und Erwartungshorizonte vieler Gemeindemitglieder prallen teilweise hart aufeinander. Pfarrbilder aus dem 19. Jahrhundert treffen hier auf Lebensrealitäten des 21. Jahrhunderts. Die Probleme, die damit verbunden sind, reichen weit über den jeweiligen Einzelfall hinaus. Sie verweisen vielmehr auf eine strukturelle Ebene. Zentrale Streitpunkte sind z.B. Vereinbarungen über Arbeits-



zeit- und Teilzeitmodelle, Umgang mit Sorge- und Erziehungszeiten von Kindern und Angehörigen sowie die Entlastung von dienstfremden Tätigkeiten.

Die Impulsgruppe Pfarrer*innen21, eine Initiative von Pfarrer*innen und Gemeindepädagog*innen der EKBO, hat diese Problematik aufgegriffen und sich zur Aufgabe gemacht, im konstruktiven Austausch mit Betroffenen und Gesprächspartner*innen der

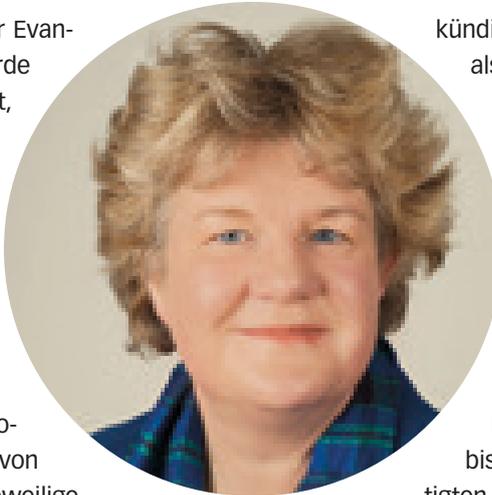
Landeskirche überfällige Reformen des Pfarrberufs zu formulieren und umzusetzen. Ziel der offenen Denkwerkstatt ist es, einen Kulturwandel im Pfarrberuf einzuleiten und diesen damit zugleich auf neue Weise attraktiv zu machen. Einiges ist bereits auf den Weg gebracht worden, wie die Ausrichtung einer sehr gut besuchten Zukunftswerkstatt, auf der Betroffene gehört, zentrale Fragestellungen gesammelt und eine umfassende Problemanzeige erstellt wurde. Weitere Schritte sind noch zu gehen – auf dem Weg ins Pfarramt des 21. Jahrhunderts.

Solveig Enk für die Impulsgruppe

Das Innovationspotential der ökumenischen Frauenordinationsdiskussion

Als ich 1980 mit dem Studium der Evangelischen Theologie begann, wurde mir zu meinem Erstaunen bewusst, dass die relativ uneingeschränkte Ordination von Frauen erst seit wenigen Jahren in den evangelischen Kirchen in Deutschland möglich war. Aufgrund meines schon damals bestehenden ökumenischen Interesses stellte ich die Frage, welche Wirkung der jeweilige sozioökonomische Kontext und die Situation von Frauen in der Gesellschaft, die jeweilige kirchlich-institutionelle Struktur und der ökumenisch-konfessionelle Kontext auf die Entwicklung der Diskussion und Praxis der Frauenordination hatten. Deshalb untersuchte ich in meiner Promotion die historische Entwicklung und die aktuelle Praxis von Theologinnen in drei differenten lutherischen Kirchen in Ost und West, in Nord und Süd, in Bayern, Mecklenburg und Brasilien vom Auftreten der ersten Theologinnen bis 1990.

In Bayern stellte sich die Frage nach der Beteiligung von Frauen am geistlichen Amt seitdem in den 1920er-Jahren die ersten Frauen an staatlichen Fakultäten Theologie studiert und danach ihr erstes kirchliches Examen abgelegt hatten. In den 1930er-Jahren bildete sich der bayerische Theologinnenkonvent und formulierte 1938 eine erste Denkschrift. Für die stetige Weiterentwicklung der Diskussion bis zur weitgehend uneingeschränkten Einführung der Frauenordination 1975 in Bayern waren das Engagement kirchenreformerischer Gruppen, der Theologinnenkonvent selbst und die Landessynode unter der Beteiligung von Frauen entscheidend. Theologisch innovativ wirkte sich die Frauenordination im Blick auf das Geschlechterverhältnis aus, indem schließlich die Gottebenbildlichkeit, die Gleichbegnadung beider Geschlechter und die gemeinsame Teilhabe am Leib Christi als Erfüllung der eschatologischen Verheißung als anthropologische Konzeption akzeptiert wurden. Im Blick auf die Hermeneutik setzte sich gegen fundamentalistische Auffassungen das reformatorische Kriterium „was Christum treibet“ durch. Hinsichtlich des Amtsverständnisses wurden unter Bezug auf Confessio Augustana VII die Verantwortung für die öffentliche Wortver-



kündigung und Sakramentsverwaltung als zentral angesehen. Für die ökumenische Kooperation wurde – unter anderem nach einer Intervention des katholischen Theologen Karl Rahner – konstatiert, dass nicht die Übereinstimmung in allen Ordnungsfragen notwendig ist.

Auch in Mecklenburg vergingen Jahrzehnte von den ersten Regelungen in den 1920er-Jahren bis zum Beschluss der gleichberechtigten Frauenordination 1972. Die Diskussion begann in den 1920er-Jahren mit der Bereitschaft, kirchliche Konsequenzen aus der gesellschaftlichen Gleichstellung der Geschlechter zu ziehen – im Unterschied zur Situation nach 1945, als die Kirchen in der DDR ihre Position zunächst eher in Distanz zur gesellschaftlichen Einbeziehung von Frauen in die Erwerbsarbeit formulierten. Die Theologinnen blieben dort nach 1945 nur locker organisiert, auch um durch innerkirchliche Geschlossenheit gegenüber dem realsozialistischen Staat möglichst wenig Angriffsfläche zu bieten. Sie trugen neben der Gemeindegarbeit durch Arbeitsfelder in der Anstaltsseelsorge, Frauenarbeit, Gemeinmediakonie zur kirchlichen Erneuerung bei. Für die ökumenische Verhältnisbestimmung galt die Erfüllung der zentralen Amtsaufgaben nach Confessio Augustana Artikel VII, die öffentliche Wortverkündigung und Sakramentsverwaltung, als zentral und nicht die Übereinstimmung in allen Ordnungsfragen.

In Brasilien kam die Diskussion über die Frauenordination mit dem Studium der ersten Frauen an der nach 1945 gegründeten kirchlichen Hochschule auf. Sie war entstanden, als die deutsch-lutherische Migrantenkirche sich immer mehr zu einer auf den brasilianischen Kontext und die ökumenische Kooperation bezogenen Kirche wandelte und als Reaktion auf die Entwicklung der Frauenerwerbsarbeit in der bürgerlichen Mittelschicht in den 1970er-Jahren. Viele der examinierten jungen Theologinnen suchten Ende der 1970er-/Anfang der 1980er-Jahre nach alternativen kirchlichen Arbeitsfeldern außerhalb der traditionellen Gemeinden mit marginalisierten und ab der zweiten Hälfte der 1980er-Jahre

vor allem nach feministisch-befreiungstheologischen Konzeptionen für die pastorale Arbeit mit Frauen sowohl in alternativen Arbeitsfeldern als auch in traditionellen Gemeinden und in der kirchlichen Frauenarbeit. Hinsichtlich des kirchlichen Kontextes waren die Entscheidungen der kirchlichen Verwaltung und von Einzelpersonen wichtig, die ihre Zustimmung zur Aufnahme der jeweiligen Theologiestudentin an der kirchlichen Hochschule geben mussten. Die Kirchenleitung sah nach der Entscheidung für die Frauenordination diese als Chance, sich im gesellschaftlich-nationalen und im international-ökumenischen Kontext als fortschrittlich im Blick auf die Befreiung der Frauen zu profilieren. Im Blick auf das Amtsverständnis waren für die Theologinnen selbst die Konvivenz mit Marginalisierten zum Beispiel an der Peripherie der Millionenstädte oder mit Indigenas im Amazonasgebiet und die demokratische Entscheidungsfindung mit diesen zentral. Als Ziel der pastoralen Arbeit der Theologinnen wurde die Befreiung von Frauen in Kirche und Gesellschaft angestrebt. Oft arbeiteten sie mit befreiungstheologisch orientierten Laiinnen und Geistlichen in anderen Kirchen intensiv zusammen.

Welche theologischen Einsichten sind nun übergreifend auf der Basis der Entwicklung der Frauenordination in den drei untersuchten Kirchen zu formulieren?

Der sozioökonomische Kontext mit der dort anzutreffenden Rolle von Frauen in Kirche, Religion, Politik, Wirtschaft und Wissenschaft spielte in allen drei Bereichen eine wichtige Rolle, damit die Frage der Vereinbarkeit von Familie und Beruf im geistlichen Amt auf einer breiteren Basis angegangen werden konnte. Sozialethisch waren in Bayern und Brasilien die Aufbruchssignale zu einer prophetisch-evangeliumsgemäßen Erneuerung in Kirche und Gesellschaft für einen gleichberechtigten Zugang beider Geschlechter zu Ausbildung und Berufsaus-

übung sowie die Verbindung von Beruf und Privatleben wichtig, während die lutherische Kirche in Mecklenburg nach 1945 erst einmal auf Distanz zur gesellschaftlichen Entwicklung ging. Ekklesiologisch wurde sowohl die Frage nach dem reformatorischen Zentrum des geistlichen Amtes mit dem Hinweis auf die in der Confessio Augustana Artikel VII formulierten Kernstücke ordnungsgemäße Sakramentsverwaltung und öffentliche Evangeliumsverkündigung geklärt als auch die Frage nach einer demokratischen, partizipatorischen Männer und Frauen, Geistliche, Laiinnen und Laien beteiligenden kirchlichen Entscheidungsstruktur und nach dem Konzept einer ökumenischen Kooperation, die keine Übereinstimmung in allen Ordnungsfragen verlangt.

Bringen wir diese Einsichten aus der ökumenisch-interkontextuellen Entwicklung in das ökumenisch-interkonfessionelle Gespräch über die Frauenordination ein, wird deutlich, dass das komplementär-mariologische geschlechtshierarchische Frauenbild in der katholischen wie in den orthodoxen Kirchen, die auf männliche Geistliche konzentrierten klerikalen Entscheidungsstrukturen sowie ein auf die Übereinstimmung mit der biologischen Männlichkeit Jesu und seiner Jünger konzentriertes exklusives Amtsverständnis wenig Chancen für eine gleichberechtigte Partizipation von Frauen am geistlichen pastoralen Amt in der römisch-katholischen Kirche als auch in den orthodoxen Kirchen bieten. Zugleich ermutigt der Blick auf den jahrzehntelangen, in vielen reformatorischen Kirchen bis in die Gegenwart andauernden Diskussionsprozess dazu, die Hoffnung auf eine gemeinsame transformatorische Hinwendung zum biblischen Zeugnis und den oft ja durchaus auch ökumenisch fruchtbaren Praxiserfahrungen der ordinierten Theologinnen immer wieder neu zu nähren.

Gerdi Nützel

Frauenordination

Blick in die Ökumene

Während Frauen in der United Methodist Church bereits im 19. Jahrhundert zum Predigen beauftragt und als Deacon ordiniert wurden,¹ lag vor den Frauen in Nordwesteuropa noch ein langer Weg ins ordinierte Amt. Diese Ungleichzeitigkeit der Entwicklung in der Ökumene lässt sich bis heute wahrnehmen. Als die United Methodist Church in der 1980er-Jahren die ersten Bischöfinnen wählte, wurden andernorts die Frauen noch nicht einmal ins Pfarramt ordiniert.

Anfang des 20. Jahrhunderts gab es in Europa einzelne Frauenordinationen (beispielsweise 1904 in Großbritannien oder 1918 in der Schweiz), das ordinierte Amt war jedoch auch in den europäischen Nachbarländern meistens bis nach dem Zweiten Weltkrieg den Männern vorbehalten. Danach galt es fast überall als Amt „sui generis“² und war mit entsprechenden Beschränkungen versehen (Vetorechte gegen Frauen im Amt, Forderung von zölibatärem Leben, unterschiedliche Amtsbezeichnung, eingeschränkter Dienst).

In der lutherischen Kirche in Schweden beispielsweise, bis 2000 Staatskirche, dauerte es bis 1960, bevor die ersten drei Frauen ordiniert werden konnten, obwohl Frauen ab 1946 die volle Gleichberechtigung im Staatsdienst zu Teil wurde.³ Eine Einschränkungsklausel wurde zwar 1982 abgeschafft, es bildete sich jedoch die sogenannte „Fria synod“ (Freie Synode) mit „Dekanaten“ in allen Bistümern, wo sich Gegner der Frauenordination sammelten. Einige Frauen wanderten teilweise aus, zum Beispiel nach Lettland, wo die Frauenordination 2016 durch Verfassungsänderung wieder verboten wurde.⁴

In Dänemark konnten bereits 1948 drei Frauen ordiniert werden, die erste Bischöfin wurde im Bistum Grönland 1995 gewählt. In Norwegen wurde die erste Frau 1961 ordiniert, Island folgte 1974 und in Finnland wurde bis 1986 um die Frauenordination gestritten, bevor 1988 eine Frau ordiniert wurde. Die Synode der lutherischen

Kirche in den Niederlanden stellte zwar schon 1922 fest, dass kein grundsätzliches Argument gegen die Ordination von Frauen in der Kirchenordnung vorliege, bis zur ersten verheirateten Frau im Pfarramt vergingen jedoch noch über 50 Jahre.

Anders als die Mehrheit ihrer deutschen Schwestern strebten die Theologinnen in der Schweiz von Anfang an das volle Pfarramt an und wollten sich nicht mit einem Amt „sui generis“ zufrieden geben. Obwohl es in den Kantonen Ausnahmen gab, fiel die letzte Einschränkung für ordinierte Frauen bei voller Gleichstellung erst zwischen 1979 und 1981.

In unserem Nachbarland Polen hat die Synode der Evangelischen Kirche Augsburgischen Bekenntnisses die Mehrheit für die Frauenordination im Jahr 2016 knapp verfehlt.

Auch der Blick in die außereuropäische Ökumene zeigt, dass der Weg zur Gleichstellung im Amt lang und steinig war und teilweise bis heute nicht zu Ende gegangen ist. In der presbyterianischen Kirche in der Republik Korea beispielsweise werden Frauen zwar ordiniert, aber – wenn überhaupt – als „Hilfspfarrerin“ einem leitenden Pfarrer zugeordnet und in ihrer Dienstausübung eingeschränkt. Gemeinden, die keine Pfarrstelle finanzieren können, wenden sich gern an Pfarrerinnen mit berufstätigen Ehemännern, so dass sich ein Großteil der weiblichen Amtsträgerinnen in strukturschwachen Gebieten und ländlichen Gemeinden Südkoreas konzentrieren.⁵

Bei den afrikanischen Partnerkirchen der EKBO, Äthiopien, Tansania und Südliches Afrika, wurde die Ordination von Frauen in das geistliche Amt zwischen 1985 und 2000 sukzessive eingeführt. In den Kirchen im Nahen Osten und im Heiligen Land ist die Frauenordination per Grundsatzbeschluss seit 2010 gestattet und wird nun allmählich praktiziert. Die presbyterianische Kirche

1 Vgl. zum Folgenden: Cornelia Schlarb, Frauenordination weltweit. Zur Gleichstellung der Frau im geistlichen Amt, in: Deutsches Pfarrerblatt, Heft 2/2017, S. 64–69

2 „Amt eigener Art“, „besonderes Amt“

3 Heidemarie Wunsch, Theologinnen in Schweden – der Weg ins Pfarramt, in: Theologinnen. Berichte aus der Arbeit des Konvents Evangelischer Theologinnen in der Bundesrepublik Deutschland 29, 2016, S. 134–138

4 Heidemarie Wunsch, zitiert in Schlarb 2017 (wie Anm. 1).

5 Dr. Min Heui Cheon, Bis zur „gläsernen Decke“, in: Hier stehe ich! Frauen, Reformation und die Eine Welt. Dokumentation zur Frauenkonsultation, hrsg. vom Berliner Missionswerk, https://www.berliner-missionswerk.de/uploads/tx_bmwpublications/BMW_Doku_Frauen-Konsultation_low.pdf



Abschlussgottesdienst der Frauenkonsultation des Berliner Missionswerkes mit Frauen aus den Partnerkirchen der EKBO (2016)

auf Kuba ordiniert Frauen seit 1967. Von den ostasiatischen Partnern der EKBO fällt Japan ins Auge: In der Vereinigten Kirche Christi in Japan (Kyodan) wurde bereits 1933 die erste Frau ordiniert.

Dass erst mit Frauenordination und voller Gleichstellung dem Priestertum aller Getauften Rechnung getragen wird, hat der Lutherische Weltbund 2007 in seinem „Lund Statement“ formuliert: „Die Zeichen der Versöhnung und Einheit in Christus sind verdunkelt, wenn Frauen die Ordination und Gleichstellung verweigert wird.“⁶

Der Konvent evangelischer Theologinnen in der Bundesrepublik Deutschland e.V. hat auf seiner Webseite eine immer wieder aktualisierte Übersicht⁷ zusammengestellt, aus der zu ersehen ist, in welchen Ländern und Kirchen Frauen ordiniert werden und wo nicht.

Auffallend ist beim Blick in die Ökumene nicht nur die Gleichzeitigkeit von gesellschaftlichem Wandel und Fortschritt einerseits und Gleichstellung von Frauen im geistlichen Amt andererseits, sondern vor allem die Ähnlichkeit der Anfangsschwierigkeiten (Amt „sui generis“) und der Gegenargumente, die bei der Wahl von Frauen in höhere Ämter, teilweise in abgewandelter Form, wiederholt werden. Klare Worte helfen weiter, wie beispielsweise die Antwort der EKD auf die Widerstände gegen die Wahl der ersten Bischöfin Maria Jepsen 1992: „Der ökumenische Dialog wird durch die Wahl einer Bischöfin nicht ungebührlich belastet.“⁸

Die Frauen selbst brauchen gegenseitige Ermutigung und Geduld, um ihren Weg zur Gleichstellung im Amt, die theologisch geboten ist, weiter zu gehen. Er ist weltweit noch lange nicht zu Ende.

Barbara Deml

⁶ The Lund Statement by the Lutheran World Federation – A Communion of Churches, Lund, Sweden, March 26, 2007 zitiert in Schlarb 2017 (wie Anm. 1), S. 64–69

⁷ <https://frauenordination-weltweit.org>

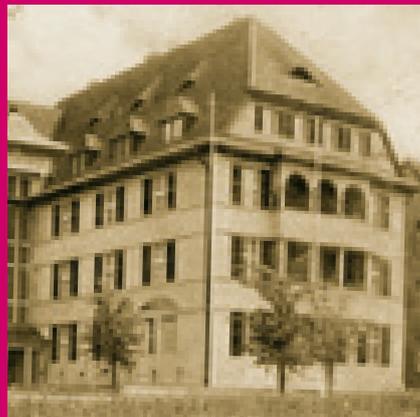
⁸ Zitiert in: Pionierinnen im Pfarramt (4). Frauen am Altar, auf <https://www.ekir.de/www/service/globig-herbrecht-19454.php> (21. November 2015)



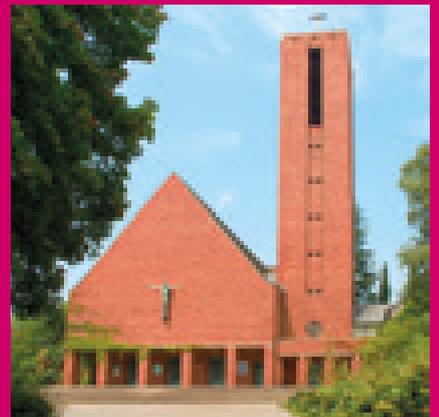
tniskirche1©Ge-
NL (CC BY-SA



Heiligengrabe,_Kloster_Stift_zum_Hei-
ligengrabe©Dietmar Rabich (CC BY-SA
4.0).tif



Berlin-Berlin-Dahlem-Burckhardt-
Haus-x-Berlin-Berlin-Stadtkreis.tif



Jesus-Christus-Church.Berlin-Dah-
lem© Berkan.tif

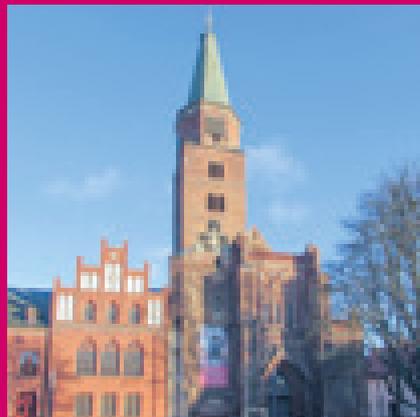


B
A

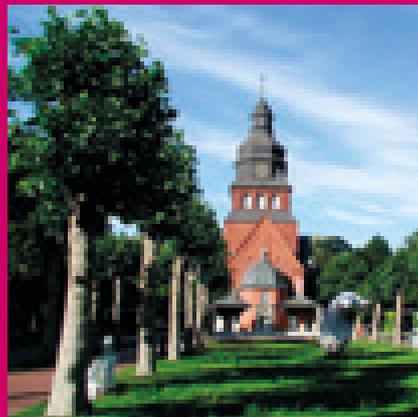
VII. Theologinnen-Orte



berlin_Missionshaus_Friedrichshain©
L.Savin, Wikimedia Commons.tif



Dom_brandenburg_vorderseite©Gre-
gor Rom (CC BY-SA 4.0).tif



Stiftskirche-Johannesstift©Wolfgang
Kern.tif



Sachsenhausen_(Oranienburg)
G. Oberlack_CC BY-SA 4.0.tif

Das Burckhardthaus

Das Burckhardthaus im Rudeloffweg 25, Berlin-Zehlendorf, war von 1914 bis Anfang der 1950er-Jahre die Bundeszentrale des „Evangelischen Reichsverbandes weiblicher Jugend“. Der Burckhardthaus-Verband, der den Namen seines Gründers Pfarrer Johannes Burckhardt (1853–1914) trug, war in den 1920er-Jahren der größte deutsche Jugendverband für evangelische Mädchen und Frauen und somit das Pendant zum „Christlichen Verein junger Männer“ (CVJM). 1932 zählte er 304 000 Mitglieder. Seit seiner Gründung im Jahr 1893 zeichnete sich der Verband durch die Nähe zur Inneren Mission einerseits und der verfassten Kirche andererseits aus. Seine Arbeit umfasste Sonntagsgruppen für Dienstmädchen, die zur „Sittlichkeit“ erzogen und vor den Gefahren der unübersichtlichen Großstadt Berlin geschützt werden sollten genauso wie Bibelgruppen für Mädchen in den Kirchengemeinden und die Etablierung christlicher Pfadfinderinnenarbeit sowie die Herausgabe verschiedenster christlicher Zeitschriften und Bücher für die weibliche Jugend.

Seit den 1920er-Jahren beteiligte man sich an der Ausbildung zum neu entstehenden Beruf der „evangelischen Gemeindehelferin“. Ab 1923 wurden im „Seminar für kirchlichen Frauendienst“ Frauen zur Arbeit in den prosperierenden evangelischen Kirchengemeinden ausgebildet. Das Curriculum umfasste den Unterricht vor allem in biblischen Fächern, aber auch in Kirchengeschichte, Glaubenslehre, Psychologie und Pädagogik und christlicher Liebesarbeit (Diakonie).

Eine bewegte Geschichte hatte das Burckhardthaus in der Zeit des Nationalsozialismus. Zwar wurde es durch die Nationalsozialisten nicht aufgelöst, wie viele andere freie Jugendverbände, aber seine Arbeit wurde auf „lediglich Wortverkündigung“ beschränkt. So entwickelte es sich von einem Jugendverband mit Mitgliedschaftsprinzip zu einem Arbeitswerk für die evangelische Gemeindejugend. Wichtig war die Lage des Hauses auf dem Gebiet der evangelischen Kirchengemeinde Dahlem. Die Frauen des Burckhardthauses waren der Gemeinde sehr verbunden und beteiligten sich an den Aktivitäten der Bekennenden Kirche. Martin Niemöller und später auch Helmut Gollwitzer unterrichteten am Seminar für kirchlichen Frauendienst.



Nach Ende des Zweiten Weltkrieges blieb der Verband noch für kurze Zeit an seinem Standort in Dahlem. Danach teilte sich die Arbeit in einen bundesrepublikanischen und einen DDR-Zweig. Das Burckhardthaus-West fand einen neuen Ort in Gelnhausen/Hessen, das Burckhardthaus-Ost zunächst in Räumen der Versöhnungsgemeinde an der Bernauer Straße. In den beiden politischen Systemen Deutschlands konnten die Teile des Verbandes in jeweils unterschiedlicher Weise neu aufgebaut und aufgestellt werden. In der Bundesrepublik wieder stärker als eigenständiger Jugendverband mit Verbindung zur verfassten Kirche, in der DDR wurde das Burckhardthaus 1957 der EKD als Rechtsträgerin zugeordnet, um nicht den Anschein zu erwecken, eigenständig zu agieren.

Für die Geschichte der ersten Theologinnen und Pfarrerinnen ist das Burckhardthaus ein wichtiger Ort. Erste Theologinnen, wie Lic. Theol. Anna Paulsen oder Vikarin Ilse Ultsch bauten das Seminar für kirchlichen Frauendienst mit auf oder unterrichteten dort, andere arbeiteten für den Verband als Reisesekretärinnen oder Schriftleiterinnen, weil sie in der Arbeit der Kirchengemeinden noch keinen Platz fanden. Am 22. August 1936 wurden die Burckhardthaus-Mitarbeiterinnen Martha Voigt, Erika Dalichow und Helene Heidepriem von Präses Gerhard Jakobi in der Jesus-Christus-Kirche in Dahlem eingegesegnet.

Rebecca Müller

Das Sprachenkonvikt

Ein verkannter Name

Von 1950 bis 1991 beherbergte der Standort Borsigstraße 5, 10115 Berlin, auf dem Gebiet der DDR das *Sprachenkonvikt*, eine theologische Ausbildungsstätte der Evangelischen Kirche. Die Einrichtung lag bis 1960 in der Verantwortung der kirchlichen Hochschule in Berlin-Zehlendorf (West-Berlin).

Das *Sprachenkonvikt* wurde für das Propädeutikum des Theologiestudiums zum Erlernen der alten Sprachen errichtet und danach benannt. Jedoch wurde bereits in der Gründungsphase die politische Problematik in den Blick genommen: Für Ost-Berliner*innen würde ein Theologiestudium im Westen und somit in der Kirchlichen Hochschule vielleicht nicht für immer möglich sein. Aus diesem Grund wurde ein Standort des theologischen Lernens in Ostberlin benötigt. Die offizielle Begründung lautete hingegen anders. Die Kirchliche Hochschule erklärte, dass sie die Studierenden zunächst an diesem Ort auf das Theologiestudium vorbereiten wolle, da die Kapazitäten in Westberlin nicht ausreichen würden. So wurde unter dem Vorwand des Platzmangels das *Sprachenkonvikt* geschaffen.

Doch bereits 1958 konnten die zuständigen Leitenden im *Sprachenkonvikt* das Studieren von Theologie, über das Erlernen der Sprachen hinaus, ermöglichen.

Trotz fehlender Anerkennung als kirchliche Hochschule agierte die Einrichtung unter dem Deckmantel eines „Sprachenkonvikts“ und schuf mitten in Ostberlin einen Ort, an dem größtenteils frei von staatlichem Eingriff und dessen Ideologie, Theologie gelehrt und studiert werden konnte. Später, im Jahr 1990, wurde das *Sprachenkonvikt* als Kirchliche Hochschule Berlin-Brandenburg anerkannt, jedoch nie von Seiten des SED-Regimes, welches die Einrichtung ausschließlich duldete und sie am Rande der Legalität verortete.

Was 1950 mit vierundzwanzig Studierenden – darunter neun Frauen – begann, entwickelte sich über die Jahre zu einem lebendigen und geachteten Ort theologischen Lernens und Lebens. Studierende und Dozierende, die zum Teil vor Ort wohnten, bildeten eine Gemeinschaft, die durch Tutorensysteme, Feierlichkeiten, Andachten, gemeinsame Mahlzeiten und interdisziplinäre Intensivkurse geprägt waren. Bemühungen, wie die Organisation von Gastvorträgen westlicher Theologen sowie die illegale Beschaffung von westlicher Literatur, machten das Studium unzensurierter Theologie und Philosophie möglich. 1991 wurde das *Sprachenkonvikt* mit der Theologischen Fakultät der Humboldt-Universität zusammengeführt.

Rebecca von Waechter-Spittler



Literatur

Matthias Köckert: Vom Sprachenkonvikt zum Theologischen Konvikt, in: Berliner Theologische Zeitschrift. Jg. 26 (2009), S. 256–272; online in: theologischeskonvikt.de, abgerufen am 4. April 2019

Wolf Krötcke, Das Profil des Berliner Sprachenkonvikts für die selbständige Theologenausbildung in der DDR, überarbeiteter Vortrag auf einer Tagung des Vereins für Berlin-Brandenburgische Kirchengeschichte am 18. April 2009 in Ziesar; online in: theologischeskonvikt.de, abgerufen am 4. April 2019

Rudolf Mau, Das „Sprachenkonvikt“ 1950–1991 Theologische Ausbildungsstätte der Evangelischen Kirche in Berlin-Brandenburg Kirchliche Hochschule Berlin-Brandenburg, in: Der Wahrheit Gottes verpflichtet. Theologische Beiträge aus dem Sprachenkonvikt Berlin für Rudolf Mau, hg. v. Matthias Köckert, Berlin 1993, 11–25.

Vikarinnenseminar

„Vermisst haben wir damals sehr eine Weiterbildung im Predigerseminar“, schreibt Lieselotte Berli im Rückblick und gibt dabei den Wunsch vieler Pfarrvikarinnen wieder. Nach dem Krieg, als ein großer Teil der Pfarrvikarinnen ihre Stellen wieder verlieren, bleibt es beim Pfarrermangel. In der sowjetischen Besatzungszone kommt hinzu, dass nun etliche Pfarrer in den Westen gehen. Auch aufgrund des sich wandelnden Rollenbildes in der DDR durch die geforderte und geförderte Berufstätigkeit von Frauen wird die geregelte Übernahme von Pfarrämtern durch Frauen nun ernsthaft erwogen.

Im Mai 1952 verabschiedet der Rat der Evangelischen Kirche der Altpreußischen Union ein „Kirchengesetz betreffend die Vorbildung und Anstellung von Pfarrvikarinnen in der Evangelischen Kirche der altpreußischen Union“, das am 22. April 1953 in Kraft tritt. Die Ausbildung der Pfarrvikarinnen solle mindestens zwei Jahre dauern. Ein Jahr sei in der Begleitung eines Pfarrers oder einer Pfarrvikarin zu absolvieren. Danach sollten sie nach Möglichkeit einer theologisch-pädagogischen Ausbildungsstätte zugewiesen werden. Dieses Gesetz legt erneut ein spezielles Amt für die Frau mit „ihren besonderen Gaben“ fest und begründet dies mit der „schöpfungsmäßigen Unterschiedenheit von Mann und Frau“.¹

Da ein eigenes Amt jedoch eine eigene Ausbildung erfordert, kommen die Predigerseminare, an denen die zukünftigen Pfarrer ausgebildet werden, dafür nicht infrage. So wird 1951 in der Hannoverschen Kirche das erste Vikarinnenseminar eröffnet. Die Einrichtung eines solchen Seminars im Bereich der Altpreußischen Union folgt mit dem ersten Vikarinnenkurs ab dem 1. November 1952 in der Wohlfahrtsschule der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg im Spandauer Johannesstift.

Die vier Schwerpunkte Homiletik, Katechetik, Seelsorge und soziale Probleme bestimmen die inhaltliche Arbeit im Vikarinnenseminar, das von Dr. Christine Bourbeck geleitet wird. Das große Verdienst der Vikarinnenausbildung im Berliner Johannesstift ist es, die seelsorglichen und sozialen Fragen der Gegenwart umfänglich zu behandeln. In diesen Bereichen ist das Ausbildungskonzept seiner Zeit voraus. Es enthält Themen und Prozesse, die erst später in das Curriculum der Predigerseminare Eingang finden werden. Während das Wittenberger Seminar, jedenfalls in der Wahrnehmung seiner Kritiker, eher Wert auf die kirchliche Einbindung des Nachwuch-

ses legt, sieht Christine Bourbeck vielmehr die Notwendigkeit, aus der kirchlichen Enge herauszutreten und die Menschen in ihren Lebenslagen zu begleiten.

Bis zu ihrem Ruhestand 1961 leitet Christine Bourbeck neun Jahre lang das Vikarinnenseminar. Nach dem Mauerbau bleibt es noch ein paar Jahre erhalten, wird aber schließlich aufgrund der geringen Zahl von Vikarinnen 1965 geschlossen.

Ab dem Jahrgang 1958/59, als Grenzübertritte fast unmöglich werden, richtet man im damaligen Civil-Waisenhaus in Potsdam eine parallele Ausbildungsstätte ein. Die Kurse in Potsdam laufen nun stets vom 1. Oktober bis zum 31. Juli des Folgejahres, also zehn Monate, und werden auch vom Brandenburger Seminardirektor Albrecht Schönherr inhaltlich unterstützt. Die Leitung des Hauses wird in die Hände der Vikarin Erika Matern gelegt.

Als es darum geht, dem Haus einen festen Ort zu geben, fällt die Entscheidung auf Gnadau (bei Magdeburg). Der Grund für den Umzug dürfte in den schwierigen äußeren, vor allem räumlichen Bedingungen liegen. Der damalige Rektor des Gnadauer Pastoralkollegs plant also zusammen mit Erika Opitz, vormals Matern, den Umzug und amtiert in der ersten Zeit auch als kommissarischer Leiter des Vikarinnenseminars. Ihm wird mit der Pastorin (ab 1962!) Renate Schröder eine Studiensekretärin zur Seite gestellt, die für die Organisation des Studienbetriebs und die Begleitung der Vikarinnen zuständig ist. Am 21. Oktober 1962 wird das Seminar schließlich feierlich eröffnet und startet mit zwölf Vikarinnen.

Schon bald nach Beginn des Lehrbetriebs soll die Leitung des Hauses in andere Hände gelegt werden, wohl gemerkt in die Hände eines Mannes. Pastorin Schröder kommt für diese Aufgabe offenbar nicht infrage. So tritt am 1. September 1963 Pfarrer Heino Falcke das Amt des Studiendirektors an und leitet somit als erster Mann ein Vikarinnenseminar. Die inhaltliche Gestaltung des Seminars richtet sich nun zunehmend auf die Vorbereitung der Frauen für das Pfarramt, parallel zur Ausbildung der Männer. Hinzu kommt, dass schon im Jahrgang 1963/64, dann wieder 1965/66 und in den folgenden Jahren kontinuierlich Vikare nach Gnadau geschickt werden. Direktor Falcke unterstützt diese Entwicklung und öffnet ab dem Jahrgang 1971/72 das Haus auch für Familien.

Damit kommt die Idee eines Vikarinnenseminars in der Praxis an ihr Ende. Wie langsam die Mühlen aber

¹ Amtsblatt, 1953, S. 289



Ehemaliges Vikarinnenseminar im Spandauer Johannesstift (Haus Heideborn, heute Jochen Klepper Haus)

manchmal mahlen zeigt folgende Notiz vom 2. Dezember 1968: Nach dieser befasst sich das Kollegium der Kirchenkonferenz der Evangelischen Kirche der Union erst nach fünf Jahren „gemischter“ Ausbildung mit der

Frage, ob die Sonderausbildung für Vikarinnen beibehalten werden solle.

Gabriele Metzner

Kloster Stift zum Heiligengrabe

Kloster Heiligengrabe wurde wahrscheinlich 1287 durch Markgraf Otto IV. von Brandenburg als Zisterzienserinnenkloster gegründet. Die Nonnen stammten überwiegend aus dem Adel der Prignitz, vereinzelt auch aus dem Bürgertum. Das Stift unterstand dem Bistum Havelberg. Die Nonnen waren zu den Stunden- und Fürbittgebeten verpflichtet, das Kloster unterhielt auch eine Schule für Mädchen aus Adel und Bürgertum, es versorgte Arme und Kranke, und zu Ende des 15. Jahrhunderts Pilger, die auf dem Wege zu den legendären Bluthostien waren.

1540 nach Einführung der Reformation in Kurbrandenburg griff Kurfürst Joachim II. nach dem Frauenkloster, indem er dessen Einkünfte zur Deckung seiner Schulden verpfändete. Die Nonnen unter Führung der Äbtis-

sin Anna von Quitzow wehrten sich vehement dagegen und gegen die von ihnen geforderte Abkehr vom monastischen Leben. Das Aufgeben der Vita communis und der Stundengebete empfanden sie als Gewissenszwang. Der mehrjährige Kampf endete mit der Umwandlung des Klosters in ein Stift für adlige Frauen, die laut Statuten wegen fehlender Mitgift oder Kränklichkeit keine Eheperspektive hatten. Das gemeinsame Gebet, besonders für den Landesherrn, und die gemeinsame Tracht blieben. Nach den Statuten war zwar der Austritt aus dem Konvent möglich, wurde aber eigentlich immer verweigert. Anders war es, wenn eine der jungen Frauen ein Verhältnis mit einem Mann einging. Sie wurde dann gezwungen, den Betreffenden zu heiraten.



Als Versorgungsinstitut für adlige Frauen erlebte und überstand das Stift dramatische Ereignisse, so im Dreißigjährigen Krieg und später. Da es unter dem Patronat des Landesherrn stand, hatte es einen gewissen gesellschaftlichen Rang. Durch die Säkularisierungspolitik Anfang des 19. Jahrhunderts kam seine Existenz in eine Krise. Die Unterstellung unter den Oberkirchenrat 1851 stellte es dann auf eine neue rechtliche Grundlage. Doch auch die Existenz allein als Stiftsdame befriedigte nicht mehr alle Frauen. Darum gründete die eigenwillige Äbtissin Luise von Schirstedt Mitte des 19. Jahrhunderts eine Schule, ein Krankenhaus und ein Altersheim. Nur die Schule hatte Bestand bis 1945. Die im 20. Jahrhun-

dert dort unterrichtenden Stiftsdamen hatten sich durch ein Lehrerinnen-Examen qualifiziert.

Heiligengrabe überstand das Ende des landesherrlichen Patronats und blieb eine Institution der EKV. Während der NS-Zeit machte es eine schwere Zeit wegen der Eingriffe der NSDAP und des Widerstandes dagegen durch. 1945 kam das Ende der Stiftsschule, das Stift selbst aber existiert als eine Gemeinschaft von Frauen heute unter modernen Strukturen weiter.

Gerlinde Strohmaier-Wiederanders



Das Prediger*innenseminar Wittenberg

Die ersten Frauen im Evangelischen Predigerseminar Wittenberg waren die Mitarbeiterinnen im Haus – in der Küche, als Hausdame und als Angestellte in der Bibliothek. Zu den ersten Frauen im Predigerseminar Wittenberg zählen ebenfalls die Ehefrauen und Verlobten, die auf Initiative des Direktors Paul Wätzel 1953 das erste Mal zu einem „Frauen- und Bräutetag“ eingeladen wurden und ihre Männer im Predigerseminar besuchten. Die erste Frau im Wittenberger Predigerseminar, die hier ausgebildet wurde, gehörte zum Jahrgang 1968/69. Eine Frau unter siebzehn Männern! Erst zwei Jahre später kam dann die zweite Frau ins Seminar, diesmal in einen Kurs mit vierzehn Männern. Bis zum Jahrgang 1976/77 mit vierzehn Männern und sieben Frauen nahm der Anteil der Vikarinnen unter den Auszubildenden nur zögernd zu. Dieser Befund ist erstaunlich, gab es in anderen Predigerseminaren in Deutschland doch schon seit Beginn der 60er-Jahre gemeinsame Kurse mit Frauen und Männern.

In den Unterlagen des Wittenberger Seminars findet sich nur an einer einzigen Stelle eine Bemerkung zur ersten Frau in der Ausbildung am Predigerseminar Wittenberg. Direktor Keyser vermerkt in seinem Jahres-

bericht 1969: „In der mehr als 150jährigen Geschichte des Wittenberger Predigerseminars war in diesem Semester erstmalig neben 17 Kandidaten auch eine Kandidatin ins Seminar eingezogen. Die Gründe, die dazu führten, sind bekannt und brauchen hier nicht erörtert zu werden.“ Mehr nicht. Keine Zeile, ob dieser Schritt begrüßt wird oder eine Ausnahme bleiben soll, und auch kein Wort darüber, wie die erste Frau sich in der Gemeinschaft der Männer zurecht fand. Eine Aktennotiz vom 28. April 1970 von Direktor Keyser zu einem Gespräch mit dem ehemaligen Direktor Wätzel gibt jedoch einen Hinweis. Darin steht, dass die Belegung des Seminars mit mehr als zwei Frauen zu Umbaumaßnahmen führen und „auch die Struktur unserer Arbeit ändern würde“. Daraus lässt sich schließen, dass in der Amtszeit von Direktor Keyser, das heißt bis 1975, Frauen nur im Ausnahmefall Zugang nach Wittenberg bekommen sollten beziehungsweise konnten.

Der Einzug der ersten Frauen in das Predigerseminar Wittenberg beruhte nicht auf neuen rechtlichen Regelungen oder folgte gar konkreten Auseinandersetzungen zu Fragen der Gleichstellung von Frauen und Männern. Er war auch nicht begleitet von einer heftigen Diskussion

Vikare und eine Vikarin (1969)





Grundkurs A 2016-17 vor dem Christine Bourbeck-Haus

um die Aufgabe der „Männerdomäne“, die das Predigerseminar Wittenberg seit seiner Gründung 1816 war. Offiziell gab es 1968 ja auch noch das Vikarinnenseminar in Gnadau, das allerdings schon ab 1963 Männer aufnahm.

Der offenbar geräuschlose Einzug der ersten Vikarin Renate Moderow im Herbst 1968 zeigt einerseits, dass das Vikarinnenseminar seine Funktion verloren hatte. Männer wie Frauen wurden inzwischen gleichermaßen ausgebildet. Ohne dass dies explizit gefordert wurde, schien eine gemeinsame Ausbildung die Regel zu werden. Dieser Prozess hing mit ganz praktischen Fragen zusammen und wurde durch das persönliche Engagement Einzelner gefördert.

Andererseits zeigt es, dass grundsätzliche Überlegungen zur gemeinsamen Ausbildung und zum gemeinsamen Dienst von Frauen und Männern zu jener Zeit nicht auf der Tagesordnung standen. Wenn Frauen aber für den gleichen Beruf wie die Männer ausgebildet wurden, sollten sie auch Anspruch auf die gleichen Rechte haben. Es wäre also an der Zeit gewesen, Frauen und Männer in allen Fragen des Dienstes gleichzustellen.

Am Wittenberger Predigerseminar, das heute für die vier ostdeutschen Landeskirchen (ohne Mecklenburg und Pommern) ausbildet, sind in jedem Kurs etwa gleich viele Männer und Frauen vertreten. Frauen fühlen sich in ihrer Rolle als Vikarin akzeptiert und müssen weder in der Ausbildung noch beim Übergang in die erste Stelle mit Benachteiligungen rechnen. Sie kennen Frauen, die Generalsuperintendentin oder Bischöfin, Oberkirchen-

rätin oder Pröpstin sind. Hanna Kasparick wurde 2005 die erste Direktorin im Wittenberger Seminar, Gabriele Metzner 2007 die erste Studienleiterin. Dennoch erleben sie, dass Fachreferenten und leitende Geistliche, die ihre Kompetenzen in die Ausbildung einbringen, meistens männlich sind. Sie nehmen kritisch wahr, dass noch nicht auf allen Ebenen der Kirche Verantwortung gleichermaßen von Frauen und Männern getragen wird.

Auf die Frage, ob es geschlechtsspezifische Handlungsorientierungen von Männern und Frauen gibt, antworten die Vikarinnen mit dem Hinweis auf Erwartungen und Urteile in den Gemeinden, aber auch der Mitarbeitenden, der Kolleginnen und Kollegen im Pfarrkonvent. Hier erleben sie durchaus, dass den verschiedenen Geschlechtern auch unterschiedliche Gaben und Aufgaben zugeordnet werden. Damit setzen sie sich, auch in den Reflexionsphasen im Predigerseminar, auseinander. Für sich selbst sehen sie das, was auch in der Forschung zur genderbewussten Pastoraltheologie leitend ist: Die Unterschiede innerhalb der Geschlechter sind größer als zwischen den Geschlechtern, anders gesagt lässt sich die Vielfalt in der Ausübung des geistlichen Amtes geschlechtsspezifisch nicht festmachen. Aufgabe der Ausbildung ist es darum, die Vikarinnen zu ermutigen, im Beruf keinen falschen Idealen nachzueifern, sondern den eigenen Gaben zu vertrauen. „Spare nicht! Spann deine Seile lang und stecke deine Pflöcke fest!“ (Jesaja 54,2)

Gabriele Metzner

VIII. Zu guter Letzt

Eine Geschichte, die noch nicht zu Ende geschrieben ist

Frauen im ordinierten Amt in der Gegenwart

Vor dreißig Jahren beschloss die EKD-Synode in Bad Krozingen: „Wir wollen, dass Wirklichkeit, Erfahrungen und Fähigkeiten von Frauen in Kirche und Theologie künftig ebenso zur Geltung kommen wie die von Männern. Die gleiche geistliche Begabung von Männern und Frauen muss im Leben der Kirche anschaulich werden.“¹ Die Ausstellung und die Festschrift zum Weg von Frauen in das geistliche Amt in der EKBO zeigen das Entstehen dieses Beschlusses ebenso wie einige der Erfolge seit der Synode 1999.

Seit eben erst: Wandel der Berufskultur

Die Auseinandersetzungen über die Zulassung von Frauen zum vollen geistlichen Amt gehören in der evangelischen Kirche in Deutschland der Vergangenheit an. Pfarrerrinnen sind in Kirche und Öffentlichkeit, auch in Film und Fernsehen, selbstverständlich präsent. Inzwischen hat der Anteil der Theologiestudentinnen die 50 Prozent überschritten (Grafik 1). In diesem Zusammenhang werden immer wieder Stimmen laut, die vor einer „Feminisierung“ des Berufs warnen, die um Qualität und Berufsprestige fürchten. Dies ist kein Zufall, verliert der Pfarrberuf – soziologisch gesehen – doch mit einem jetzt erreichten Anteil der Pfarrerrinnen von über 30 Prozent seinen Charakter als Männerberuf. Frauen werden nicht mehr als Repräsentantinnen ihrer Gruppe gesehen, die in der Minderheit ist (token), sondern werden stärker als Individuen wahrgenommen. Rechtlich ist der Pfarrberuf seit Einführung des gemeinsamen Dienstrechts in den 1970er- und 80er-Jahren geschlechtsneutral, doch erst mit der höheren Repräsentanz von Frauen seit einigen Jahren steht der Wandel der Berufskultur an. Die – durchaus kritisch gemeinte – Diagnose einer „Feminisierung“

lässt sich als Gegenreaktion auf diese erhöhte Sichtbarkeit von Frauen verstehen. Sie reaktiviert klassische Geschlechterrollen, beispielsweise in der Zuschreibung an Theologinnen „Mutti-Typen“ zu sein, mit der Friedrich Wilhelm Graf es vor einigen Jahren in die Schlagzeilen schaffte. Außerdem verbindet sie den wachsenden Anteil von Frauen mit einem konstatierten Bedeutungsverlust des Pfarrberufs und der Kirche in der Gesellschaft – mit dem Frauen jedoch ursächlich nichts zu tun haben. Immerhin repräsentiert diese Position nur eine Minderheit in Kirche und Theologie, zumeist werden Frauen im Pfarramt als positives „Markenzeichen“ evangelischer Kirche wahrgenommen.

In den gegenwärtigen Diskussionen um Frauen im Pfarramt zeichnen sich mehrere Linien ab. Zum einen werden einengende Gegenüberstellungen von „männlicher“ und „weiblicher“ Amtsführung in Frage gestellt. Zum zweiten geht es um die Begrenzung pastoraler Aufgaben und die Vereinbarkeit mit Familie. Eine dritte Linie stellt die Diskussion um Frauen in kirchlichen Leitungspositionen dar.

Pfarrerrinnen sind ja viel ... als Pfarrer?

Nach dem Ersten Weltkrieg ging es zunächst um ein Amt sui generis, die Ergänzung des männlichen „Amts“ durch einen weiblichen „Dienst“. Daher wurde hier die Differenz zwischen Männern und Frauen betont. Diese Perspektive wurde nach dem Zweiten Weltkrieg vom Kampf um das gleiche Amt, um rechtliche Gleichstellung abgelöst. In dieser Zeit lag der Schwerpunkt daher auf der Gleichheit der Geschlechter. Nach der rechtlichen Gleichstellung in den 1970ern machten viele Frauen Fremdheitserfahrungen in diesem männlich geprägten

¹ Atlas zur Gleichstellung von Frauen und Männern in der evangelischen Kirche in Deutschland. Eine Bestandsaufnahme 25 Jahre nach der Synode von Bad Krozingen (1989), hg. v. Evangelischen Kirche in Deutschland, Hannover 2014, S. 5.

² Uta Pohl-Patalong, Wie anders ist die Pfarrerrin?, in: DtPfrBl 6/2000.

Beruf – wieder wurden Aspekte spezifisch weiblicher Amtsführung, feministischer Theologie und Liturgie hervorgehoben.² Die pastoraltheologischen Forschungen dieser Zeit gehen davon aus, „dass Geschlechterunterschiede in der Ausübung und Wahrnehmung der pfarramtlichen Arbeit existieren. Frauen zeichnen sich demnach fast durchgängig durch eine größere Offenheit und Erfahrungsnähe, durch mehr Empathie, Sinnlichkeit sowie einen gefühlsbetonten, Zuwendung vermittelnden und Partizipation unterstützenden Arbeitsstil aus.“³ Erklärt werden diese Unterschiede durch die unterschiedliche Sozialisation von Frauen sowie ihrer stärkeren Einbindung in Aufgaben der familiären Fürsorge. Unter feministischen Theologinnen wird dieses „weibliche Pfarramt“ als Chance für die Reform des Pfarrberufs hin zu einem partizipativeren Berufsbild interpretiert.

Bereits hier wird Weiblichkeit nicht mehr als „Naturprodukt, sondern kulturelles Konstrukt“⁴ wahrgenommen, als historisch und milieuspezifisch geprägt sowie wandelbar. Die Besonderheit eines „weiblichen Pfarramts“ besteht aus Deutungen und Vereinfachungen einer tatsächlich doch pluralen Wirklichkeit, in der es auch hierarchisch agierende Frauen und partizipative Männer gibt. Daher spricht die (theologische) Geschlechterforschung von Geschlechterkategorien als Konstruktionen. Allerdings ist deren Wandlungsfähigkeit nur bedingt individuell steuerbar. Sie greifen über das individuell Beeinflussbare hinaus, weil sie in gesellschaftliche Geschlechterkonstruktionen eingebettet sind. Zum einen sind sie habitualisiert, inwendig angeeignet, im Körper verankert und nur teilweise der distanzierten Reflexion zugänglich. Zum anderen können rechtliche Regelungen – sei es das Elterngeldgesetz oder das Pfarrerdienstrecht – nicht individuell verändert werden.⁵

Pfarrerinnen werden mit den genannten Zuschreibungen einer spezifisch weiblichen Amtsführung auch heute noch konfrontiert und müssen sich mit ihnen auseinandersetzen. Positiv gewendet: Das Wissen um diese Zuschreibungen kann Pfarrerinnen helfen, bestimmte Erwartungen und Konflikte besser zu verstehen. Sie können auf sie auch „zur Gewinnung eines beruflichen Selbstvertrauens“⁶ zurückgreifen. Der Verweis auf spezifisch weibliche Stärken kann nicht zuletzt strategisch hilfreich sein, um den Gewinn des eigenen Geschlechts für Kirche und Gemeinde herauszustellen.

Nicht selten führen diese geschlechterbezogenen Zuschreibungen aber auch zu einer geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung im Pfarramt – Frauen werden in Teams die Bereiche angetragen, die weiblichen Kompetenzen mehr entsprechen würden und ihnen bereits in der Zeit als Pfarrvikarin zugestanden wurden: Seelsorge und Diakonie, Arbeit mit Kindern und Frauen. Öffentliche und prestigeträchtigere Aufgaben werden dagegen eher von Männern wahrgenommen.⁷ Ursula Offenberger hat eine ähnliche Arbeitsteilung auch unter Paaren wahrgenommen, die sich eine Pfarrstelle teilen. Frauen übernehmen eher seelsorgerliche und pädagogische Aufgaben und geraten in Gefahr, in die Position der Pfarrfrau gedrängt zu werden.⁸

Gegenwärtig werden solche Verengungen zunehmend kritisiert, Arbeitsteilungen unter Pfarrer*innen werden neu verhandelt und stärker anhand von persönlichen Fähigkeiten und Interessen entschieden. Insgesamt geht es im Blick auf den Pfarrberuf zunehmend um die Dekonstruktion von Geschlechterstereotypen, die Menschen in der Vielfalt ihrer Identität nicht gerecht werden. Unterschiede zwischen Frauen untereinander und zwischen Männern werden stärker wahrgenommen, Zusammenhänge neu analysiert. Damit kommt auch die Vielfalt des Pfarramts neu in den Blick, das Berufsbild wird bunter, uneindeutiger, diverser.

Hinzu kommt, dass unterschiedliche Familienformen und sexuelle Identitäten sichtbarer und selbstverständlicher werden und damit das klare Bild der Zweigeschlechtlichkeit – Männer sind so und Frauen sind anders – in Bewegung kommt. Dennoch: An etlichen Orten gibt es ein Beharren auf herkömmliche Vorstellungen, das Pfarrer*innen verletzt, die diesen nicht entsprechen.

Der Beruf ist nicht das ganze Leben!

Eine zweite Linie der Diskussion – verquickt mit den gegenwärtigen Herausforderungen des Strukturrückbaus und der Ausdehnung von Verantwortungsbereichen – ist die Frage nach der Begrenzung von beruflicher Arbeit. Der Pfarrberuf war historisch verbunden mit der „Normalbiografie“ des ununterbrochen vollwertigen und von der Familienarbeit entlasteten Mannes. Verant-

3 Kornelia Sammet, *Frauen im Pfarramt. Berufliche Praxis und Geschlechterkonstruktion*, Würzburg 2005, S. 453.

4 Simone Mantei, *Neue Vielfalt – Problem oder Potenzial? Auswirkungen des Geschlechterrollenwandels auf Wirklichkeit und Verständnis des Pfarrberufs*, in: dies./Regina Sommer/Ulrike Wagner-Rau (Hg.), *Geschlechterverhältnisse und Pfarrberuf im*

Wandel. Irritationen, Analysen, Forschungsperspektiven, Stuttgart 2013, S. 15–34, hier S. 16.

5 Ebd.

6 Sammet (wie Anm. 3), S. 455.

7 Sammet (wie Anm. 3), S. 451 f.

8 Ursula Offenberger, *Stellenteilende Ehepaare im Pfarrberuf: Kooperation und Arbeitsteilung*, Münster 2008.

wortlich für die Abschirmung des Privatlebens war historisch die Pfarrfrau, die Aufgaben einer Türöffnerin, Sekretärin und Seelsorgerin zugleich übernahm, ebenso wie Tätigkeiten im diakonisch-sozialen Bereich, der Kirchenmusik oder der Arbeit mit anderen Frauen und Kindern.⁹ Mit der Einführung der Frauenordination wurden diese Ideale auf die Pfarrerin übertragen. Kornelia Sammet zeigt, dass besonders Pfarrerstöchter in Versuchung standen, beide Positionen zugleich ausfüllen zu wollen.¹⁰ Diese Frauen nehmen in ihrem Selbstverständnis Bezug auf Elemente eines typisch „weiblichen Arbeitsvermögens“ – putzen, sich kümmern, andere umsorgen, für die Versorgung verantwortlich sein. Diejenigen, die sich weigerten „Mutter der Gemeinde“ zu sein, mussten sich mit den enttäuschten Erwartungen aus der Gemeinde auseinandersetzen.¹¹

Frauen im Pfarramt brechen die herkömmliche Arbeitsteilung im Pfarrhaus auch auf, weil ihre Ehepartner nur selten bereit sind (und es auch nicht im selben Ausmaß erwartet wird), die entsprechenden Erwartungen zu erfüllen. Pfarrer, die Sorgearbeit übernehmen, stehen heute ebenso vor der Herausforderung, Anforderungen an Erreichbarkeit und Arbeit jenseits von Schul- und klassischer Arbeitszeit mit familiären Anforderungen zu vereinbaren. Hinzu kommen Veränderungen im Generationenverlauf. Junge Pfarrer*innen heute rechnen selbstverständlich damit, dass ihre Partner*innen arbeiten, dass sie Partnerschaft/Familie und Beruf vereinbaren können und dass ihnen eine leidenschaftliche Berufsausübung auch Raum für Freizeit und Distanz zur Berufsrolle erlaubt.¹² Dies führt nicht selten zu Generationenkonflikten ebenso wie zu Irritationen zwischen Nachwuchs und Kirchenleitung.¹³ In der EKBO hat sich dieser generationelle Wandel in der Initiativgruppe „Pfarrer*innen21“ manifestiert, die sich für einen Wandel in Bezug auf rechtliche Regelungen und die Berufskultur einsetzt und inzwischen auf vielen Ebenen der Landeskirche eingebunden ist.

Auch gegenwärtig sind Pfarrerinnen häufiger im Teildienst oder in Elternzeit als ihre männlichen Kollegen und häufiger in Spezialdiensten der Seelsorge und Bildung (Grafik 1). Der Wunsch nach Teilzeit und die Abgrenzung

von Geschäftsführungsaufgaben wird von manchen Pastoraltheolog*innen problematisiert. Frauen würden sich dadurch selbst marginalisieren.¹⁴ Aber weisen diese Distanzierungen nicht grundsätzlicher auf strukturelle Probleme des Pfarrberufs hin? Verwaltungs- und Organisationsaufgaben, die mit der Geschäftsführung häufig verbunden sind, nehmen Zeit in Anspruch, die dann nicht in die pädagogische, seelsorgerliche und liturgische Arbeit fließen kann. Außerdem ist in Anschlag zu bringen, dass Teilzeit häufig auch genutzt wird, um sich beruflich weiter zu qualifizieren oder zu promovieren, und dass etliche Pfarrer*innen auch Teilaufträge miteinander verbinden.¹⁵ Eine grundsätzliche Problematisierung von Teilzeittätigkeit ist also nicht angemessen.

Nicht selten tragen Pfarrerinnen das Thema der Begrenzung beruflicher Aufgaben in die Diskussion ein. Die von „Feminisierungs“-Kritikern vorgetragene Sorge, dass der Pfarrberuf damit seine Qualität hohen persönlichen Engagements verliert, ist jedoch klar in Frage zu stellen. Deutlich ist, dass derzeit ein Aushandlungsprozess über berechnete und überzogene Erwartungen an Pfarrer*innen im Gange ist. Es ist nicht zu erwarten, dass die damit verbundenen Konflikte allzu schnell beigelegt werden können.

Frauen in Führung

Eine dritte Linie der Diskussion ist die Hinterfragung der Kultur in Führungspositionen. Auf der Ebene der leitenden geistlichen Ämter der mittleren und oberen Ebene sind Pfarrerinnen nicht angemessen zu ihrer Zahl im Amt repräsentiert (Grafik 2). 25 Jahre nach dem eingangs zitierten Beschluss der Synode in Bad Krozingen wurde bei der Tagung 2014 in Dresden ein Fokus auf Leitungsamter gelegt und der Rat der EKD beziehungsweise das Studienzentrum für Genderfragen beauftragt, „Anregungen für eine Organisationskultur zu entwickeln, die es Männern und Frauen gleichermaßen ermöglicht, Führungsverantwortung zu übernehmen.“¹⁶ In der Studie „Leiten in Vielfalt“ wurden einige mögliche Gründe erhoben, die Frauen davon abhalten, sich auf Leitungs-

⁹ Sammet (wie Anm. 3), S. 142. Siehe auch Katrin Hildenbrand, *Leben in Pfarrhäusern. Zur Transformation einer protestantischen Lebensform*, Stuttgart 2016.

¹⁰ Sammet (wie Anm. 3), S. 419

¹¹ Sammet (wie Anm. 3), S. 419–421.

¹² Siehe auch Anke Wiedekind, *Wertewandel im Pfarramt. Eine empirische Untersuchung über die Professionalität im Pfarramt*, Berlin 2015.

¹³ Julia Koll, Was die Kirche von ihrem Nachwuchs lernen kann. Eine neue Generation im Pfarrberuf, in: *DtPfrBl* 2/2018.

¹⁴ Isolde Karle, Pfarrerinnen im Pfarrberuf. Gender und Professionalität, in: Ursula Kress/Carmen Rivuzumwani (Hg.), *Grüß Gott, Frau Pfarrerin. 40 Jahre Theologinnenordnung – Aufbrüche zur Chancengleichheit*, Stuttgart 2008, S. 101–124, hier 111.

¹⁵ Mantei (wie Anm. 4), S. 24.

¹⁶ Zitiert nach Jantine Nierop, Simone Mantei, Martina Schraudner (Hg.), *Kirche in Vielfalt führen. Eine Kulturanalyse der mittleren Leitungsebene der evangelischen Kirche mit Kommentierungen*, Hannover 2017, S. 20.

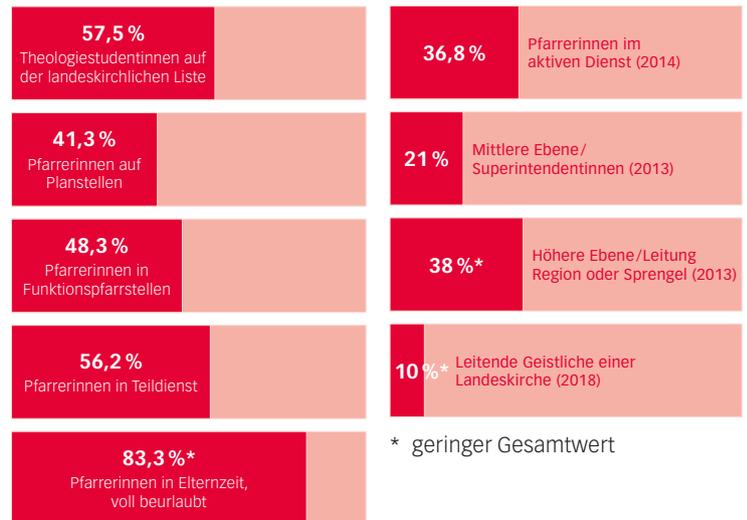
ämter zu bewerben beziehungsweise die es Frauen erschweren, Bewerbungsprozesse erfolgreich zu durchlaufen.¹⁷

Da es theoretisch genügend qualifizierte Pfarrerinnen im geeigneten Alter gibt, sei davon auszugehen, dass die Schwierigkeiten auch in der Kultur kirchlicher Arbeit und Organisation zu suchen sind. Ebenso wie für den Pfarrberuf insgesamt deutlich geworden ist, gibt es dort auch im Blick auf Frauen in Führungspositionen eine Gleichzeitigkeit von Wandel und Beharrung.¹⁸ Thematisiert werden die Beharrungstendenzen vor allem von Frauen, aber auch Männer, die Familienverantwortung wahrnehmen wollen oder einen kommunikativen Leitungsstil schätzen, beklagen einengende Erwartungsmuster.

So wird Frauen häufig – auch durch Superintendentinnen selbst – ein spezifisch weiblicher Leitungsstil zugeschrieben: partizipativer, kommunikativer und weniger machtorientiert als Männer. Die Parallele zur ersten Generation im vollen geistlichen Amt fällt dabei auf. Wo die Erwartung an eine kommunikativ-freundliche Amtsführung nicht eingelöst wird, entstehen dann Konflikte.¹⁹ Frauen sind einer doppelten Anforderungslogik ausgesetzt: „Sie müssen Erwartungen an Mütterlichkeit und Weiblichkeit erfüllen, die ihnen zugeschriebene spezifische kommunikative Kompetenz unter Beweis stellen, gleichzeitig wird von ihnen mehr Selbstbewusstsein und das Herausstellen ihrer Sachlichkeit und Kompetenz beispielsweise über die richtige Kleidung, Stimme und Präsentation gefordert.“²⁰ Sie können es als im Grunde niemandem so richtig recht machen.

Ein weiterer Bereich ist wiederum die Vereinbarkeitsthematik: Familienverantwortung und Leitungsamt werden weitgehend als sich ausschließend wahrgenommen, Superintendentin könne man eigentlich nur ohne Kinder oder im Anschluss an die Familienphase sein.²¹ In Bewerbungsprozessen wird auch nach familiären Verpflichtungen gefragt, allerdings ausschließlich gegenüber Frauen.²² Es wird angenommen, dass Leitungsämter nicht teilbar sind, obwohl es zumindest einige Beispiele und die rechtliche Möglichkeit gibt und viele sich eine Leitung im Team wünschen.²³

Weitere Hinderungsgründe liegen auf dem Weg zum Leitungsamt. So fehlen Bestärkung und persönliche Ansprache, stattdessen werden Frauen – gar nicht unbedingt absichtlich – häufig entmutigt und infrage gestellt.²⁴ Hinzu komme, dass der Bewerbungsprozess



Frauenanteil in der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-Schlesische Oberlausitz 2017

Frauenanteil in der Evangelischen Kirche in Deutschland

eher an subjektiven Kriterien orientiert ist (Netzwerke, Ausstrahlung und Auftreten) als an klaren Anforderungen, was geschlechterspezifische Zuschreibungen verstärkt.²⁵

Die EKBO war eine der in der Studie beteiligten Landeskirchen. Um einige der Hinderungsgründe zu überwinden, wurde unter anderem durch ein Mentoringprogramm die Förderung von Frauen für Führungspositionen gestärkt.

Vielfalt

Es braucht Mut, sich vereinfachenden stereotypen Rollenmustern zu verweigern, Pfarrberuf und Leitungsamt so zu leben, wie es zur eigenen Person und Lebenssituation passt und sich für strukturelle Veränderungen einzusetzen. In der Ausstellung wird deutlich, dass die Vorgängerinnen im Pfarramt diesen Mut brauchten und sehr individuelle und unterschiedliche Wege gegangen sind. Wenn wir ihnen folgen, könnte sich wie in anderen Bereichen der Gesellschaft noch deutlicher zeigen, dass Diversität eine Stärke einer Organisation darstellt.

Kerstin Menzel



Hier geht's zum Video

17 Ebd.

18 Ebd., S. 56.

19 Ebd., S. 48–50

20 Ebd., S. 51–52

21 Ebd., S. 53, 62–64

22 Ebd., S. 51, 73

23 Ebd., S. 46, S. 65–67

24 Ebd., S. 55–56, S. 78

25 Ebd., S. 68–71

Zwei Pyramiden

Die Zukunft von Kirche und Wissenschaft ist weiblich?

I. Vorbemerkungen

Viel ist erreicht – und es gibt viele Gründe, um zu feiern. Ich brauche mir nur vorzustellen, ich wäre hundert Jahre früher geboren worden: Die Ablegung des Abiturs oder der Abschluss eines Studiums wären nahezu unmöglich gewesen.

Und wäre ich fünfzig Jahre vorher geboren, so wären mir der Versuch der Vereinbarkeit von Beruf und Familie erst im Alter von fünfzig Jahren möglich gewesen – denn erst in meinem Geburtsjahr, 1974, wurden hier in Berlin-Brandenburg Frauen und Männer im Pfarramt gleichgestellt, galt für Pastorinnen nicht mehr die „Zölibatsklausel“. Und angesichts meiner Konfirmationspastorin Dr. Helga Frisch konnte ich bereits als Jugendliche studieren, wie unterschiedlich Frauen und Männer im Pfarramt behandelt werden – trotz der rechtlichen Gleichstellung.

Inzwischen ist viel erreicht und so stellt sich die Frage, ob das Glas halb voll oder halb leer ist? Die EKD-Synode beschloss im Jahr meiner Konfirmation, 1989, den Frauenanteil in Leitungs- und Beratungsgremien auf mindestens 40 Prozent zu erhöhen. Von diesem Ziel sind wir allerdings noch weit entfernt: Zwar studieren seit wenigen Jahren an deutschen Universitäten zum ersten Mal mehr Frauen als Männer evangelische Theologie. Die Zahl von Frauen in Führungspositionen innerhalb der Evangelischen Kirche Deutschlands und an Theologischen Evangelischen Fakultäten ist aber nach wie vor gering.

II. Die Pyramiden

Wenn man sich den Anteil von Frauen in Führungspositionen in der Evangelischen Kirche in Deutschland ansieht, erkennt man eine Pyramidenform: An der Spitze stehen derzeit zwei Frauen als leitende Geistliche – von den zweiundzwanzig Landeskirchen haben aktuell zwei Landeskirchen eine Frau an der Spitze, dies entspricht einem Prozentsatz von 9 Prozent. Auf der Mittleren Ebene sind nur 21 Prozent der Leitenden Frauen. Der Anteil der Professorinnen in der Evangelischen

Theologie ist mit 24 Prozent einer der geringsten im Bereich der Geisteswissenschaften.

Diese von oben nach unten hin prozentual zunehmende Form setzt sich fort: Bei den Pfarrpersonen sind es 37 Prozent Pfarrerinnen, bei den Studentinnen 59 Prozent und 67 Prozent der Menschen, die sich ehrenamtlich engagieren, sind Frauen.

Das heißt man sieht eine deutliche Pyramide: Je mehr Macht, je mehr Reputation ein Amt hat in Theologie, Kirche und Diakonie, desto geringer ist der Frauenanteil, und umgekehrt gilt, je weniger Macht, je weniger Reputation, wie es ja leider bei den meisten ehrenamtlichen Tätigkeiten in der Kirche der Fall ist, umso mehr Frauen sind prozentual auf dieser Ebene zu finden.

Umgekehrt scheint die „Männerpyramide“ auf dem Kopf zu stehen: 91 Prozent aller Leitenden Geistlichen der Landeskirchen sind Männer, 79 Prozent der auf der mittleren Ebene Leitenden sind Männer, 76 Prozent aller Theologieprofessuren werden durch Männer bekleidet, 63 Prozent der Pfarrpersonen sind Männer und schließlich nur 33 Prozent der Ehrenamtlichen in der Kirche sind Männer. Von einer ausgewogenen Repräsentanz der Geschlechter in kirchlichen Gremien und Ämtern auf allen Ebenen, wie es die EKD-Synode 1989 forderte, sind wir demnach noch weit entfernt. Deutlich werden anhand der Zahlen vielmehr eine ungleiche Partizipation der Geschlechter und eine geschlechtsspezifische Arbeitsteilung.

III. Feminisierung?

Gefühlt stellt sich dies für einige anders dar: In jüngerer Zeit wird die „Feminisierung“ der verschiedensten gesellschaftliche Bereiche und Berufe beschrieben, seien es die vermeintliche Feminisierung der Tatortkommissare, der Medizin, der Arbeit, der Armut, der Politik oder der deutschen Universitäten.

Der Definition nach bedeutet Feminisierung zunächst nur „Verweiblichung“ und zwar in einem biologischen Sinn. In der aktuellen Debatte wird unter „Feminisierung“ jedoch die Zunahme des prozentualen Anteils von

Frauen in einer gesellschaftlichen Gruppe verstanden – verbunden mit einem Rückgang des Anteils von Männern.

Mit Blick auf evangelische Theologie, Diakonie und Kirche hinsichtlich einer paritätischen Repräsentanz auf allen Ebenen sind wir von einer Feminisierung mehr als weit entfernt. Erstrebenswert wäre auch keine „Feminisierung“, sondern vielmehr – Diversität. Dann könnte sich wie in anderen Bereichen der Gesellschaft zeigen, dass Diversität zu den Stärken einer Organisation zählt.

IV. Conclusio

Die Geschichte der Theologinnen, angefangen von den ersten Studentinnen über die frühen Amtsträgerinnen bis hin zum Kampf um das Recht, den seit jeher Männern vorbehaltenen Talar tragen zu dürfen, und schließlich der Blick bis in die Gegenwart, ist eines der spannendsten Kapitel der Kirchengeschichte.

So möchte ich mit einem Dank schließen: Blickt man auf all das, was in den letzten einhundertundzehn Jahren erreicht worden ist und auf die Umstände der ersten Ordination vor fünfundsiebzig Jahren, so wird man sagen können, das Glas ist eher halb voll als halb leer. Frauen sind inzwischen selbstverständlich in Universität, Kirche und Diakonie gleichgestellt. Unsere Kirche wird inzwischen, im Haupt- und Ehrenamt, auf allen Ebe-

nen selbstverständlich von Frauen und Männern geleitet und gestaltet.

So freue ich mich und bin dankbar, dass unsere Landeskirche sich gezielt für die Förderung von Frauen auf allen Ebenen einsetzt: Sei es durch dieses Projekt zur Würdigung der Geschichte der Ordination von Frauen, das den Anlass zu dem heutigen Festakt gab, initiiert durch unseren Bischof – so dass die EKBO auf dem Genderatlas-Titelbild der EKD kein weißer Fleck mehr bleiben muss –, sei es durch ein gerade begonnenes Mentoringprogramm – um die Organisationskultur unserer Landeskirche weiterzuentwickeln und Frauen Lust auf Leitung zu machen, auf den Weg gebracht durch OKR Dorothea Braeuer – oder sei es durch die Vorbilder kirchenleitender Frauen wie unsere Präses oder unsere Generalsuperintendentinnen.

Vergangenheit und Gegenwart von Theologie und Kirche sind in ihrer leitenden, öffentlichen Gestalt immer noch weitestgehend männlich, ihre Zukunft sollte männlich und weiblich sein. Denn nur dann wird sich zeigen können, dass der Geist Gottes auf Gottes Söhne und Töchter ausgegossen wurde (Joel 2). Und wer weiß? Vielleicht gibt es ab Frühjahr 2019 in unserer Kirche nicht nur Frauen und Männer, die ordiniert werden, sondern sogar eine Frau, die Frauen und Männer ordiniert. Auch in dieser Hinsicht wird die Wahl des nächsten oder der ersten Bischöfin dieser Landeskirche spannend werden!

Rajah Scheepers



Hier geht's zum Video

Zum Schluss

Die beiden Erstordinierten hätten sich nicht vorstellen können, dass es Bischöfinnen und Erzbischöfinnen geben würde in der evangelischen Welt. Ebenso wenig hätte jemand damals geahnt, dass nicht nur Frauen in angestammte Männerdomänen vordringen würden, sondern auch Männer in Frauenbereiche, etwa in Kindererziehung, Haushalt, Pflege betagter Angehöriger, dass also Gleichberechtigung nicht nur eine Einbahnstraße ist. Niemand konnte voraussehen, wie Kommunikationstechniken und -wege sich entwickeln und damit das gesamte Kommunikationsverhalten der Gesellschaft – was die Arbeit in allen Berufen verändert.

Und kein Mensch hätten es für möglich gehalten, dass die Mitgliedschaft in der evangelischen Kirche in Deutschland auf unter ein Viertel der Bevölkerung schrumpft, in unserer Landeskirche deutlich darunter, in manchen Gegenden in den einstelligen Prozentbereich.

Das alles wirkt auch auf den Pfarrberuf, der in die Zeit passen und angemessen verändert werden muss. Gleichzeitig wollen zum Teil starke Beharrungskräfte in den Gemeinden Veränderungen aufhalten. Die Synode

hat den Auftrag gegeben, den Pfarrberuf in diesem Spannungsfeld weiter zu entwickeln.

Dabei geht es auch um Frauen, denn das Recht auf jede Position bedeutet nicht automatisch, dass Pfarrerrinnen ins Superintendentenamt wollen oder gewählt werden. Ein Trainee-Programm ist 2018 angelaufen, um zu ermutigen und befähigen. Große Hürden, die nicht mit gutem Willen, Menschenliebe und Organisationstalent lösbar wären, gibt es für keine Ebene der Ordinierten.

Auf längere Sicht – 50 oder gar 75 Jahre im Voraus kann niemand denken, aber vielleicht 25 – dürfte die Genderfrage eines der kleineren Probleme der evangelischen Kirche sein. Familienfreundlich werden die Arbeitsstrukturen sein müssen für Pfarrer und Pfarrerrinnen, elektronische Kommunikation wird eine zentrale Rolle spielen, Seelsorge und Verkündigung gehen neue Wege. Die Pfarrerschaft und andere im Verkündigungsdienst in Wort und Musik, im Beruf und Ehrenamt, werden ihrer Berufung heute und künftig folgen, in hoffentlich angemessenen Verwaltungsstrukturen. Gott wird seine Kirche weiter führen, darauf vertraue ich!

Sigrun Neuwerth

Die Autor*innen



Albrecht, Sonja, Jg. 1980, Pfarrerin der evangelischen Kirchengemeinde Schlachtensee; verheiratet, drei Kinder, E-Mail: s.albrecht@gemeinde-schlachtensee.de



Althausen, Dagmar; Pfarrerin Ev. Kirchengemeinde Rosenthal-Wilhelmsruh; 1987 ordiniert, Entsendung in Groß Woltersdorf, „Leitende Pfarrerin der Ev. Frauenhilfe in Deutschland“, 1999 bis 2002 Superintendentin in Weißwasser, E-Mail: pfarrerin.althausen@gmx.de



Assmann, Aleida, Jg. 1947, Kulturwissenschaftlerin, verheiratet, fünf Kinder, E-Mail: aleida.assmann@uni-konstanz.de



Auga, Ulrike E., Prof. Dr., Visiting Professor am Intersectional Center for Inclusion and Social Justice (INCISE) der Canterbury Christ Church University, UK; Zentrum für transdisziplinäre Geschlechterstudien (ZtG) der Humboldt-Universität zu Berlin; Präsidentin der International Association for the Study of Religion and Gender (IARG); Editor Routledge Critical Studies in Religion, Gender and Sexuality; Georgenkirchstraße 69, 10249 Berlin, E-Mail: ulrike.auga@hu-berlin.de



Bammel, Christina-Maria, OKR'n Dr., Jg. 1973, aufgewachsen in Erfurt, Studium der ev. Theologie, Religionswissenschaften und Philosophie in Marburg, Philadelphia (USA) und Berlin; Promotion in Fach Systematische Theologie; seit 2015 Leitung des Referats Kirchliches Leben im Konsistorium der EKBO; Georgenkirchstraße 69, 10249 Berlin, E-Mail: c.bammel@ekbo.de



Braeuer, Dorothea, Jg. 1955, Oberkonsistorialrätin und Pfarrerin, Referatsleiterin Spezialseelsorge und Referentin in der Personalabteilung der Ordinierten in der EKBO, verheiratet, drei Kinder, Georgenkirchstraße 69, 10249 Berlin, E-Mail: d.braeuer@ekbo.de



Bredendiek, Magdalena, Jg. 1994, Studentin der Ev. Theologie (Humboldt-Universität zu Berlin)



Deml, Barbara, Jg. 1966. Landeskirchliche Pfarrerin für Ökumene und Weltmission und stellvertretende Direktorin im Berliner Missionswerk; verheiratet, zwei erwachsene Kinder; Georgenkirchstraße 69/70, 12049 Berlin, E-Mail: b.deml@bmw.ekbo.de



Dröge, Markus; Dr. Dr. h.c., Jg. 1954, Bischof der Ev. Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz, Georgenkirchstraße 69, 10249 Berlin, E-Mail: M.Droege@ekbo.de



Enk, Solveig, Jg. 1978, Pfarrerin der Ev. Auenkirche Berlin, Wilhelmsau 118a, 10715 Berlin, E-Mail: enk@auenkirche.de



Gaiser, Kristian, Beauftragter für Gleichstellung und Diversity der Ev. Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz & Referent im Geschäftsbereich des Konsistorialpräsidenten. Studium der Politik- und Verwaltungswissenschaften, Romanistik, Soziologie und Public Finance für Kommunales, E-Mail: k.gaiser@ekbo.de



Görne, Ada-Julie; Jg. 1997; Studentin der Klassischen Archäologie und Ev. Theologie an der Humboldt-Universität zu Berlin im 5. Semester, E-Mail: agoerne@web.de



Görne, Nadja, Jg. 1968, ledig, drei Kinder, studierte Erziehungswissenschaften und Tibetologie an der Humboldt-Universität Berlin, Hausfrau



Lange, Gudrun, Jg. 1976, Fernseh-Dramaturgin und Drehbuchautorin, kirchengeschichtlich engagiert in der Hoffnungskirchengemeinde Berlin-Pankow, E-Mail: lange.gudrun@gmx.net



Markschies, Christoph, Prof. Dr. Dr. h.c. mult., Jg. 1962, Dekan und Professor für Antikes Christentum, Theologische Fakultät der Humboldt-Universität zu Berlin; Pfarrer; verheiratet mit Pfarrerin Eva Markschies; Unter den Linden 6, 10099 Berlin, E-Mail: christoph.markschies@rz.hu-berlin.de



Grohn, Anne, Prof. Dr., Jg. 1958, Professorin für Psychologie an der Ev. Hochschule Berlin; Psychotherapeutin, Supervisorin und Coach in eigener Praxis, E-Mail: grohn@eh-berlin.de



Lersner, Marita, Jg. 1972, Pfarrerin der Ev. Kirchengemeinde am Hohenzollernplatz Berlin-Wilmersdorf, Nassauische Str. 67, 10717 Berlin, E-Mail: lersner@hohenzollerngemeinde.de



Menzel, Kerstin, Dr., Jg. 1981, Pfarrerin im Entsendungsdienst als Landeskirchliche wissenschaftliche Mitarbeiterin am Seminar für Praktische Theologie der Humboldt-Universität zu Berlin, Unter den Linden 6, 10099 Berlin, kerstin.menzel@hu-berlin.de



Häusler, Ulrike, Wissenschaftliche Mitarbeiterin, Praktische Theologie/ Religionspädagogik, Humboldt-Universität zu Berlin, Unter den Linden 6, 10099 Berlin, E-Mail: ulrike.haeusler@hu-berlin.de



Ludwig, Hartmut, Doz., Dr., em. für Kirchliche Zeitgeschichte an der Theologischen Fakultät Berlin, Jg. 1942, verheiratet, zwei Kinder, Waldstr.66, 15566 Schöneiche bei Berlin, E-Mail: dr.h.Ludwig@gmx.de



Metzner, Gabriele, Dr., Pfarrerin und Dozentin am Ev. Predigerseminar Wittenberg, Schlosstr. 1, 06886 Lutherstadt Wittenberg, E-Mail: metzner@predigerseminar.de



Herche, Sylvia, Pfarrerin i. R., Jg. 1950, Sprecherin Frauenkonvent im Kirchenkreis Schlesische Oberlausitz, Vorstandsmitglied Weltgebetstag der Frauen – Deutsches Komitee e. V.; verheiratet, drei Kinder; Schönbergerstr. 2, 02827 Görlitz, E-Mail: m.s.herche@gmail.com



Manterfeld-Wormit, Barbara, Jg. 1968, Pfarrerin & Rundfunkbeauftragte der EKBO, Senderbeauftragte für den rbb, freie Autorin, Moderatorin & Buchherausgeberin, 2006–2009 Wort-Zum-Sonntag-Sprecherin der ARD. Verheiratet & Mutter von vier Kindern (drei Töchter, ein Sohn), E-Mail: b.manterfeld-wormit@ekbo.de



Möbius, Magdalena, Jg. 1966, Studienleiterin im Amt für kirchliche Dienste und landeskirchliche Pfarrerin für Frauenarbeit der Ev. Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz, drei Kinder, Goethestr. 26–30. 10625 Berlin, E-Mail: m.moebius@akd-ekbo.de



Kahl-Passoth, Susanne, Jg. 1948, verheiratet, eine Tochter, KRin i.R., zuletzt Direktorin Diakonisches Werk EKBO, Vorsitzende Ev. Frauen in Deutschland, stellv. Vorsitzende Deutscher Frauenrat, Finckensteinallee 130, 12205 Berlin, E-Mail: SKahl-Passoth@t-online.de



Müller, Rebecca, Dr., Jg. 1977; Pfarrerin und Referentin für Theologische Ausbildung in der Ev. Kirche in Hessen und Nassau; promoviert im Fach Kirchengeschichte mit einer Arbeit zum Thema: „Ausbildung zur Gemeindehelferin. Das Seminar für kirchlichen Frauendienst im Burckhardthaus e.V.“; Paulusplatz 1, 64285 Darmstadt, E-Mail: rebecca.mueller@ekhn-kv.de



Neuwerth, Sigrun, Dipl.-Ing. agr., Jg. 1956, verpartnert, Bundesministerium für Ernährung und Landwirtschaft, Präses der Landessynode Berlin, E-Mail: Landessynode@ekbo.de



Nüzel, Gerdi, Dr., Jg. 1961, Pfarrerin in der ESG Berlin/Notfonds, interreligiöse Lehrbeauftragte an der Universität Siegen, Forschungsprojekt „Shared Space: Konsequenzen der religiösen Pluralisierung für den öffentlichen Raum – dargestellt anhand der Entwicklung der Sakralräume in Berlin und Brandenburg seit 1671“, Koordinierungskreis des Berliner Forums der Religionen, Sorauer Str. 13, 10997 Berlin, E-Mail: nuetzelgerdi@web.de.



Pilger-Janßen, Tanja, Dr., Pfarrerin im Ev. Medienhaus EKBO, E-Mail: T.Pilger-Janssen@ekbo.de



Scheepers, Rajah, PD Dr., Jg. 1974, Pfarrerin der Matthäus-Gemeinde Berlin-Steglitz, Privatdozentin an der Universität Marburg, Fachbereich Ev. Theologie, Fachgebiet Kirchengeschichte; verheiratet, drei Kinder; Schloßstr. 44a, 12165 Berlin, E-Mail: Rajah.Scheepers@gmx.de



Siebert-Bright, Anja, Jg. 1975, Pfarrerin der Ev. Martin-Luther-Kirche Berlin-Neukölln, Fuldastr. 48, 12045 Berlin, E-Mail: Anja.Siebert@martin-luther-neukoelln.de



Strohmaier-Wiederanders, Gerlinde, Prof. em. Dr., Jg. 1941; Promotion 1971, Habilitation 1977, seit 1992 als Professorin für Christliche Archäologie, Kirchliche Kunst, Brandenburgische Kirchengeschichte; Humboldt-Universität zu Berlin, Theologische Fakultät, Burgstraße 26, 10178 Berlin; gerlinde.strohmaier-wiederanders@rz.hu-berlin.de



Trende, Margareta, geb. Heidler, Jg. 1971, verheiratet, 4 Kinder, Pfarrerin der Ev. Hoffnungskirchengemeinde, Berlin-Pankow; E-Mail: trende@hoffnungskirche-pankow.de



Waechter, Meike, Jg. 1972, Pfarrerin der Französischen Kirche zu Berlin, verheiratet, zwei Kinder, E-Mail: waechter@franzoesische-kirche.de



von Waechter-Spittler, Rebecca, Studentin der Ev. Theologie an der Humboldt-Universität zu Berlin



Winter, Agnes, Dr., Jg. 1965, wiss. Bibliothekarin, Leiterin Zweigbibliothek Theologie der Humboldt-Universität u. Fachreferentin Theologie u. Religionswissenschaft, Unter den Linden 6, 10099 Berlin

Bildnachweis

Diese Festschrift ist der Begleitband zur gleichnamigen Ausstellung. Beides entstand im Rahmen des Projektes „Würdigung und Aufarbeitung der Geschichte der Ordination von Frauen auf dem Gebiet der heutigen Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz“, mit dem Privatdozentin Pfarrerin Dr. Rajah Scheepers durch die Landeskirche beauftragt worden war.

Die Schirmherrschaft haben die Präses der Landessynode Sigrun Neuwert & Bischof Dr. Markus Dröge inne.

Eröffnet wurde die Ausstellung im Rahmen eines Festaktes am 30. April 2019 in der St. Marienkirche Berlin zu Berlin.

© Evangelische Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz, April 2019

Schutzgebühr: 10 Euro

Bestelladresse:

Evangelische Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz
Frau Amet Bick, Leiterin der Öffentlichkeitsarbeit EKBO
Ev. Zentrum, Georgenkirchstr. 69 – 70,
10249 Berlin
Tel: +49 (0) 30 24344-328
a.bick@ekbo.de

Der Dank gilt dem Evangelischen Zentralarchiv sowie dem Evangelischen Landeskirchlichen Archiv in Berlin für die gute Zusammenarbeit, den Verfasserinnen der 14 Tafeln für ihr Engagement, der AG Frauenordination im Konsistorium für ihre Unterstützung und schließlich der EKBO sowie dem Ehepaar Prof. Dr.-Ing. Helmut Reihlen und Dr. Erika Reihlen für die großzügige Unterstützung dieses Projektes.

Für Anregungen und Fragen sind wir dankbar.

Konzeption:
Rajah Scheepers

Layout:
Rüdiger Kern

Herstellung:
Wichern-Verlag GmbH, Berlin

Druck:
Elbe Druckerei Wittenberg

3	Klaus Böse	97	privat
5	Kühnapfel Fotografie	99	Fotoatelier Wünsche, Altdöbern
6, 8	Matthias Kindler	100	Bettina Keller
7	Manuela Schneider	101	Studienzentrum der EKD für Genderfragen (Hg.), Atlas zur Gleichstellung von Frauen und Männern in der evangelischen Kirche in Deutschland. Eine Bestandsaufnahme, Hannover 2015
9	epd-bild/Norbert Neetz		
10, 11	privat	102	privat
15	Billie Scheepers	104	Ev. Zentralarchiv
16	Germanisches Nationalmuseum in Nürnberg	105	HU UA, Rektor und Senat, Matrikel, 98. Rektorat, Matrikelnummer 5252/98.
18	Exemplar der Landesbibliothek Coburg P I 5/52,17 (VD 16 G 3680)	107	Visual Experts – Interfoto
21	Unitätsarchiv Herrnhut	108	Ev. Landeskirchliches Archiv in Berlin
23	Rajah Scheepers	109	Ev. Landeskirchliches Archiv in Berlin
24	Ev. Zentralarchiv	111	privat/Ev. Zentralarchiv
27	Ev. Landeskirchliches Archiv in Berlin	113	Landeskirchliches Archiv Kiel, 91 Ansichten- und Fotosammlung Nr. 141
28, 29	privat		
31	Landeskirchliches Archiv Kiel, 91 Ansichten- und Fotosammlung Nr. 150	114	privat
32	privat	115	Studienzentrum der EKD für Genderfragen (Hg.), Gleichstellung im geistlichen Amt. Ergänzungsband 1 zum Atlas zur Gleichstellung von Frauen und Männern in der evangelischen Kirche in Deutschland, Hannover 2017
35	aus: Wolfgang See, Rudolf Weckerling (Hg.), Frauen im Kirchenkampf: Beispiele aus der Bekennenden Kirche Berlin-Brandenburg 1933 bis 1945, Berlin 1984	116	Archiv der Ev. Kirche im Rheinland
36	Archiv Kloster Stift zum Heiligengrabe	117	Archiv der Evangelischen Kirche im Rheinland
37	privat		
39	Evangelisches Zentralarchiv in Berlin	119	aus: Susi Hausammann, Nicole Kuroпка und Heike Scherer (Hg.), Frauen in dunkler Zeit: Schicksal und Arbeit von Frauen in der Kirche zwischen 1933 und 1945. Aufsätze aus der Sozietät „Frauen im Kirchenkampf“, Bonn 1996
40, 41	Heike Lipski-Melchior	120/121	epd-bild/Peter Endig
42	Konvent Ev. Theologinnen in der Bundesrepublik Deutschland e.V.	123	privat
43–45	privat	127	privat
46, 47	Ev. Zentralarchiv	129	privat
49	Archiv der Hoffnungskirchengemeinde Pankow	131	Mario Monk
51	Archiv der Evangelischen Kirchengemeinde St. Nikolai in Berlin-Spandau	132	Holger Bentele
55	epd-bild/Rolf Zöllner	133	privat
57	privat	134	privat
59	privat	137	Presse- und Öffentlichkeitsarbeit des Berliner Missionswerkes
61	privat	138/139	GerardM, NL (CC BY-SA 3.0); Dietmar Rabich (CC BY-SA 4.0); Berkan; A.Savin, Wikimedia Commons; Gregor Rom (CC BY-SA 4.0); Wolfgang Kern; Hans G. Oberlack (CC BY-SA 4.0)
62	privat	141	Konstantin Börner ©Theologisches Konvikt 2017
64	Ev. Landeskirchliches Archiv in Berlin	143	Historisches Archiv des Ev. Johannesstifts
65	Ev. Zentralarchiv	144/145	Dietmar Rabich (CC BY-SA 4.0)
77	privat	146	Privatarchiv Renate Moderow
78	ARD Degeto Joseph Wolfsberg	147	Stefan Günther
79	Stephan Born (Annette Behnken) Klaus Landry, Speyer (Mechthild Werner)	153	Pfarrdienststatistik der EKD 2015/2017 (Diagramm links); Atlas zur Gleichstellung von Frauen und Männern in der EKD 2014; Leitende Geistliche: Kerstin Menzel (Diagramm rechts)
81	privat		
82, 83	privat		
84	Rajah Scheepers		
86	privat		
87	Rajah Scheepers		
88	Rajah Scheepers		
89	privat		
90	Studienzentrum der EKD für Genderfragen (Hg.), Atlas zur Gleichstellung von Frauen und Männern in der evangelischen Kirche in Deutschland. Eine Bestandsaufnahme, Hannover 2015		
91	privat		
93	privat		
94,95	privat		
96	privat		